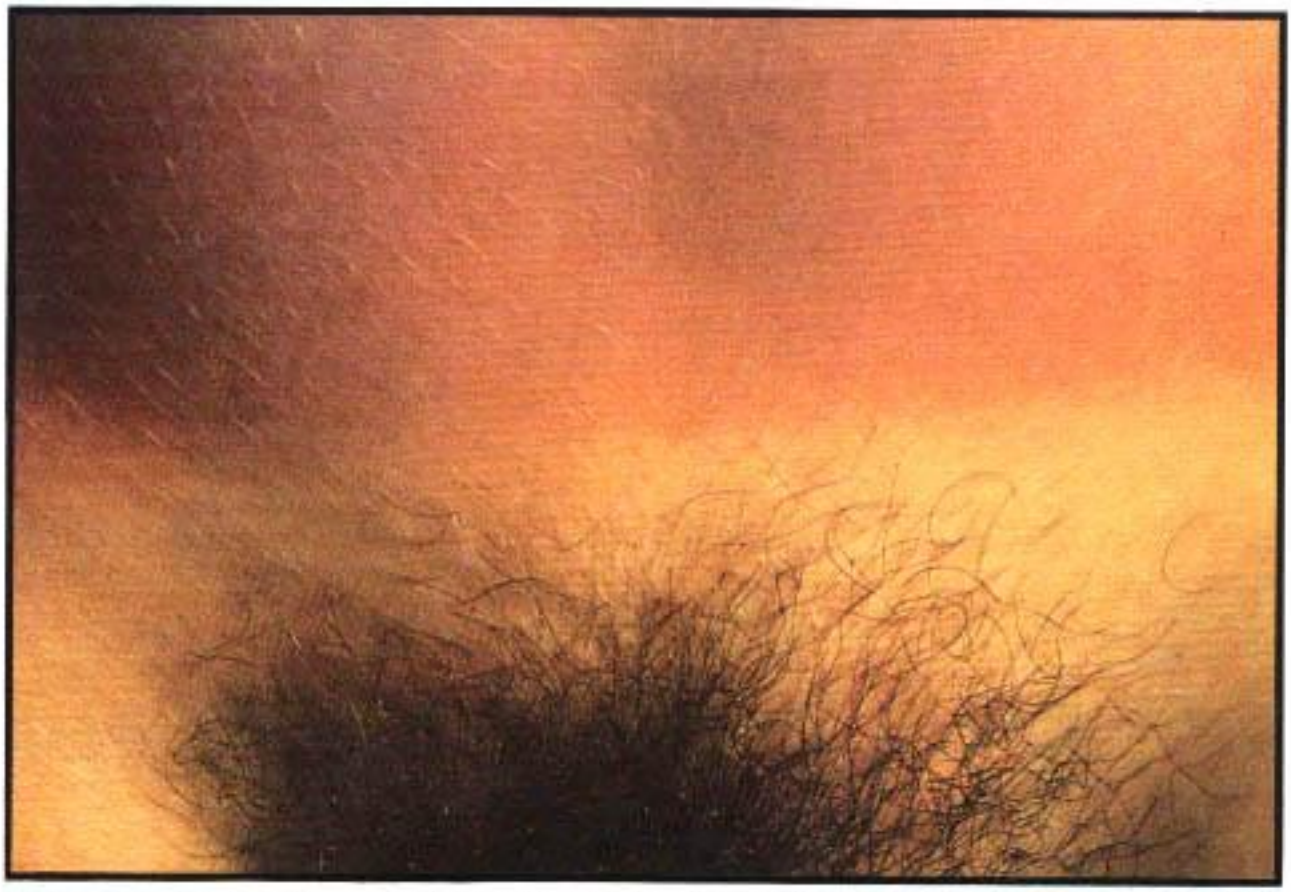
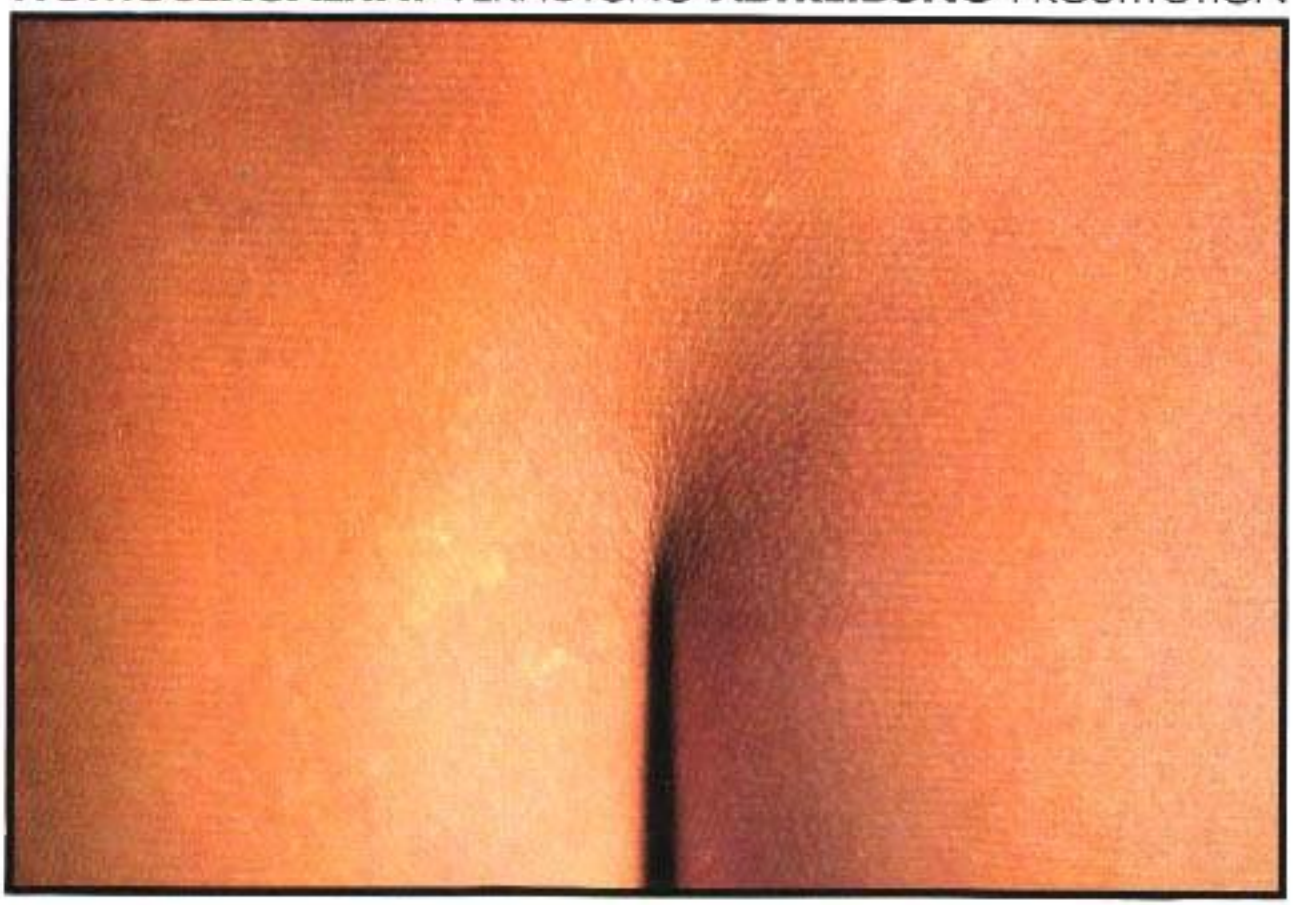
konkret

SEXUALITÄT

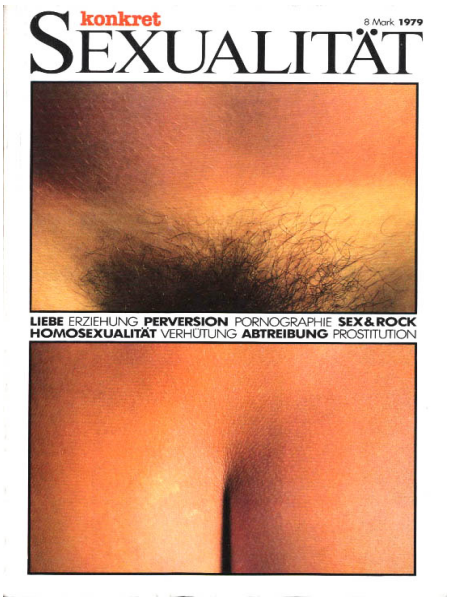
8 Mark 1979



LIEBE ERZIEHUNG **PERVERSION** PORNOGRAPHIE **SEX & ROCK**
HOMOSEXUALITÄT VERHÜTUNG **ABTREIBUNG** PROSTITUTION



in Sexualität konkret 1979



INTERN

DAS GEMEINE LIED DER LIEBE von Volkmar Sigusch
Freie Liebe, Ehe auf Zeit, Partnertausch, Gruppensex und Singles-Bewegung - die Sumpfblüten zerstörter Sinnlichkeit

EROTIK IST NUR NOCH ALLEINSEIN von Gunter Schmidt
Die Sucht, ständig verliebt zu sein, überfordert alle Zweierbeziehungen.

„DAS IST DIE TODSÜNDE, KINDER!“ von Uwe Herzog
Über Sexualkunde im Freistaat Bayern

SEXUALAUFKLÄRUNG von Helmut Kentler
„Warum hat Mutti kein Glied?« - »Wie kommen die Kinder in den Bauch hinein?« Antworten von Helmut Kentler

„WENN MAN DER LETZTE DRECK IST“ von Uwe Herzog
»Der Freier flucht, die Nutte kichert - hoffentlich Allianz versichert« - so »lustig« ist das Leben der Prostituierten nur im Herrenwitz. Die Zeiten der Plüschsalons, Schummerbeleuchtung und Halbweltdamen ist vorbei. Die typische Strich-Karriere 1979: Arbeitslos -drogenabhängig -prostituiert. Und mit 25 »über die Wupper«.

DER 18. BRUMAIRE DER SEXUELLEN „REVOLUTION" von Hermann L. Gremliza

LETZTER VERSUCH EINES EINSAMEN GEPFLEGTEN JUNGGESELLEN von Herbert Ladendorf

SADO-MASOCHISMUS von Eberhard Schorsch
Über die gesellschaftlichen Ursachen eines sexuellen Modetrends

PERVERSIONEN; WAS IST DAS? von Adolf-Ernst Meyer

ALPTRÄUME MIT MINUTENLICHT von Hans Eppendorfer
Sexualität als Kriminalität, als Körperverletzung und schließlich als Mord. Aus den USA nahen Sexwellen, deren Inhumanität den völligen Verfall einer Kultur ankündigen. Hans Eppendorfer hat die US-Szene beobachtet.

Was ist, wie wirkt PORNOGRAPHIE

„Gehn wir mal eben in'n Papierkeller?"

BETRIEB ALS BORDELL ODER WAS? von Luc Jochimsen
Luc Jochimsen kommentiert die 'Phantasien' des Betriebsrats

Mädchenhandel

THESEN ÜBER NATUR UND SEXUALITÄT von Volkmar Sigusch

ZUCHT, ASKESE, SELBSTBEHERRSCHUNG von Otto Köhler

DIE VERQUATSCHTE SEXUALITÄT von Jürgen Schlaegel-Prochaska
Der sog. Volksmund sagt: »Liebe kann man nicht beschreiben, Liebe muß man praktisch treiben. « Da hat der Volksmund aber verdammt recht, wie die Ergebnisse einer Untersuchung von Jürgen Schlaegel-Prochaska zeigen.

SEXUALITÄT IM ALTER von Martin Dannecker

Jetzt hat man die Alten als sexuelle Marktlücke entdeckt. Und keiner denkt daran, daß sie auch froh sein könnten, von der Qual ihrer sexuellen Erlebnisse befreit zu sein.

KNABENPUFF von Rainer Junge

In fast allen bundesdeutschen Großstädten gibt es Bordelle, in denen sich Jungen im Alter zwischen zehn und fünfzehn Jahren anbieten. Nicht aus Not, sondern aus Langeweile, Lethargie und Sinnleere. Die perverse Faszination des Geldes besorgt das Restliche. Eine Reportage

LÄNDLICHE LIEBE von Günter Herburger

SCHWIERIGKEITEN IM UMGANG MIT DEN HOMOSEXUELLEN von Martin Dannecker

LINKS UND LINKSGESTRICKT von Hartmut Schulze

Homosexuelle und Kommunisten - Über die Schwierigkeiten einer Minderheit mit der andern.

LESBIERINNEN von Siegrid Schäfer

Was sind das für Frauen?

„...als ob Lesbischsein sich nur im Bett abspielt" von Alexandra von Streit

Die lesbische Propaganda heißt: Wir sind edel, hilfreich und gut, vor allem aber »sauber« und geschlechtslos. Alexandra v. Streit plädiert für ein Bekenntnis zur lesbischen Sexualität

LESBISCHSEIN, unser unbewußter politischer Widerstand

Zu uns: Ulrike (33) ist gelernte Graphikerin, hat 6 Jahre in diesem Beruf gearbeitet und studiert jetzt im 2. Semester Psychologie. Sie ist nach 4 Jahren Ehe geschieden und seit 2 Jahren in der Frauenbewegung. Ute (38) war Fremdsprachenkorrespondentin und ist jetzt Studienrätin an einer Gesamtschule. Nach 3 Jahren Ehe geschieden und seit 7 Jahren in der Frauenbewegung. Wir stehen zu unserer Biographie

LIEBESLIED AN BLÖDE ZIEGEN von Wolf Biermann, Ingrid Klein

Einen »deutschen Bier-Mann« nannte die Feministinnen-Zeitschrift »Courage« den Liedermacher Wolf Biermann, Frauen seien ihm bloß »Freiwild« und »Fleisch« und Solidarität unter Frauen verspotte er. Wirklich? Ingrid Klein hat Biermann für SEXUALITÄT KONKRET befragt

SEXUALSTRAFPROZESS UND ÖFFENTLICHKEIT von Gerhard Mauz

Gerhard Mauz, Gerichtsreporter beim »Spiegel«, über journalistische Triebtäter

ROCK ´N ´ROLL MACHT ES DIR von Günter Amendt

ROCK´N´ROLL IST SEX von Eric Burdon

EMPFÄNGNISVERHÜTUNG

Was es gibt an Verhütungsmittel und wie es wirkt

IST ABBRUCH SCHÖN? von Ingrid Klein

Warum man dem Staat nicht erlauben darf, über den Bauch der Frau zu bestimmen. Und warum frau sich nicht alles erlauben soll, was sie dem Staat nicht erlauben will, zu verbieten. Ein Bericht von Ingrid Klein

ICH BIN PEGGY PARNASS, von Peggy Parnass

NOTIZEN AUS EINEM GESCHLECHTSLEBEN von Piet Christians

Ein durchschnittlicher Intelligenzler, Chauvi wie du und ich, wird erwachsen. Autobiografisches über den mühseligen Weg zur ehelichen Zufriedenheit - eine Liebeserklärung an Frau und Tochter

DIE PROGNOSE DES GUTACHTERS WAR SCHLECHT von Friedemann Pfäfflin

Fehlleistungen von Sachverständigen und Juristen in Sexualstrafprozessen

IRREN IST MENSCHLICH von Eberhard Schorsch

Klaus Dörner und Ursula Plog haben ein Lehrbuch der Psychiatrie/Psychotherapie geschrieben. Eberhard Schorsch stellt es vor

TOTE HOSE AUS SATIN von Hartmut Schulze

Disco - der massenhaft geplante Betrug an der Sexualität.

Konkret-Sexualität 1979, S. 4

INTERN

Hat die »sexuelle Revolution«, die uns vor Jahren verheißen wurde, endlich gesiegt? Man könnte es glauben, wenn man sieht und liest, was es so alles gibt, 1979 in der Bundesrepublik: In Großstadtkinos werden Sado-Keller per Werbespot angepriesen, Versandfirmen bieten elektrische Onanier-Automaten an, auch der Generalvertreter sagt »ficken«, Homosexuelle küssen sich demonstrativ auf der Straße, Vierzehnjährige nehmen die Pille, Siebzigjährige werden zur Wiederaufnahme des Geschlechtsverkehrs angehalten, abendländische Zeitungen werben seitenlang für Bordelle und beim Europaparteitag der CDU tanzt ein Pariser Nacktballett.

Ist das die große Freiheit, die uns der dümmliche Slogan »Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment« versprochen hat? Die »Libertinage«, vor der uns die abendländischen Leitartikler gewarnt haben? Auch ein Philister, sagt Lichtenberg, kann recht haben - aber nie in den Gründen: Tatsächlich endete viel Freiheitssehnsucht in blöder Libertinage, entartete sexuelle Liberalisierung auch in sexuellen Manchester-Liberalismus: Liebe 79 - ein florierender Geschäftszweig.

Umso hilfloser wurden die Menschen in ihrem Geschlechtsleben. Die Konsumenten dänischer Pornos und US-amerikanischer Reports wissen so wenig wie ihre Eltern, und was sie fühlten oder ahnten, ließ man sie auch noch vergessen. Oder ist es ein Fortschritt zu glauben, Liebe sei eine Art Zimmergymnastik, als zu fürchten, Onanie führe zu Rückenmarkschwund?

Dabei gibt es gerade in der Bundesrepublik seit Jahren eine kritische Sexualforschung, die international Maßstäbe setzt. Doch ihre Analysen und Ergebnisse dringen nur sporadisch in die öffentliche Diskussion vor und fast gar nicht ins Bewußtsein derer, die es angeht. Weil das nicht so bleiben darf, weil wir rund um uns die kaputten Sexualverhältnisse sehen und die Hilflosigkeit vor ihnen, deshalb haben wir SEXUALITÄT KONKRET gemacht. Geholfen hat uns dabei, als ständiger redaktioneller Berater, Prof. Dr. med. Volkmar Sigusch. 1. Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung, Leiter der Abteilung für Sexualwissenschaft des Klinikums der Universität Frankfurt am Main. Seinem Engagement haben wir es zu verdanken, daß die wichtigsten Sexualforscher an SEXUALITÄT KONKRET mitgearbeitet haben.

Konkret-Sexualität 1979, S. 6

Volkmar Sigusch

DAS GEMEINE LIED DER LIEBE

Freie Liebe, Ehe auf Zeit, Partnertausch, Gruppensex und Singles-Bewegung - die Sumpfblüten zerstörter Sinnlichkeit

Unsere Liebe ist Leben und Tod ineins. Sie ist weich, warm und weiblich. Sie eifert nicht und treibt nicht Mutwillen. Sie bläht sich nicht auf und stellt sich nicht ungebärdig. Sie sucht nicht das Ihre und läßt sich nicht erbittern. Sie verträgt alles, duldet alles, tröstet still und offen. Sie ist ohne Angst, Leere, Zwang und Scham. Sie bereichert, einigt und birgt. Sie schafft Weibliches im Männlichen und Männliches im Weiblichen, leicht, heiter und kindlich wie ein Abendwind über Ägadien. Sie rettet Verlorenes als Gegenwart und schafft Zukunft aus dem Verlust. Nichts ist befreiender für die angespannte Seele, nichts belebender für die verhärtete, nichts stärkender für die kranke. Die Liebe macht die kleine Seele groß.

Singen wir nach dem hohen Lied das niedere Lied der Liebe. Es klingt vielleicht vertrauter: Unsere Liebe ist eine Orgie gemeinster Quälereien. Sie ist voll raffinierter Erniedrigung, wilder Entmächtigung, bitterer Enttäuschung, boshafter Rache und gehässiger Aggression. Sie ist gierig, klebrig, verschlingend, maßlos, kurzatmig, empfindlich, heuchlerisch, unstillbar. Zu ihr gehören Gefühle der Not, nicht des Wohlbehagens: Haß, Angst, Wut, Schuld, Schwäche, Niederlage, Neid und eifernde Sucht. Auf dem Weg der Liebe befriedigt sich der eine selbst durch den und am anderen. Was dem einen recht ist, sei dem anderen billig. Liebende machen einander gefügig. Nur dabei schlägt ihnen keine Stunde. Unsere Liebe ist egozentrisch und asozial, eine nahe Verwandte des Wahnsinns und der Sucht. Wer an Verliebte denkt, weiß, wovon ich rede. Nur die Hochschätzung der Liebe in der Kultur bewahrt sie gewöhnlich davor, als Krankheit im Sinne der Reichsversicherungsordnung liquidiert zu werden.

Das gemeine Lied der Liebe ist gewiß beides: eine Strophe vom hohen, tausend vom niederen, alltäglicher Refrain und lebenslange Reprise. Das, was wir Liebe nennen, ist eine Einheit einander entgegengesetzter seelischer Strebungen. Wie gesagt: Leben und Tod, Selbstwerdung und Verschmelzung, Spiel und Ernst, Harmonie und Spannung, Heiterkeit und Tragik, grobsinnlich und zartzärtlich.

Warum führt sich unsere Liebe wie ein Rätsel auf, als Vexierbild und Schimäre? Warum schillert sie so und entwischt einem immer? Warum erscheint sie im Leben als monströser Bastard, wie der Süßstoff für die muffigmoderne Seele, entweder blutige Realität oder jauchzend, japsend wie halbtote Tanten mit mondweißen Armen? Warum muß jeder, der über Liebe schreibt, wie der Papagei auf der Stange sein? Ich denke, es gibt objektive Gründe dafür.

DIE HISTORISCHE GEBURT DER INDIVIDUELLEN GESCHLECHTSLIEBE

So verrückt es auch klingen mag: Kapitalismus und Liebe gehören zusammen. Jedenfalls ist die individuelle Geschlechtsliebe erst mit der Zangengeburt des bürgerlichen Individuums historisch als Möglichkeit aufgekommen, also mit dem Durchbruch der kapitalistischen Produktionsweise und dem Aufstieg der Bourgeoisie zur herrschenden Klasse. Davor, bei Jägern und Sammlern, bei Bodenbauern und Viehzüchtern, in der patriarchalischen Ausbeutergesellschaft, in der Sklavenhaltergesellschaft und im Feudalismus, hat es sie nicht gegeben -*als* freie Übereinkunft autonomer Individuen, die Gegenliebe beim geliebten Menschen voraussetzt und den sexuellen Umgang nur danach bemißt, als ein Menschenrecht beider, des Mannes *und* der Frau, Liebesbeziehungen als Gewissensbeziehungen mit einer Intensität und Dauerhaftigkeit, bei allen, immer und ums ganze, auf die sich die Menschen in Altertum und Mittelalter hätten keinen Reim machen können.

Diese Idee der Liebe gibt es wie unsere Art und Weise zu lieben erst seit einigen Jahrhunderten, sagen wir seit zehn Generationen. Die individuelle Geschlechtsliebe ist ein neuer sittlicher Maßstab. Sie gehört zu den historisch jüngsten Errungenschaften der Gattung Mensch, die immerhin seit zwei bis drei Millionen Jahren ihre Spur auf der Erde hinterläßt. Jener Mensch, den die Wissenschaft Homo sapiens nennt und dem sie uns zurechnet, lebt seit etwa zehntausend Generationen, denen wiederum gewiß einhunderttausend Generationen von Affenmenschen und Neandertalern vorausgegangen sind. Ist das nicht einer der Gründe für die Instabilität der Liebe und dafür, daß sie noch nicht zu sich gekommen ist?

Wesentlicher scheint mir ein anderer Gedanke zu sein. Das bürgerliche Individuum samt seiner individuellen Liebe hat es, konkret genommen, bisher nur auf dem Papier, also nicht konkret gegeben - im großen bürgerlichen Roman vor allem, daneben in wissenschaftlichen Traktaten über den Menschen. Tatsächlich ist das bürgerliche Individuum, dessen Prozeß des Entstehens schon einer des Zerfalls war, nie zu sich gekommen und folglich auch nicht die Liebe. Gesellschaftlich war die Liebe immer tot, aber sie lebt seit einigen Generationen in den Menschen - als Idee und Möglichkeit.

Viel mehr konnte sie bis heute nicht werden, weil die Disposition zur individuellen Geschlechtsliebe sogleich im Fortgang der Geschichte durch eine andere aufs äußerste behindert worden ist. Diese, Disposition zur Lohnarbeit genannt, ist aber nicht nur Möglichkeit geblieben. Sie ist mittlerweile massenhaft manifest und beansprucht objektiv den höchsten Rang unter den menschlichen Verfassungen, indem sie dem Wesen der hiesigen Gesellschaftsformation seelisch gemäß ist. Die Disposition zur Lohnarbeit hat die Disposition zur Liebe von Anbeginn gewürgt und bis heute in der Latenz gehalten.

Als Kern zeigt sich: Die individuelle Liebe ist die Idee vom menschlichen Umgang des Menschen mit dem Menschen. Die Utopie der wirklichen Liebe setzt den Menschen *als Menschen* und sein Verhältnis zur Welt *als ein menschliches* voraus.

DIE ALLGEMEINSTE VERNICHTUNG DER LIEBE

Schauen wir uns um, betrachten wir die Voraussetzungen: Überall Herr und Knecht, oben und unten. Überall Unvernunft, Chaos, Zerstörung. Die Menschen von kleinauf erniedrigt, gedümpelt, entwertet, genötigt, isoliert, leer, voll Angst und ohne Würde. Wer tagein, tagaus als Maschine drei Handgriffe machen, wer Jahr um Jahr als Maske nutzlose Waren an den Käufer bringen, wer ein Leben lang als Handlanger tote Akten gegen Menschen führen muß, wer so im allgemeinen Leben zurechtgestanzt wird, der kann nicht einfach im Liebes- und Geschlechtsleben das Gegenteil von Maschine, Maske, Handlanger sein - plötzlich er selber, unverstellt, die Seele ganz gelöst.

Unterm Kreuz des Warenfetischs, unter der Diktatur des Tauschprinzips sind die *gesellschaftlichen* Beziehungen der Menschen wie Beziehungen von Ding zu Ding, von Sache zu Sache. In einer solchen Gesellschaftsformation sind die *mitmenschlichen* Beziehungen nicht einfach solidarisch, anständig, harmonisch, menschlich. Im schlechten Allgemeinen können die Beziehungen von Mensch zu Mensch nicht einfach gut sein.

DIE ILLUSION DER LIEBE ALS ZWANGSGESTALT

Und doch wollen wir alle lieben und geliebt werden. Und doch wollen wir alle mit *einem* anderen Menschen glücklich sein, unsere Sinne befriedigen - ob Frau, ob Mann, ob hetero- oder homosexuell, so genannt. Wie kommt dieser Wunsch in jeden von uns hinein? Und warum hat er die Kraft einer Naturgewalt, obwohl die Liebe, die wir haben, kaum natürlicher ist als Zins und Zinseszins?

Liebesbeziehungen und Lusterleben gibt es beim Erwachsenen nicht losgelöst von den ersten, immer prägenden Empfindungen und Erfahrungen der frühen Kindheit. Die seelische Gegenwart ist ohne die seelische Vergangenheit nicht zu denken. Im Umgang mit *einem* Menschen, im allgemeinen der Mutter, wird unter hiesigen Verhältnissen der Mensch seelisch geboren, viele Monate nach der körperlichen Geburt. Die Psychoanalyse nennt diesen Vorgang Individuation, weil sie an der Vorstellung festhält, es entstünde dadurch, wenigstens im Kern, die Sorte Mensch, die bürgerliches Individuum zu nennen wir uns angewöhnt haben.

Das hohe und das niedere Lied der Liebe repräsentieren Himmel und Hölle der frühen Beziehung zur Mutter. Nichts ist wonniger, nichts ist ängstigender, als der Mutter nah und fern zu sein. Diese Gefühle begleiten uns von der Windel bis zum Leichentuch. Psychologisch gesprochen, ist die Liebesfähigkeit eine sekundäre Bildung, die durch Prozesse des Versagens und Trennens, des Gewährens- und Verbindens, die durch die Anpassung an die Realität erzeugt wird. Die Fähigkeit zu lieben ist ineins das Verlassen der Mutter und ihr Wiederfinden. Liebe und Lust sind von kleinauf zusammengebrannt mit Einsamkeit, Gewalt, Unterdrückung, Verbot und Angst auf der einen, mit allseitiger Wunscherfüllung, dem Eintauchen ins kollektive Seelenall und dem Gefühl, nun sei die Welt in Ordnung, auf der anderen Seite -eine Illusion, die lebenslänglich mit kindlich-seelischen Mitteln taub gesucht und gefunden wird.

DIE LIEBE ALS ALLGEMEINES ERFORDERNIS DES LEBENS

Liebe ist aber nicht nur die Sehnsucht nach Kindheitsparadiesen voll lustvoller Harmonie. Liebe ist auch ein allgemeines Erfordernis des erwachsenen Lebens. Die Leere, Distanz und Kälte der Arbeitswelt, überhaupt des gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens, sind im allgemeinen nur mit der Aufgabe, Nähe und Wärme einer Zweierbeziehung auszuhalten, die wenn schon nicht zu erreichen, so doch wenigstens versprochen sind. Das ist einer der Gründe, warum seit fast zwei Jahrzehnten ohne Unterlaß, massiert und immer schriller, über Beziehungen, »Verkehrsformen«, Sexualität und dergleichen geredet und geschrieben wird, neuerdings in Medizin und Psychologie über Paar und Paartherapie, warum über uns eine »Sexwelle« hinweggewabert ist und diese Zeitschrift nun versucht, zum Thema konkret zu werden.

In der Tat: Nur wer die Verdinglichung und Entfremdung aller Beziehungen durch Liebe oder (die erst noch von ihr zu differenzierende) Verliebtheit, also mehr oder weniger mit den Mitteln des Rauschs, der Sucht, des Wahnsinns außer Kraft zu setzen sucht, kann die Wirklichkeit ein wenig zum Tanzen bringen und überleben. Wer nicht illusionär verkennt, wer

nicht liebt, wird krank. Doch das ist unter hiesigen Lebensverhältnissen höchst gefährlich, ein Wagnis ersten Ranges, weil wir auf Abwehr und Erstarrung, auf das Niederhalten der Gefühle und das Prüfen der Realität ebenso angewiesen sind. Man kann es sehen: Wer im Orgasmus den Kopf verliert, dem ist nicht zum Lachen. Die Liebe - ein Kunststück, ein akrobatischer Seiltanz ohne Netz. Und viele liegen am Boden. Und viele brechen sich das Kreuz.

Eine Alternative zu dieser Art zu leben und zu lieben, die den Namen verdiente, kann es nicht geben, da Individuum und Gesellschaft eine Einheit sind und zugleich prinzipiell entzweit. Das, was uns als »Alternative« notwendigerweise beschäftigt hat oder einfach kursiert, ist Aufschrei und Aufruhr, zwangsläufig Abklatsch oder modisches Zeug, obszön, reaktionär oder nur von Privilegierten scheibchenweise einzulösen, letztendlich immer zum Scheitern verurteilt. Das gilt für die »freie Liebe« und die »Ehe auf Zeit« ebenso wie für Großfamilie und Kommune. Partnertausch und Gruppensexualität - ich sage es noch einmal - sind an kleinbürgerlicher Stupidität kaum zu überbieten. Sie sind weiß Gott zeitgemäße Sumpfblüten spezifisch zerstörter Sinnlichkeit, Menetekel im Sitten- und Kulturzerfall. Der letzte Schrei schließlich, der »Singles« heißt, ist wirklich ein Schrei -aus Not, nach Hilfe, maßlos traurig, zum Weinen. Aus freien Stücken lebt niemand allein. Etwa die alkoholabhängigen Witwen? Die drogenabhängigen Jugendlichen? Die liebes- und arbeitsunfähigen Studenten?

Das öffentliche Gerede übers Alleinleben fällt nicht aus heiterem Himmel. Es kommt zwar, soweit ich sehe, wie ähnliches aus intellektuellen Unterschichten und solchen, die am Rande stehen. Es läßt uns aber fragen, ob nicht generell das Zersplittern der persönlichen Autonomie und die Brüchigkeit des Selbstwertgefühls, ob nicht der Zerfall des autonom gedachten Individuums und der Grad seiner Vergesellschaftung einem neuerlichen Höhepunkt zustreben, ob das nicht alles auf ein zwischenmenschliches Drama kollektiven Ausmaßes hinweist, wie es die Gattung Mensch noch nicht erlebt hat. Anders gesagt: Ob nicht aus Ich-Schwäche die Bindungsunfähigkeit, die Angst vor Nähe und Verpflichtung immer größer geworden ist, wobei sich der eingepflanzte Wunsch nach einer Bindung, nach einer dauerhaften Zweierbeziehung gleichzeitig weiterhin mächtig äußert und im Trotzdem enormes Leid produziert.

Manchmal denke ich: Es war noch nie so schwierig, zu lieben und geliebt zu werden, so oder so, und wir waren zugleich noch nie so auf Liebe und Gegenliebe angewiesen wie heute, auf Freundlichkeit, Rücksichtnahme, Achtung, Trost, Geborgenheit, letztendlich auf sittliche Werte und einen Sinn fürs Leben. Wo aber finden wir das im gesellschaftlichen Leben? Um so wahrer ist wohl: Noch nie war die utopisch-emanzipatorische Dimension von Liebe und Treue in der Gattungsgeschichte des Menschen so von Belang wie heute in der hiesigen Gesellschaft und Kultur.

Wer den Volksmassen, die in Zweierbeziehungen leben, Liebe und Treue suchen und aus objektivem Grund benötigen, von links sagen zu müssen meint, wie sie heute »anders« zu leben hätten, sollte auch das prüfen, bevor er in zynischer Weise massenhaftes Erleben und Verhalten diffamiert.

Wer unter hiesigen Bedingungen für lebenslange Treue, für Monogamie, für das Institut der Ehe plädiert, ist ebenso naiv bis zynisch wie jene, die dem Sinnlichen mit anderen Mitteln auf die Sprünge helfen wollen. Der kleine Bürger, der das Grau-in-Grau seines Alltags aufzufrischen sucht, indem er aufgeschnappte Sexualtechniken an seiner Frau exekutiert, ahnt nicht: daß das nur ein Reflex auf die allgemeine Verdinglichung des Mitmenschlichen ist. Der linksliberale Redakteur, der mit der lügnerischen Devise »Bei uns ist alles erlaubt« nach Hause kommt, angelesene Sexualpraktiken ausprobiert wie Eis am Stiel und sich dabei emanzipiert wähnt, macht den Beischlaf zur Klempnerei und zollt denselben Tribut. Wenn Menschen miteinander umgehen, als seien sie generalisierte Geschlechtswerkzeuge, entmenschlichen sie Sinnlichkeit und Sexualität auf ein weiteres. Die heutigen Partner, die einander »alles gestatten«, haben den Kampf um Liebe wider das honigsüße Klischee, um solidarische Treue wider die herrschende Praxis schon lange verloren. Sie handeln auf der Höhe der Unmoral: aufreißen, auslutschen, eintauschen, wegschmeißen. Wollen sie das nicht wahrhaben, müssen sie leugnen und lügen. Das nimmt immer ein böses Ende.

Die Psychoanalyse meint, manchen von uns immer wieder mit ihrem Postulat der »genitalen«, der »reifen« Liebe beunruhigen zu müssen. Doch ihre »genitale« Liebe gibt es im Leben nicht. Aber sie hat recht: Liebe ist nicht einfach da wie die Begierde. Sie muß ständig, ununterbrochen, unermüdlich erlernt, erarbeitet, in Beziehungen gehalten werden - als der Versuch zweier Menschen, einander jene Bedürfnisse zu befriedigen, die lebensgeschichtlich verbogen und gesellschaftsgeschichtlich zum Unding geworden sind.

Ich weiß: Mitmenschliches unter den herrschenden Lebensbedingungen suchen, heißt objektiv, das gesellschaftliche Unding Liebe immer wieder in seiner seelischen und sozialen Zwangsgestalt errichten, als verdinglichtes. Der hiesigen Gesellschaftsformation ist Liebe wesensfremd. Zwei Hindernisse stehen obenan: Erstens die Struktur der Gesellschaft samt der Struktur der Mutter-Kind-Beziehung samt der Art und Weise der Kinderaufzucht mit ihren Resultaten. Zweitens - also nicht erstens - die zusätzliche psychosoziale Erniedrigung der Frau durch den Mann. Hinzu kommen die Tyrannis der

sogenannten Heterosexualität, Lug und Trug der Alternativgeschlechtlichkeit, der Pompe funèbre um den Triebdurchbruch usw. usf.

Die individuelle Geschlechtsliebe ist eine Idee, die bisher nicht verwirklicht werden konnte, weil die eigentliche Menschheitsgeschichte noch nicht begonnen hat. Sie ist eine junge, instabile Fähigkeit des Menschen, derer er in menschlichen Verhältnissen nicht wird entraten wollen. In ihr überwintert Humanität. Was sie wirklich vermag, werden wir vielleicht einmal wissen - jenseits einer Gesellschaft, in der der Heißhunger des Kapitals alles Menschliche verschlingt, in der der Geschlechterkampf den politischen zusätzlich zerfleddert. Nicht für Lohnarbeit und Sexwellen, nicht für Plastik und Spülmittel, nicht für Bombe und KKW fließt das Blut der Menschen seit dem Feudalismus. Die sozialen Bewegungen haben immer auch um die Werte gekämpft, die die Liebe umschließt. Nicht nur des Hungers wegen hat es Revolutionen gegeben.

Und wenn sich der Hofhund von der Kette reißen wird, wird die Idee der Liebe vielleicht das sein, was sie uns seit Generationen zu sein verspricht: Losung und eine Kraft, die revolutioniert. Derweil aber bleibt uns nur, ihr Lied zu singen, mal hoch, mal nieder und immer das allgemeine, zu stammeln, zu hoffen und zu kämpfen: um unsere Liebe heute und morgen, um die, die des Menschen ist.

Konkret-Sexualität 1979, S. 10

Gunter Schmidt

EROTIK IST NUR NOCH ALLEINSEIN

Die Sucht, ständig verliebt zu sein, überfordert alle Zweierbeziehungen.

Die Folgen für die Opfer beschreibt Gunter Schmidt.

Partnerschaften sind störbarer, verletzbarer durch sexuelle Probleme geworden. Sie sind abhängiger von der Sexualität und den mit ihr verbundenen Affekten. Darin steckt auch etwas Aufklärerisches: Frauen und Männer sind sich der Bedeutung ihrer Sexualität bewußter, sie nehmen sexuelles Leiden, sexuelle Verödung nicht mehr einfach so hin. Die einseitige Betrachtung dieses Aspekts verliert aber die Gesamttendenz aus dem Blick, in der Sexualität und Beziehung im Moment gesellschaftlich bewegt werden, und feiert als bewußten Akt, was zu einem Teil nur blinde Reaktion auf veränderte Verhältnisse ist.

Zweierbeziehungen waren der Ausgangspunkt für konkrete, gemeinsame Lebensbewältigung und Kinderaufzucht. Die Notwendigkeit lebenslanger, unbedingter Gemeinsamkeit war im Zusammenhalt gegen Nöte und Anforderungen täglich erfahrbar und undiskutiert gültig. Ehe und Familie waren das Instrument zur Bewältigung der äußeren Zumutungen. Heute ist die Zweierbeziehung - mindestens in der Mittelschicht - zunehmend entlastet von materialen und existentiellen gemeinsamen Aufgaben. Für das gemeinsame Überleben ist sie entbehrbar, wenn nicht überflüssig.

Die Befriedigung primärer Bedürfnisse -Nahrung, Wärme, Gesundheit -und die Erfüllung gemeinsamer Aufgaben -Sorge für die Familienangehörigen verschiedener Generationen, gemeinsame ökonomische Leistungen, in Ansätzen sogar Kinderaufzucht - sind ohne Beziehung oder außerhalb der Beziehung durch den Konsum von Dienstleistungen möglich. Dort, wo dies geleugnet wird, kommt es zu der künstlichen Aufrechterhaltung überkommener Lebensformen: Das rollenverteilte Paar, das glaubt, Kindererziehung, Haushalt und Geldverdienen seien auch heute noch am besten so zu organisieren, als gäbe es keine Wohn- und Küchentechnik, als gäbe es nicht zumindest die Möglichkeiten kollektiver Erziehung und anderer Formen der Arbeitsteilung von Mann und Frau - und deren geheime Einsicht in die Sinnlosigkeit der Organisationsform, in der sie leben, durch ein fassadenhaft vor sich hergetragenes Glück hindurchschimmert. Der Zweierbeziehung sind materiale Gratifikationen weitgehend entzogen. Sie ist mehr und mehr auf andere, weniger verläßliche Befriedigungsmöglichkeiten angewiesen: Auf emotionale und auf narzißtische. Die emotionalen Gratifikationen, also Geborgenheit, Liebe, Sexualität, Intimität, Nähe, sind aber störbar, jedenfalls sehr viel stärker riskiert und auch austauschbarer als die materialen.

Dies gilt erst recht für die narzißtischen, Selbstwert gebenden Gratifikationen. Auch sie hatten zwar von jeher ihre Bedeutung, z.B. Beziehung als Bestätigung, daß man der Liebe wert ist, als Bestätigung von Männlichkeit/Weiblichkeit, usw. Aber die narzißtische Funktion von Beziehung und Sexualität ist hypertrophiert, sie droht, aus den Fugen zu geraten. Es ist viel schwieriger geworden, sich etwas wert zu fühlen, zu erfahren, daß man etwas Bedeutsames leistet, zu wissen, daß man wenigstens für einige andere Menschen oder für die Familie existentiell unentbehrlich ist. Ohnmacht, Abhängigkeit, innere Leere und die eigene Bedeutungslosigkeit werden radikal und gnadenlos erlebbar. Dieses narzißtische Vakuum saugt Erlebnisse an, in denen die eigene Wichtigkeit zumindest kurzfristig spürbar wird: Sekten und Drogen sind hier zu nennen, ebenso der Psychoboom mit seinen vielfältigen Warenangeboten zur Emotionsabfüllung -von Gruppendynamik und Encounter bis zur großen psychoanalytischen Kur von Leuten, die sie eigentlich nicht brauchen. Ein besonders wichtiges narzißtisches Aggregat ist die Zweierbeziehung geworden oder genauer die Gefühle, die die Zweierbeziehung mobilisieren kann, wie Verliebtheit, sexuelles Verlangen und Befriedigung.

Narzißtische und emotionale Ansprüche überfordern Zweierbeziehungen insgesamt und Sexualität insbesondere. Sie führen zu illusionären Hoffnungen und enden in Enttäuschung und universeller Hoffnungslosigkeit in bezug auf Zweierbeziehungen. Die Erscheinungsformen dieses Prozesses sind vielfältig.

Da ist zunächst die unausgesprochene Illusion, Zweierbeziehungen ließen sich auf Dauer mit intensiver Sexualität, wie sie etwa in Phasen der Verliebtheit erlebt wird, vereinbaren. Das kann nicht sein, da Nähe, die sich aus dem Zusammen-Wohnen ergibt, aus dem Zusammen-Schlafen, aus dem Zusammen-Essen, aus dem Zusammen-Freizeitmachen, eventuell auch aus dem Zusammen-Kinder-Aufziehen, nicht auch noch Symbiose im Sexuellen aushält, sondern bestenfalls die Distanz einer vielleicht gerade noch liebevoll befriedigenden Sexualität.

Mehr läßt sich nicht ertragen, es sei denn, Trennendes macht intensives sexuelles Erleben und das sporadische Gefühl der Verliebtheit wieder spürbar: Eine lange örtliche Trennung, ein gehöriger Streit oder überhaupt die Stilisierung der aggressiven Spannungen eines Paares zum Aphrodisiakum, wie es bei den Perversionen zu beobachten ist. In festen Beziehungen sind intensive sexuelle Erlebnisse nur möglich, wenn sie Ferne schaffen oder gerade geschaffene Ferne wieder überwinden. Die alltägliche Sexualität in festen Beziehungen, ihre Trivialisierung, ist übrigens nicht einfach Abstumpfung, Langeweile, Gleichgültigkeit, sondern ein durchaus notwendiger und sinnvoller Schutz der eigenen Autonomie, der eigenen Identität vor »Selbstauflösung«, ein wichtiges Ventil in der Nähe-Distanz-Bilanz. Außerdem setzt sie den Menschen frei für nicht private Aktivitäten.

Eine solche »intakte«, aber im Vergleich zum Anfangsrausch etwas langweilig gewordene Sexualität beunruhigt und verängstigt viel stärker als früher. Sie setzte eine Reihe von Manipulationen in Gang, die unter dem Stichwort »freie Sexualität« ideologisch verbrämt werden: Zum Beispiel sollen Raffinement und Technik die alte Einzigartigkeit zurückholen. Die Menükarte von Comfort - ein Buch mit Millionenauflage - und ihre genußpropagierende Akrobatik ist hierfür ebenso ein Beispiel wie die professionellen »Marital Enrichment« und »Sexual Enhancement« Programme, die auffrischende Kuren zur Belebung alltäglich gewordener Partnerschaften versprechen. Die Addition von Affären ist ein anderer geläufiger und inzwischen konventioneller Weg, mit euphorisierenden Erlebnissen die narzißtische Lücke zu schließen. Nebenbeziehungen, die die feste Partnerschaft »natürlich nicht gefährden« sollen, und die »natürlich« notwendig sind, da ja »ein Partner nicht alle Bedürfnisse« befriedigen kann, sind der narzißistische Stuck, der auf verblaßte romantische Vorstellungen geklatscht wird. Ein anderer Auffüllungsmechanismus ist die Umkehrung der Blickrichtung von Themen und Geschehnissen außerhalb der Beziehung ins Beziehungsinnere, das Bespiegeln der Partnerschaft durch pausenloses Reden über Wünsche, Probleme, Konflikte usw., als sei die Umwelt nur noch Innenwelt. Nun ist Kommunikation ein wünschenswertes Ziel; zum Selbstzweck geworden führt sie zu einer hypochondrischen Einstellung zur Partnerschaft, und wie bei der Hypochondrie züchtet sie die Krankheit, die sie fürchtet. Beim Reden über Probleme kann eine scheinbare Intimität hergestellt werden, der ein direkterer Weg verbaut ist. Ob man dabei die Probleme löst, über die man spricht, verliert angesichts des emotionalen Gewinns des Gesprächs an Bedeutung - im Gegenteil, die Lösung ist unerwünscht, da sie das Gespräch beendet. Partnerschaft wird zum Thema von Partnerschaft, es wird über etwas geredet, anstatt etwas gemeinsam zu machen. Beziehung wird nur noch im Gerede - zweiter Hand -spürbar, man fühlt, was man denkt was man fühlt. Immer steht die Illusion Pate, daß Beziehung und Sexualität für alles herhalten kann und muß, was an Sinnleere, Enttäuschung, Langeweile und Selbstzweifeln angestaut ist.

Schlagen solche Manipulationen und Anpassungsmechanismen in einer Partnerschaft fehl, dann werden die Illusionen auf andere Beziehungen übertragen. Das Scheitern wird persönlich, nicht strukturell gesehen. Das schmerzt, weil man selber versagt hat - oder der Partner; aber es erhält die Hoffnung auf einen neuen Versuch. Die neue Mittelschichts-Ideologie emotional und sexuell intensiver Beziehungen, die die Phase des Verliebtseins nie überwinden, ist Ausdruck einer narzißtischen Gier, die dazu verführt, von einer Verliebtheit zur anderen nur noch zu taumeln. Sexualität trägt die Möglichkeit zu verrückenden Erlebnissen in sich. Doch wenn man solche Glücksmöglichkeiten unter der Hand als permanent reklamiert, dann ist ein Suchen ohne Ende vorprogrammiert. Die narzißtische Entwertung des Menschen macht ihn unfähig, die Desillusionierung zu ertragen, die eintritt, wenn das erhebende Gefühl des Verliebtseins sich verliert. Er kompensiert diese Unfähigkeit mit beklemmend wiederholungszwängigen Wechseln von Beziehungen, überhaupt nicht aus Genußsucht, sondern aus der verzweifelten Frage danach, was er eigentlich wert sei. Und Sexualität und das Anfangsstadium von Beziehungen ist oft eine der wenigen Möglichkeiten, dies wenigstens kurze Zeit zu spüren, zu fühlen, daß er wichtig ist für jemand anderen.

Sobald sich die Vergeblichkeit erweist, ist Depression da, tritt Langeweile auf, immer an dem Punkt, wo Verliebtheit in Liebe umschlagen könnte. Diese narzißtische Ausbeutung sexueller Beziehungen führt sich selbst ad absurdum. Die Vielzahl der Beziehungen macht deutlich, daß man selber und der Geliebte als Person gar nicht gemeint ist: gemeint ist der *Zustand* der Verliebtheit, zu dessen Erreichung der neue Partner, wie man selber, benutzt wird. Die Illusion einer ganz neuen Emotionalität und Sexualität ist aber faszinierend genug, um über diesen Irrtum hinwegzutäuschen, zumindest eine Zeitlang. Eine progrediente, beinahe promiske Bereitschaft zur Verliebtheit entsteht.

Irgendwann führt die Vergeblichkeit zur aggressiven, selbstdestruktiven Abkehr von Partnerschaft - auch dies zunächst vereinnahmt von einer forsch vorgetragenen Ideologie, kürzlich in der sogenannten »Single-Bewegung«. »Unabhängigkeit«, Alleinsein, und das sentimentale masochistische Genießen der Einsamkeit gibt kurzfristig ein neues Gefühl der eigenen Großartigkeit. »Lonesome-hearted lovers with too personal a tale«. Den düsteren Endzustand dieses Syndroms umriß kürzlich Raddatz in einer Analyse der zeitgenössischen deutschen Literatur. Erotik und Sexualität ist immer Alleinsein, Einsamkeit, Beziehungslosigkeit, Fremdheit; Menschen, die nichts miteinander zu tun haben, die auf

sich selbst zurückfallen; Autoerotik, die zum Zeichen des vollständigen Zusammenbruchs emotionaler Verbundenheit wird; Geschlechtsverkehr als eine »umständliche Variante der Onanie«.

Die Interpretation dieser Kälte allerdings gerät zu leicht, wenn man »Libertinage« dafür verantwortlich macht. »Libertinage« war wohl eher der vergebliche Versuch, die Kälte zu überwinden, deshalb wurde sie ja gesellschaftlich nicht länger sanktioniert.

Gemessen an dem epidemischen Ausmaß solcher Beziehungsstörungen sind handfeste sexuelle Symptome - Erektions-, Ejakulations-, Orgasmusstörungen -seltene, und wenn es gegenüber dem Leidensdruck der Betroffenen nicht zynisch klänge, wäre man versucht zu sagen -vergleichsweise harmlose Erscheinungen. Rezepte wären leicht geschrieben: Einsicht, daß Liebe erst möglich wird, wenn das Glücksversprechen der Verliebtheit gebrochen ist; Versöhnung mit Enttäuschungen und unvermeidbaren Verzichten; Weigerung, Welt mit Innenwelt zu verwechseln und immer tiefer in all den privaten Partnerschaftskram abzugleiten - aber wohin denn? Ratschläge sind ohne Wert. Individuell, etwa psychotherapeutisch, sind diese Probleme lange nicht zu lösen - nicht nur wegen ihres massenhaften Auftretens. Das Bewußtsein aber, daß dies nicht möglich ist, schwindet.

Dieser Aufsatz erscheint in veränderter Fassung demnächst auch in: Gerd Arentewicz, Gunter Schmidt (HG): »Sexuell gestörte Beziehungen. Konzept und Technik der Paartherapie.« Springer. Heidelberg 1979

Konkret-Sexualität 1979, S. 12

Uwe Herzog

„DAS IST DIE TODSÜNDE, KINDER!“

Über Sexualkunde im Freistaat Bayern

Der Puff ist abgebrannt. Ich hatte mir so was schon gedacht, denn immer, wenn ich nach Lichtenstein komme, unserer kleinen Stadt im Fränkischen, hat das Feuer wieder gefressen. Kneipen wie eben das »Café Amour«, das zuletzt »Bar Paris« hieß und wo die Französin Lulu sich in Bauchtänzen wand, halten ich hier nicht lange. Die Diskothek .:Memphis« hat seit meinem letzten Besuch auch Feuer gefangen und steht seitdem leer. Was noch nicht in Flammen aufgegangen ist, heißt »Chicago Bar«. Das Lokal liegt versteckt von den vorderen Geschäftshäusern in der Bamberger Straße, direkt am Bahndamm und wirbt mit einem Busen-Plakat im Schaukasten: »Kontakt-Bar«.

Ich drücke den Klingelknopf, warte, eine junge Frau im Kostüm öffnet: *Guten Abend, kommen Sie herein.* Drinnen ist alles in Rotlicht getaucht, an der einen Längswand die Theke, gegenüber die Skyline von Manhattan in schwarz-weiß und in der Ecke eine Filmleinwand. Ich bestelle Bier, bezahle die vier Mark. Die Show läuft schon: »Rauf und runter« heißt der Tonfilm.

An den Tischen sitzen keine bierbäuchigen Vertretertypen, sondern fünfzehn-, sechzehnjährige Jungen in kleinen Gruppen;, und neben mir an der Theke Gabi, Animiermädchen aus Rosenheim. *Trinkst du mit mir eine Flasche Sekt?* fragt die. Sekt? Kann es nicht was Billigeres sein? *Ich meine drüben, im Separée. Da gibt's nur Sekt.* Der Sekt kostet 150 Mark, bei St. Neppomuk!

Wir gehen rüber, setzen uns in ein Zimmerchen auf die Ledercouch und Gabi erzählt: *Die meisten machen sich völlig falsche Vorstellungen vom Separée. Hier passiert nämlich nichts. Absolut nichts. Ich meine, hier wird nicht gebumst. Ich verstehe auch die Leute nicht, die ein Heidengeld hier ausgeben.* Wer tut das denn? *Naja, Lehrer und Metzgereibesitzer. Ob das auch immer stimmt, was die sagen. Jetzt waren schon so viele da, die gesagt haben, sie seien Arzt. Soviel Ärzte kann es im Kreiskrankenhaus gar nicht geben. Die kommen alle durch die Hintertür rein, weil vorn in der Bar sitzen ja Kinder. Am Wochenende ist die immer gerammelt voll. Die Jungs bestellen eine Cola oder ein Bier und sitzen dann drei, vier Stunden vor einem Glas und gucken sich die Filme an.*

Die Moral der Dreizehntausend-Einwohner-Stadt erhellt das »Lichtensteiner Tageblatt«. Da gibt es eine »Film-Vorschau« auf »Drei Oberbayern auf Dirndljagd«: »Ihre Flinten stets scharf geladen, zielen sie auf alles, was jung, knusprig und weiblich ist«. Zwei Seiten danach geht es um einen Vortrag von Pfarrer Jung über *die Gefahren, die jungen Ehepaaren drohen: Sexualität wird heute als Konsumware angeboten. Die Geschlechtlichkeit prägt den Menschen,* so Pfarrer Jung, *und die voreheliche Sexualität stellt die freie Wahl des Partners in Frage. Wer das »Sich-Beherrschen« vor der Ehe nicht gelernt hat, wird auch in der Zeit der Bewährung in der Ehe keine Selbstbeherrschung zeigen.* Reicher Beifall dankte dem jungen Geistlichen für seinen ausgezeichneten Vortrag.

Die Kirche, die solche Vorträge veranstaltet, kann auch anders. Dekan Bofinger, Leiter der örtlichen katholischen Gemeinde, hat zwei Kinder, denen er den Unterhalt schuldig bleibt Die ganze Stadt weiß es. Und dei Möbelhaus Besitzer Malanowski erzählt: *Ich habe eine New-York-Reise gemacht mit der Volksbank. Wir laufen da eine Nebenstraße vom Broadway lang, da steht eine Prostituierte neben der anderen, eine ausgesprochene Puffstraße also -- und wir beschließen, in so eine Kneipe mal reinzugehen. Und wer sitzt da? Dekan Bofinger.* Malanowski gehört zur engverschweißten Clique der Geschäftsleute, Stadträte und höheren Beamten der Stadt: *Ich kenne so ein paar Kadetten, ich meine die CSU-Gemeinde hier, die über die Stadt das moralische Mäntelchen ausbreiten und sich zu Hause an ihre Töchter ranmachen.* Und der Bürgermeister der CSU-Stadt? *Der Webel? Über den erzählen wir uns Scherze, an denen immer was dran ist. Einer zum Beispiel: Keiner fährt so wie der Bürgermeister ... mit einer Mieze in den Wald. Bei ihm kann man immer das Nummernschild lesen.*

Das hätte ihm als Schüler am Merowinger-Gymnasium in der Cranch-Straße nicht passieren dürfen. Biologie-Lehrer Karl-Heinz Adler: So *in den neunten, zehnten Klassen gibt es inzwischen eine Menge Beziehungen der Schüler untereinander. Die halten mal Händchen, geben sich in der Ecke einen Kuß, aber richtig trauen tun sie sich auch nicht. Weil die Kollegen dann sofort Terror machen. Einer hat so ein Pärchen, das einfach nur Händchen gehalten hat, richtig zur Sau gemacht und mit einem Verweis und Brief an die Eltern gedroht.* Adler: *Ich bin so ziemlich der einzige Lehrer an dieser Schule, der etwas gründlicher auf das Thema Sexualität eingeht. Die Bereitschaft der anderen Kollegen ist da viel zu gering. Wenn die Sexualkundeunterricht machen, rechnen die auch damit, daß Eltern ihre Kinder von diesen Stunden befreien. Da gibt es in Bayern einen Verwaltungsbeschluß, daß die das dürfen.*

Für ein Verbot der Sexualkunde an Bayerns Schulen kämpfen die Anhänger des »Betkreises Maria Goretti«. Freitags, alle vierzehn Tage, versammeln sie sich vor dem bayrischen Kultusministerium in München und protestieren mit Gebeten gegen das »Teufelswerk Sexualkunde«. Der Protest der Betschwestern trifft etwa auf das verbreiteteste Biologiebuch für

Gymnasien »Menschenkunde«. Worte wie Pubertät, Homosexualität, Onanie oder Geschlechtsverkehr kommen dort zwar nicht vor. Dafür gibt es eine Sonderbeilage, die vom Lehrer angefordert werden muß und darin liest sich Sexualkunde - geschrieben von »Dr. Hans Helmut Falkenhan« - so:

Gesundheitsempfindende junge Menschen meistern die Schwierigkeiten und wachsen, ohne daß es ihnen gleich bewußt wird, mit Beendigung der Schulzeit und dem Beginn der Berufsausbildung allmählich in die Welt der Erwachsenen hinein.

Heute toleriert man (homosexuelles) Verhalten, denn man ist jetzt der Meinung, daß es auf einer Hormonstörung beruht oder durch Erziehungsfehler bedingt ist. Schwerer erklärbar ist die Homosexualität bei Menschen, die körperlich in jeder Hinsicht normal gebaut sind.

Zur Begattung... müssen sich durch Nervenreize die im Glied liegenden Schwellkörper mit Blut füllen, so daß es steif wird. Von weiteren Nervenreizen ausgelöst kontrahieren sich dann rhythmisch die Samenleiter, die Samenblase, die Vorsteherdrüse, wodurch das Ejakulat in die hintere Scheide geschleudert wird.

Nachdem Mann und Frau es in ihrem Beruf zu etwas gebracht haben, streben sie danach, eine Ehe zu schließen und eine Familie zu gründen. Während der Mann nach diesem Schritt versucht, in seinem Beruf vorwärts zu kommen, wird die Frau danach trachten, ihre berufliche Tätigkeit allmählich einzuschränken oder ganz aufzugeben.

Und in dem für alle bayrischen Hauptschulen eingesetzten Biologiebuch »Das Tier« heißt es: Die beiden Geschlechter unterscheiden sich auch in ihrem Wesen. Das Handeln des Mannes wird mehr vom Verstand, das der Frau mehr vom Gefühl bestimmt. Christlich-soziale Sexualpädagogik.

Bärbel, sechzehn Jahre alt und in der zehnten Klasse Gymnasium: *Sexualkunde wurde bei uns überhaupt noch nicht gemacht.* Conny (16): *In der sechsten Klasse hatten wir mal was über Geburt dran. Da sind aber die Buben rausgeschickt worden. Und später haben wir in Religion mal über Onanie gesprochen. Über die seelischen Ursachen davon.* Welche? *Das weiß ich nicht mehr, da müßte ich in meinen Heften nachschauen.* Biggy, zwanzigjährige Abiturientin: *Uns hat der Pfarrer in Religion erzählt, daß Abtreibung so schlimm ist wie Judenvernichtung.* Caroline (16): *Ich bin jetzt auch in der zehnten. Über Sexualität bis jetzt kein Wort.*

Die vier Mädchen besuchen alle das Lichtensteiner Gymnasium - über Verhütungsmittel haben sie wie fast alle ihre Mitschülerinnen nichts im Unterricht erfahren. Biggy: *Wir aus Lichtenstein fahren immer die zwanzig Kilometer nach Coburg zum Arzt, und die Coburger nach Lichtenstein. Das ist doch sonst peinlich.* Das Tabu bringt Kinder und Jugendliche in Bedrängnis: So quält sich Biggys Freundin Karin, Tochter eines Fotografen, monatelang mit dem Gedanken, daß sie bald sterben müsse. Mit dreizehn Jahren. An Unterleibskrebs. Denn ihre Regel hatte eingesetzt und weder in der Schule noch zu Hause konnte sie darüber reden.

Montag, acht Uhr, erste Stunde in der Klasse 9e der Lichtensteiner Hauptschule: Direktor Rauser, pausbäckig, Brille, Sohn eines prügel-süchtigen Oberlehrers und ehemaligen SS-Mannes, begrüßt mich kurz vor der Religionsstunde in dem Neubau der Schule. Alles großzügig bis protzig - von der Decke hängt ein schneeweißes Farbfernsehgerät, mit dem alle Klassenräume ausgestattet sind, in der Ecke das Holzkreuz.

Grüß Gott, Kinder! sagt Rauser und erntet ein geschlossenes *Grüß Gott, Herr Rauser!. Ich möchte euch den Herrn Herzog vorstellen, einen ehemaligen Schüler unserer Anstalt.* Und zu mir gewandt: *Setzen Sie sich doch da hinten hin. Das ist eine ganz besonders brave Klasse heute, ganz besonders brav.*

Die Schüler sehen fast alle aus wie dreizehn, sind aber älter, bewegen sich nicht und sitzen gerade hinter ihren Bänken. *Jetzt woll'n wir amol beten,* sagt der Direktor, und fast gleichzeitig stehen die Schüler gerade da, in der Hand anstelle der Bibel einen auf Matrize abgezogenen Choral. Gute fünf Minuten wird gesungen *(A bißla kräftiger jetzt, Kinder!),* dann sitzt die Klasse genauso still, schweigsam und unbeweglich wieder auf den Stühlen.

Ihr habt ja gehört, daß der Betkreis Maria-Goretti beantragt hat, daß der Sexualkunde-Unterricht an den Schulen verboten werden soll. Wovor möchte euch der Staat denn bewahren? Die Schule, die Kirche? Wovor? Pause. Keine Antwort.

Der Herr Direktor packt ein heißes Eisen an: *Wenn ihr amol älter werdet...da gibt es ... einschlägige Lokale, wo ihr auch aufgeklärt werdet ...* Ein Schwenker nach Amsterdam: *Dasitzen die Mädchen in den Schaufenstern, und dann geht a Mann nei, dann gehn die Vorhänge zu ... und dann wißt ihr ja schon. Ich kann nur sog'n: Mich reun die Leut, die Frauen. Da gibts was net, was der liebe Gott wirklich erfunden hat. Na, was denn?* Ein Schüler, heiser und leise: »Liebe.« *Liebe. Genau. Und wo landen dann diese Mädchen? Na, wo?*

Keine Antwort. *Na, wo wir alle landen. Das ist doch wie mit einem Auto. Wenn so ein Auto neu ist ... also, ich finde, das ist schon vom Geruch ein Hochgenuß! Und dann setzt du dich rein, in die Polster, trittst die Kupplung durch, legst den ersten*

Gang ein, zündest ... und dieser Geruch ... und das Geräusch, wenn es anspringt! Aber: Was ist jetzt, wenn das Auto alt wird ? Na sags doch! Wo kommt das hin? Schüler: »Auf den Schrottplatz«. *Genau, auf den Schrottplatz kommt das alte Auto. Und wo landen diese Mädchen? Auf dem Schrottplatz der ... mit V gehts an ... auf dem Schrottplatz der ...* Schüler: »Verzweiflung?« *Verzweiflung. Jawoll. Ich mein, wir alle landen mal eines Tages auf dem Friedhof. Aber wir können wenigstens mit Würde alt werden, gell?* Was notwendig dazu ist, sagt er auch: *Wenn wir über dieses Thema jetzt reden, dann bitte sauber und vornehm.* Die Schüler sagen sowieso kaum einen Ton.

Neues Thema: *Wenn zwei Menschen zusammenleben, wenn sie lebenslänglich zusammenbleiben, dann kann das wunderschön sein. Der Heiland hat sein erstes Wunder auch einem Hochzeitspaar gestiftet.* Der Direktor verliert den Faden und kommt auf die Idee, die Schüler nach dem zu fragen, was sie bereits wissen. *Na, was haben wir denn gelernt?«* Keine Reaktion. *Wir haben gelernt, daß ...* Schweigen. *Ach Gott, Kinder! Heiliger Gott! Habt ihr denn wenigstens gelernt, daß ihr euch waschen sollt?* Ein paar nicken. *Na, seht ihr. Ihr sollt euch waschen. Und dafür gibts ein Fremdwort. Nämlich ... die ...?«* Schülerin: »Hygiene?« Es *gibt eine körperliche Hygiene und eine ... ? und eine geistige ... ?* Schülerin: »Hygiene!« *Na also. Körperliche und geistige Sauberkeit, Kinder!*

Und jetzt ein anderes Beispiel: Jetzt geb ich meiner Frau den Laufpaß, weil ich eine jüngere kennengelernt habe. Was ist das jetzt? Wie heißt das sechste Gebot? Was ist das, was ich da mache? Na ... ? Schüler, leise: »Todsünde«. *Jawoll, eine Todsünde ist das, Kinder! Das sechste*

Gebot heißt ... ? Schüler: »Du sollst nicht ehebrechen«. *Gut, sehrgut. Und jetzt les ich auch amol was vor... ich glaub nicht, daß einer von euch jemals eine Todsünde begangen hat ... aber, jetzt hört amol zu ...*

Was anderes tun die Schüler sowieso nicht. *In der sechsten Woche ist der Mensch bereits als Mensch erkennbar. Sechs Wochen sind nicht viel. Jetzt ... nehmen wir amol acht Wochen ...* Rauser nimmt die Zeitung, die er in Händen hält, seit der Unterricht begonnen hat, und zeigt die Fotos herum, die abgebildet sind: *Das ist doch richtig putzig, net?* Die Farbbilder zeigen Embryos in verschiedenen Altersstufen - abgebildet im »Heiligen Sendboten«.

Er setzt sich wieder hin, liest: Es *trinkt, es schläft ein, es wacht auf, es verdaut - es lebt. Habt ihr's g'sehn? Seht ihr die Fingerle? Die Fußzehen?* Weiter im »Sendboten«-Text: *Nach dem Gesetz kann das Kind bereits zum Tode verurteilt werden. Das Herz schlägt nach dem 18. Tag der Empfängnis.* Er wiederholt betonend: *Das Herz schlägt nach dem 18. Tag der Empfängnis.*

Noch ein paar Fotos *(Schaut's euch nur an, das kleine Vreckerl!)* und der Unterricht, den der Direktor außer der Reihe gehalten hat (Wir *nehmen sowas ja sonst nicht durch)* ist beendet: *Das nächste Mal sprechen wir über das Thema Abtreibung, Menschenwürde und das fünfte Gebot. Alles andere schieben wir uns auf. Bloß keine jüdische Hast!*

Nord-Süd-Konflikt: Eine Stunde Sexualkunde-Deutsch in Bremen

Der Videorecorder hat seine Macken. Erst läuft die Kassette nicht recht an, dann wackelt das Bild, schließlich ist alles Schnee. *»Drehen Sie doch mal am linken Knopf«,* empfiehlt ein Schüler aus den hinteren Bänken. Deutschlehrerin Marlene Schubert dreht. *»Wenn man da nur ganz sacht verstellt, ist das Bild ganz weg«,* sagt sie. Schülerreaktion: *»Dreh'n Se doch dolle, vielleicht gehts dann!«* Und: *»Scheiße, wenn man keine Ahnung hat, was?« - »Hast du Ahnung? Dann mach du das doch« - »Ich hab ja nicht gesagt, daß ich was davon verstehe ... « - »Na, bitte«.* Deutschunterricht mit Bäckerlehrlingen im ersten Lehrjahr an einer Bremer Berufsschule: Der Recorder ist wieder okay, der Film heißt »Ausgesprochen unaussprechlich«, die Schüler sind bei der Sache. Nämlich beim Thema Sexualität und Sprache. Das Unterrichtsmaterial besteht aus Filmen der NDR-Reihe »Betrifft Sexualität« und einer Begleitmappe. »Ausgesprochen unaussprechlich« zeigt eine Aufklärungsszene, in der der Vater keine Worte findet, um dem Sohn zu erklären »was so alles passieren kann«, wenn er in ein gemischtes Zeltlager fährt. Marlene Schubert: *»Wir können ja mal Ausdrücke sammeln. Was gibt es denn für welche -für Geschlechtsakt zum Beispiel?«* Die Kreide in der Hand kommt sie kaum nach mit Anschreiben an die Tafel: »Ficken!« - »Vögeln!« - »Mensch -Stoßen, Bumsen, Hämmern!« - »Nageln« - »Brettern!« - »Uterus!« -Lehrerin: *»Was? Uterus? Was hat denn der damit zu tun*?«Schüler: »Na, Uterus ganz *einfach!« - »Aber das* ist *doch kein Ausdruck für Geschlechtsakt* ... « -Schüler: »Na *und?«* Marlene Schubert: *» Was* ist *denn* Uterus?« Ein Schüler ganz vorn: »Das ist *irgendwo d*aaa *drinne!« - »Wo drinne?« - »Na, in nerFrau!«* Weiter gehts: »Zu *Geschlechtsakt sagt* man auch *Arzt-Spielen!« - »Oder Briefmarkenzeigen« - Lehrerin: »Aber man muß ja nicht unbedingt miteinander bumsen, wenn man Arzt spielt ...« -»Wenn ich meine Frau aufs Bett nagle, schon!«* Nämlich mit dem »Hammer«! oder *»Axt«!* oder *»Hengst«!«* oder *»Rübe! Rübe!«* oder *»Schwanz!«* oder *»Pimmel!«* oder *»Hannes!«* oder *»Ne, Hansi ist schöner!«* oder *»Klöten! Klöten!« - »Was? Klöten! Schwanz heißt doch nicht Klöten, oder?« - Schüler: »Ne, die Hoden heißen Klöten«. -*

»Machen wir lieber ne neue Spalte für Hoden. Und zu weiblichen Geschlechtsorganen - was fällt euch da ein?« Schüler: *»Votze« - »Okay, Fotze...«* - Schüler: *»Votze schreibt man mit V!« - »Ach so, ja. Ich schreib das nicht so oft* ...« Lacher über alle Bänke. *»Und sonst fällt euch nichts ein, außer Votze?« - »Doch: Pflaume!« - »Ja, und Kimme!«* - Lacher: *»Kimme und Korn! Kimme und Korn!« - »Muschi!« - »Möse!« - »Salatblätter!« - hat* Frau Lehrerin auch noch nie gehört. *»Beerenauge«* auch nicht. *»Wie heißen denn die Geschlechtsorgane offiziell?«* Ein Schüler: *»Penis und so ...« - »Wie findet ihr denn solche offiziellen Ausdrücke wie Penis, Scheide oder Geschlechtsverkehr?« - »Na, langweilig!« - »Die sind so sachlich,«* sagt ein Bäckerlehrling, der bislang noch nichts zum Unterricht beigesteuert hat. *»Gut, die sind sachlich und langweilig. Und wie ist das jetzt mit Ausdrücken wie hämmern und stoßen?« »Die sind geil!«* ruft ein Schüler. Marlene Schubert: *»Ich wußte ja gern mal, ob die Mädchen solche Ausdrücke auch geil finden ... sag mal, Jutta, ich habe jetzt Lust, dich zu nageln, zu hämmern - hast du auch Lust dazu?«*

Schüler: *»Ach, soooo eine sind Sie!«* Jutta: *»Ne, ich find solche Ausdrücke nicht schön!«* Marlene Schubert: *»Wie sind die denn? Flott, lässig, locker... ?«* Schüler: *»Brutal sind die.«* Sein Tischnachbar: *»Vögeln ist ja noch einigermaßen human!«* Diskussionsergebnis: Entweder gibt es Fremdwörter, bei denen keiner weiß, was gemeint ist (»zum Beispiel Koitus!«), oder sachliche Begriffe wie Geschlechtsverkehr - oder fast nur brutale Bezeichnungen. Marlene Schubert: *»Da soll man keine Angst voreinander bekommen, wenn man nicht mal die rechten Worte findet, um drüber zu sprechen«.*

Noch ein Kurzfilm, ebenfalls aus der Reihe »Betrifft Sexualität«. Diesmal geht es um »Gefühle - was soll man da groß drüber reden«. Auf der Fete tanzen Henny und Klaus miteinander, sind zärtlich, und beide fühlen sich so lange wohl, bis Henny einen Schreck kriegt: *»Was ist denn jetzt los? Jetzt bekommt er auch noch 'nen Steifen!«* Klaus überredet sie, mit in ein anderes Zimmer zu kommen und weil beide sich ihre Bedürfnisse nicht sagen, läuft Henny wieder davon: Sie hat Angst, daß er »mehr« will als nur schmusen - und er hat Angst, daß sie nicht zufrieden ist, wenn er nicht »den Erfahrenen markiert«, die Hand am Busen, unter ihrem Rock. Die Fernsehsprecherin, die den NDR-Film einleitet, findet Verehrer in der Klasse: *»Das ist auch 'ne geile Frau, wa?«.* Film aus, Licht wieder an, Gespräch in der Klasse: *»Die beiden haben Angst, ihre Angst voreinander zu sagen ...u - »Klar, das wird doch immer als Schwäche ausgelegt!« - »Der Typ in dem Film tut eben so groß, weil sie das irgendwie von ihm erwartet...«* - Lehrerin: *»Erwartet sie das wirklich?«* Schüler: *»Na, sie vielleicht nicht, aber überhaupt!«* Überhaupt - das sind die Bilder von Mann und Frau, die die Medien liefern: *»In der Neuen Revue oder so, da steht doch immer, wie Männer Frauen verführen und umgekehrt ...« - »Genau, die Tricks lernt man aus der Zeitung, aus Bravo zum Beispiel!«* Diskussionsergebnis: Vor allem, wenn man miteinander schlafen will, sollte man vorher drüber sprechen. Wenn nicht, natürlich auch. Und wenn, dann zumindest über Verhütungsmittel. Schüler: *»Aber, wenn ich da eine kennenlerne, in der Diskothek oder so - die kann ich ja auch nicht gleich fragen, ob sie die Pille nimmt!«* Marlene Schubert: *»Das muß ja auch nicht deine erste Frage sein«.* Die Pausenklingel beendet die Stunde, Marlene Schubert muß ins Lehrerzimmer, ein Paket aus Bonn entgegennehmen. Direktor Rammseck grinst ihr breit entgegen: *»Na, Fräulein Schubert, da ist ein Paket für Sie. Sicher wieder jede Menge Material zur Sexualität, was?«*

Es sind 500 Exemplare von Jugendarbeitsschutzbroschüren. Marlene Schubert: *»Wenn die Schüler so verklemmt wären wie manche Kollegen, die mich nur als rote Sextante sehen, wäre überhaupt kein Unterricht mehr möglich.*

Konkret-Sexualität 1979, S. 20

Helmut Kentler

SEXUALAUFKLÄRUNG

„Warum hat Mutti kein Glied?« - »Wie kommen die Kinder in den Bauch hinein?« Antworten von Helmut Kentler

Es geschah in Berlin, einen Tag vor meiner Konfirmation: Mein Vater hatte mit mir einen großen Spaziergang gemacht; bevor er wieder die Haustür aufschloß, legte er mir seine Hände auf die Schultern, sah mir tief in die Augen und erklärte: »Ich glaube, ich kann es kurz machen. Du wirst jetzt ein Mann. Zwei Dinge will ich dir mitgeben: Lege nie Hand an dich selbst - und dann gibt es Männer, die wollen an dich ran, denen folge nicht!« Das war meine Sexualaufklärung.

Heute weiß ich, daß sich mein Vater an altehrwürdige Vorbilder gehalten hat: Das Grundmuster der Aufklärung, die er mir angedeihen ließ, ist von Rousseau im 4. Buch seines »Emile« entwickelt, von den Philantropinern (einer Pädagogengruppe gegen Ende des 18. Jahrhunderts) weiter ausgebaut worden und seitdem fast zwei Jahrhunderte lang kaum verändert gültig geblieben. Danach war Aufklärung über die »gewissen Dinge« (deutlicher drückte man sich nicht aus) ein einmaliger Akt, für den der Erzieher einen günstigen Augenblick und einen stimmungsvollen Ort auszuwählen hatte.

Sehr kam es darauf an, die richtigen Worte zu finden, denn es mußte alles unterlassen werden, was geeignet gewesen wäre, die sexuelle Neugier anzustacheln und die sexuellen Begierden zu entfachen. Scham, sogar Abscheu vor allem Sexuellen sollte geweckt werden. Rousseau empfahl, man solle bei der Aufklärung nicht sachlich und kühl vorgehen, sondern mit überschwenglichen Gefühlen den Zögling bewegen, ihn ernst und gütig anzusehen, weil man das Herz besser über das Auge als über das Ohr erreiche. Man gehe mit dem Zögling in die Natur; angesichts der Wälder, Berge, Felsen, ganz durchdrungen von der Heiligkeit der Aufgabe, gebe man ihm die nötigen Weisungen: die Gesetze der Natur sind streng, die Natur straft die Zügellosigkeit, die Fortpflanzung ist ein unergründliches Mysterium, der Mensch ist von der Natur bestimmt, sich nur mit einem einzigen Weibchen zu begnügen.

Vor allem aber und immer wieder: Der Erzieher schildere packende und wahrheitsgetreue Bilder »von den Schrecken der Ausschweifung, von der stumpfsinnigen Vertierung«. Damit meinte Rousseau die Onanie. Keine Informationen über die Geschlechtsorgane von Mann und Frau und ihre Funktionen, keine Erklärungen zum Fortpflanzungsgeschehen, zu Schwangerschaft und Geburt. Die Aufklärer waren von der Angst beherrscht, der Zögling könne solches Wissen umsetzen in sexuelle Handlungen. Ziel aller Sexualaufklärung war, den Heranwachsenden in seiner ».Unschuld« zu bewahren.

Mein Vater, selbst ein Opfer dieser Aufklärung, war vor lauter Peinlichkeit und Unsicherheit gar nicht in der Lage, diese Empfehlungen vollständig zu befolgen: Während des Spaziergangs hatte er mehrere Ansätze unternommen, aber erst vor der Haustür gelang es ihm, sich seiner schwierigen Aufgabe zu entledigen, indem er sich aufs Wesentliche beschränkte: Warnung vor Ausschweifung und Verführung.

Gekoppelt mit dieser Aufklärung war ein ganzes Arsenal von Verhaltenseinschränkungen und asketischen Übungen, die den Zweck hatten, sexuelle Reize fernzuhalten und von sexuellen Regungen abzulenken: möglichst kalt und hart schlafen, die Hände über der Bettdecke halten, früh aufstehen, kalt duschen, Gewürze und eiweißhaltige Nahrung meiden, Sport treiben, Verzichten lernen. 1) Wir durchschauen heute einigermaßen, wieviel Leid und Elend die »Aufklärung« - sie hätte richtiger »Verdunkelung« heißen müssen - und die praktischen Maßnahmen zur sexuellen Unterdrückung verursacht haben. Wir wundern uns darüber, daß eine Jugendgeneration nach der andern sich derart sexuell einschränken und verkrüppeln ließ und dann, selbst erwachsen geworden, ihren Nachwuchs wiederum den Tabuierungen und Zwängen unterwarf.

Im 16., auch noch im 17. Jahrhundert, waren demgegenüber geradezu sexualfreundliche Einstellungen und Lebensweisen verbreitet. Sexuelle Bedürfnisse zu äußern, gilt als gesund; Ammen und Eltern masturbieren kleine Kinder, um sie ruhig zu halten; Erwachsene haben Kontakte zu Kindern und Jugendlichen, die wir heute als sexuell bezeichnen würden. Das sexuelle Verhalten der Kinder findet keine besondere Beachtung. Sexuelle Aufklärung ist unnötig, weil die Heranwachsenden im engen Zusammenleben mit den Erwachsenen alles erfahren, was sie wissen müssen. Daheim schläft man nackt, die ganze Familie, die Bediensteten, die Gesellen und Lehrlinge gemeinsam in einem Raum. Auch in den Badehäusern ist man nackt. Ein reichhaltiger Wortschatz steht zur Verfügung, um über Sexuelles differenziert zu reden.

Seit dem 18. Jahrhundert setzen sich Veränderungen durch, die man als »Zivilisationsprozeß« beschrieben hat 2) und die den in einer Kleinfamilie lebenden, an Industriearbeit und Stadtleben gewöhnten, auf Leistung gedrillten Menschen

hervorbringen. Die Sexualunterdrückung gehört zu den wichtigen Einflußfaktoren, die den Körper entsexualisieren und zu einem Arbeitswerk zeug umformen, die eine Verzicht- und Opferethik einüben, die an Selbstdisziplin, Gewissensgehorsam, Leistungsfähigkeit gewöhnen. Wer gelernt hat, seine eigenen sexuellen Bedürfnisse zu unterdrücken, der unterwirft sich auch fremdbestimmter Arbeit und politischer Macht. Kaisertreue und Hitlerfanatismus, die Blutbäder zweier Weltkriege und die technisierte Ausrottung ganzer Bevölkerungsgruppen in den KZs wären ohne die Herrschaft einer sexualfeindlichen und damit lebensfeindlichen und menschenunwürdigen Moral nicht möglich gewesen. 3)

Wie steht es heute bei uns? Glaubt man den wenigen Untersuchungen, dann findet Sexualaufklärung in der Durchschnittsfamilie nicht statt. Seit dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts von 1978 hat der Sexualkundeunterricht in der Schule zwar eine rechtliche Grundlage, aber es hängt ganz vom Interesse - und auch der Zivilcourage - einzelner Lehrerinnen und Lehrer ab, ob er durchgeführt wird. Verfolgt man die Diskussionen, die derzeit überall um das Theaterstück oder den Film »Was heißt hier Liebe?« geführt werden, jenes tatsächlich sexuell aufklärend wirkende und zudem heitere, jugendfreundliche Stück der Berliner Theaters »Rote Grütze«, dann muß man zu der Überzeugung kommen, daß Sexualität, die begehrt und zugleich lustvoll genossen wird, immer noch als Sünde und schlimmstes Verderbnis für Kinder und Jugendliche angesehen wird. Sehe ich mir Ratgeberbücher für Eltern oder Unterrichtsentwürfe für die Schule an, so stelle ich fest, daß meist eine auf Fortpflanzung reduzierte, lustlose Sexualkunde vermittelt wird, die alle Fragen und Probleme, die Kinder und Jugendliche wirklich haben, sorgfältig ausspart. Immer noch soll das vermittelte Sexualwissen mehr dazu dienen, sexuelles Handeln zu verhindern als zu fördern.

Sexualaufklärung hat immer noch mit der Schwierigkeit zu tun, daß Sexuelles gegenübel Kindern und Jugendlichen möglichst weitgehend verheimlicht wird und daß ihnen ein eigenes Sexualleben nicht zusteht. Sexualwissen ohne Sexualerfahrungen zu vermitteln, ist aber genauso unmöglich, wie einem Blinden Farben zu erklären.

Es könnte so einfach sein, wenn Sexualität uns Erwachsenen nicht peinlich wäre und wir sexuelle Erlebnisse ebenso offen mitteilen könnten wie andere Lebenserfahrungen 4)

»Mutti, warum ist die Frau so dick?« - »Sie bekommt ein Kind. Das wächst in ihrem Bauch, und je größer das Kind wird, umso dicker wird sie. Ich habe dich auch in meinem Bauch gehabt, bevor du geboren wurdest. Das war sehr schön für mich, aber manchmal auch anstrengend.«

»Wie kommen die Kinder aus dem Bauch heraus?« .-»Da gibt es einen Geburtsgang. Er führt aus dem Bauch heraus und geht bis zur Scheidenöffnung, die du zwischen meinen Beinen kennst. Jetzt ist dieser Gang bei mir ganz eng; aber er kann sich dehnen wie ein Gummiband, so daß sich das Kind gut hindurchdrängen kann. «

Das Kind schaut seinem Vater beim Rasieren zu. Es hat schon oft gesehen, daß das Glied des Vaters groß und steil war Heute fällt ihm das auf: »Vati, du hast aber jetzt ein großes Glied!« -- »Dein Glied ist auch größer und steif, wenn du morgens aufstehst und pullern mußt Wenn du größer wirst, wächst auch dein Glied mit, dann ist es so groß wie meins.«

»Warum hat Mutti kein Glied?« - »Weil sie eine Frau ist. Frauen haben ihre Geschlechtsorgane innen in ihrem Leib. Da hat Mutti auch ein Glied, das nennt man Kitzler.« -- »Och, das will ich aber mal sehen!« - »Ich glaube nicht, daß Mutti sich gern von dir untersuchen läßt. Aber wenn du eine Freundin hast, und sie mag dich, dann wird sie dir schon ihren Kitzler zeigen.«

Das Kind überrascht die Eltern beim Geschlechtsverkehr. »Wir lieben uns gerade. Aber jetzt bist du da - da wollen wir mit dir kuscheln! « Eine gute Gelegenheit, dem Kind zu erklären, wie Vater und Mutter sich gern haben: Sie streicheln sich am ganzen Körper - das Glied wird dabei groß und steif, wie es das Kind von sich selbst kennt, wenn es an seinem Glied reibt - die Mutter hat es gern, wenn das Glied in ihrer Scheide hin und her bewegt wird, weil sie dann genauso lustvolle Gefühle wie der Vater hat.

»Wie kommen die Kinder in den Bauch hinein?« - »Au, das ist gar nicht einfach zu erklären. Ich hole mal ein Papier und zeichne es dir auf. Hier ist eine Frau - die hat in ihrem Bauch ein Ei. Und hier ist ein Mann, der hat in seinen Hoden Samen. Der Samen kommt am Glied heraus. Damit der Samen zu dem Ei hinkommt, muß das Glied in der Scheide sein. Wenn Samen und Ei sich vereinigt haben, entsteht ein Kind.«

Das sind einige Schnappschüsse aus dem Alltag, den Eltern mit ihrem kleinen Sohn erleben. Sexualaufklärung ist hier kein einmaliger Akt, sondern der ständige Versuch, Kindern zu erklären, was sie sehen und erleben und fragen, damit sie verstehen und mit sich und anderen besser umzugehen lernen.

ZUM WEITERLESEN

1 Eine gründliche Analyse dieser »Sexualaufklärung« und der die Sexualität unterdrückenden Maßnahmen ist zu finden bei J. van Ussel: Sexualunterdrückung -- Geschichte der Sexualfeindschaft, rororosexologie, Reinbek b. Hamburg 1970.

2. Norbert Elias: Übel den Prozeß der Zivilisation, 2 Bde., Bern u. München. 2 verm. Aufl 1969.

3 Siehe hierzu vor allem Klaus Theweleit. Männerphantasien, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1977.

4. Siehe zum Folgenden auch Helmut Kentler: Eltern lernen Sexualerziehung, Reinbek b. Hamburg 1975.

Konkret-Sexualität 1979, S. 24

Uwe Herzog

„WENN MAN DER LETZTE DRECK IST“

»Der Freier flucht, die Nutte kichert - hoffentlich Allianz versichert« - so »lustig« ist das Leben der Prostituierten nur im Herrenwitz. Die Zeiten der Plüschsalons, Schummerbeleuchtung und Halbweltdamen ist vorbei. Die typische Strich-Karriere 1979: Arbeitslos -drogenabhängig -prostituiert. Und mit 25 »über die Wupper«.

»In Berlin bieten sich allein rund dreihundert Mädchen unter achtzehn Jahren auf dem Strich an«, sagt Professor Reinhard Wolff von der Freien Universität, der sich mit dieser »Randerscheinung« beschäftigt, zu der »das wachsende Problem der Jugendprostitution immer wieder heruntergelogen wird« (Wolff). Strich - das ist die schnelle Mark, die das Arbeitsamt nicht vermitteln kann, weil es nicht einmal die langsame zu verdienen gibt.

Auch in Hamburg machen clevere Zuhälter ihre Geschäfte mit jungen Mädchen. Klaus Schmidt, Leiter des Mädchenerziehungsheims Hamburg-Feuerbergstraße: »Das läuft meist so, daß die sich in Wohnungen anbieten und ihre Freier über Zeitungsanzeigen bekommen. Dasteht dann 'Sehr junges Modell hat noch Termine frei' oder sowas. Plötzlich schwimmen die dann in Geld, können Reisen machen, bekommen irgendwann mal ein Auto und hängen dann so sehr drin, daß es schwer ist, sie da wieder rauszuholen. Offensichtlich gibt es in Hamburg regelrechte Mädchenhändlerringe, die straff durchorganisiert sind, und in die auch Mädchen aus unserem Heim immer mal wieder geraten.«

Die Strichkarrieren beginnen oft mit dreizehn, vierzehn Jahren. Vor der Diskothek, im Waschsalon, in der Seitenstraße, am Steh-Imbiß. In den meisten Fällen nehmen die Mädchen gleichzeitig Drogen, drücken sich Heroin oder miefen.

Und die Polizei will's umsonst. Karin, Strichmädchen aus Bremen: »Ja, mit der Polizei hier am Steintor - das ist unheimlich schlimm. Einen Abend war ich auch draußen, wollte Geld verdienen. War ein einzelner Mann da, zeigt mir seine Marke. War vom »RD«, vom Rauschgiftdezernat. Meinte, ich soll einsteigen. Ich dachte, der will mich vielleicht filzen, ob ich was dabeihab. Irgendwelche Spritzen oder Heroin. Und da sagt der zu mir, er würde mich zur Wache fahren. Und sagen, daß ich ihn angesprochen hätte, ob er mit mir wegfahren wollte für fünfzig Mark, ob er mit mir schlafen wollte. Dann hätte ich die ganze Nacht im Gefängnis verbringen müssen. Bis zum nächsten Mittag, und dann hätten die mich dem Hauptgesundheitsamt vorgeführt.

Davor hatte ich natürlich unheimlich Angst. Und dann hat er mich erpreßt: Entweder zur Polizei, oder ich müßte mit ihm umsonst schlafen. Mit ihm wegfahren. Er war privat da, hatte wohl keinen Dienst. Und da hat er meine Situation natürlich ganz schön ausgenutzt. In dem Moment hab ich natürlich nen Schreck gekriegt, daß er mich zur Wache mitnimmt. Das bedeutet ja für mich Affen schieben. Naja, da bin ich mitgefahren - nach Delmenhorst raus. In den Wald. Da ist dann auch alles gelaufen.

Zehn Minuten später hält er wieder auf nein Parkplatz - wollte er noch mal. Hab ich gesagt, daß ich das nicht will, daß es anders abgemacht war, und er mich jetzt nach Hause bringen wollte. Da sagt er: Bitte, wenn ich nicht will, fährt er mich zur Hauptwache am Wall. Und ich soll mir das überlegen. Da hab ich nachgedacht - und er hatte mit mir geschlafen ohne Pariser. Da hätte ich Spermanachweise bringen können. Das hab ich ihm dann auch gesagt. Und daß wir ruhig zur Wache fahren können und dann sehen, wer hier einen auf den Hut kriegt. Da hat er doch ein bißchen Angst gekriegt, hat gelacht, gesagt, einen kleinen Spaß wird man ja wohl noch machen dürfen ... und hat mich nach Hause gefahren.

MONIKA (27),-VON DER POLIZEI GESUCHTE FIXERIN:

»Ich hab schon alles gemacht, anschaffen gehen, klauen und so. Wenn mich einer fragt, wieso jetzt eine mit fünfzehn drückt und durch Anschaffe die Kohle dafür macht - dann würd ich sagen, klar: Arbeitslosigkeit. Und dann dieses ganze System, diese Kälte, die so um die Leute rum ist. In den Familien auch. Ich kenn keine Familie, in der man redet oder so. Über grundlegende Schwierigkeiten. Wenn du dich als Fünfzehnjähriger fragst, wo der Sinn des Lebens ist -da kann dir doch keiner was antworten. Familie gründen? Haus bauen? Dickes Auto? Und in der Maloche kaputt machen lassen? Nee. Da drück ich lieber noch ein paar Jahre und mach dann 'nen Satz über die Wupper«.

MONIKAS FREUNDIN WALTRAUT (21).

»Mein Vater ist Dachdecker und meine Mutter Kontoristin. Ich hab den Hauptschulabschluß gemacht und eine Lehre als Drogistin angefangen. Die hat mir aber nicht gefallen, weil mein Chef mich betrogen hat und ich die Krankenversicherung ganz allein zahlen mußte. Nach einem Jahr hab ich da aufgehört, war ein Vierteljahr arbeitslos und bin anschließend zur Handelsschule gegangen. Den Abschluß hab ich aber nicht geschafft, weil ich mich irgendwie überfordert gefühlt hab. Dann hab ich im Büro gejobbt und bin da gekündigt worden, als ich mal einen Tag länger krank gemacht hab, als ich krankgeschrieben war. Das ging dann immer so, daß ich nie länger als ein Vierteljahr in einer Firma geblieben bin. Als ich

für ein Jahr ins Krankenhaus mußte - wegen TBC - bin ich wieder gekündigt worden. Danach ein Vierteljahr krankgeschrieben, ein halbes Jahr wieder arbeitslos. Zwischendurch, also sechs Tage, bevor ich ins Krankenhaus mußte, hab ich geheiratet. Dann hab ich in einer Schiffsmaklerfirma angefangen zu arbeiten und da war ich wirklich überfordert. Da bin ich abends noch zur Schule gegangen und hab noch Haushalt gehabt und das hab ich dann eben alles nicht mehr geschafft. Und aus dieser ganzen Sache heraus, weil ich irgendwie nicht mehr wußte, was ich machen sollte, mit meinem Mann nicht mehr klar kam, hab ich angefangen, Drogen zu nehmen. Da war mir das einfach zu langweilig, den ganzen Tag in der Bude zu sitzen und zu warten, bis der liebe Mann nach Hause kommt, ihm was zu essen machen und dann anschließend fernsehgucken! Also, ich bin noch ziemlich jung und möchte mein Leben noch genießen. Obwohl ich das jetzt von mir nicht behaupten kann, daß ich mein Leben genieße. Was ich jetzt mache, ist ja nur noch eine Jagd hinter Drogen. Aber damals wußte ich wirklich nicht mehr, was ich machen sollte. Bis ich dann mal angefangen hab, alleine wegzugehen. Und das konnte mein Mann überhaupt nicht verstehen, daß ich das gewagt hab. Allein weggehen -da war immer Theater dann. Deswegen ist das auch auseinander gegangen. Dann habe ich mein Konto überzogen, bis die bei der Sparkasse gesagt haben, da müßte jetzt aber mal wieder was eingehen. Und dann haben die mir nichts mehr ausgezahlt. Da wußte ich nicht mehr, wo ich das Geld hernehmen sollte für Gift. Für Heroin. Ich habe zwischendurch noch in einer Bar gearbeitet, aber das hat auch nicht gereicht, das Geld. Jeden Tag hundert Mark oder hundertfünfzig. Das war zu wenig. Ein Druck kostet ja schon fünfzig Mark. Jetzt brauch ich jeden Tag dreihundert Mark. Eben für ein halbes Gramm. Und dann blieb mir nichts anderes übrig, als anschaffen zu gehen.«

KARIN (22) STRICHMÄDCHEN IN DER BREMER INNENSTADT:

»Ich drücke seit zwei Jahren. Ich hab zwischendurch auch einen Entzug gemacht und hab eine Zeitlang eine Stelle im Labor gehabt als Zahntechnikerin. Und während dieser Zeit, als ich gearbeitet hab, hab ich überhaupt nicht das Bedürfnis gehabt, irgendwie zu drücken. Als ich dann gekündigt wurde nach zwei Monaten - wahrscheinlich war nicht mehr genug Arbeit da und außerdem hatte ich das nicht gelernt - bin auch gleich wieder drauf gekommen. - Und jetzt gehe ich anschaffen. Leider, denn da wird man behandelt wie das letzte Stück Dreck. Man ist ja wahrscheinlich auch nicht mehr. Eben der absolute Abschaum. Von der Gesellschaft, den ganzen Leuten wird das eben so gesehen

Mädchen, anschaffen, in der Gosse -auch noch drogenabhängig! Was Schlimmeres können die sich gar nicht vorstellen. Morgens, wenn ich Glück habe, habe ich meinen Morgendruck. Oder meistens. Dafür muß ich abends noch sorgen. Dann steh ich auf und sehe zu, daß ich in meiner Wohnung wenigstens noch ein bißchen Ordnung halte. Dann mache ich mich zurecht und geh raus. Versuche, Geld zu verdienen. Manchmal dauert das eben sechs, sieben Stunden, bis ich was zusammenkrieg. Und dann renne ich erstmal stundenlang hinter dem Gift her. Daß ich noch ein halbes Gramm kriege, weil ich dabei besser wegkomme, als wenn ich kleine Päckchen kaufe. Eben anschaffen, drücken, anschaffen, drücken - immer weiter.«

UND DIE TYPEN? DIE FREIER?

»Da gibt es welche, die wirklich unkorrekt sind. Die versuchen, die Mädchen da abzulaschen und nichts zu bezahlen. Darauf laß ich mich sowieso nicht mehr ein. Da sind welche dabei - das sind wirklich Schweine, sind grob zu einem, bilden sich sonstwas ein und tun so, als wenn man der letzte Dreck da ist. Und so behandeln die einen eben auch.

Man sagt zwar, das ist leicht verdientes Geld, aber ich finde das nicht grade leicht verdient. Mit jedem Mann da loszugehen und so - da gehört wirklich ganz schön was dazu. Da muß man sich wirklich sehr zusammenreißen, daß man da nicht mal explodiert.«

Konkret-Sexualität 1979, S. 27

Hermann L. Gremliza

DER 18. BRUMAIRE DER SEXUELLEN „REVOLUTION"

Sie haben sich gefunden, er und sie, der christliche Abendländer und die sexuelle Revolution. Es war nicht Liebe auf den ersten Blick, es ist aber auch nicht bloß Vernunftehe. Zwei Seelen haben entdeckt, daß sie eine sind: die vom Geschäft.

Das Ballett Briac, das sonst im Pariser Lido tanzt, durfte vor den Delegierten des CDU-Parteitages in Kiel beim »Europaabend« zwischen den Schöneberger Sängerknaben und einem Film über Konrad Adenauer nackt auftreten. Es war, wie der christsoziale »Münchner Merkur« notierte, »ein Volltreffer«. Der Kandidat für das höchste Amt im Staat, Karl Carstens (NSDAP/SA/CDU - in dieser Reihenfolge) ließ die Brust schwellen, als er sagte: »Das soll uns die SPD erst einmal nachmachen!« Die Ministerpräsidenten Albrecht und Stoltenberg, las man, »amüsierten sich köstlich«, der Generalsekretär der CDU, Heiner Geißler, rühmte die gelungene Absage an die »Leibfeindlichkeit«.

Was, wenn nicht das, ist Revolution, Umwertung aller Werte? Wenn eine stockrestaurative Partei, die den Geschlechtstrieb jahrzehntelang in einer Reihe mit Pestilenz und Teuerung nannte, den Reiz des Fleisches entdeckt? Wenn sie Frohsinn schöpft aus dem Anblick des nackten Körpers - und sei es auch erstmal des weiblichen und zunächst der Teile desselben, welche in der Damenoberbekleidungsbranche beim Namen genannt werden? Wenn sie, die der Arbeiterfrau zum sechsten ein siebentes Kind aufs Kissen und ihren Körper lieber 45 als 35 Stunden ans Fließband zwingen möchte, sich zur Leibfreundlichkeit bekennt?

Es ist zu wahr, um schön zu sein, wenn die »Süddeutsche Zeitung« einen delegierten Christenmenschen zitiert, der über mosernde Kollegen gesagt haben soll: »Die, die jetzt meckern, sind doch die, die man nach den Parteitagen als erste im Kabarett verschwinden sieht.« Er wird wohl, da er nicht an die »Wach- und Schießgesellschaft« dachte, »Puff« gesagt haben, aber so genau wollte es die »Süddeutsche« nicht wissen. Da war die »Rheinpfalz«, die den Schifferstadter Abgeordneten Theo Martin zitierte, schon werktreuer: »Des hawwe mir früher für zwähundert Mark g'hatt.«

Früher, das muß die Zeit gewesen sein, als christdemokratische Politik die Dinge noch streng auseinanderhielt: Tagsüber ging sie mit ihrem Chefideologen Süsterhenn und sorgte in Filmtheatern für »saubere Leinwand«, nachts ließen's sich die Kämpfer gern mal 200 Mark kosten. Damals machte es der ganze Verein so, wie heute seine allerkatholischste Nachhut, der Kolpingssohn Heinrich Köppler, der im Kieler CDU-Lido Empörung markierte und auf der Heimfahrt einem Beistrichmädchen aus dem Springer-Konzern gestand, daß er »die knackigen Tanzmariechen ganz hübsch« gefunden habe.

Aber, wie gesagt, das ist altmodisch, das ist die klassisch-klinische Variante. Man nannte das »doppelte Moral«, mit Recht, denn sie hielt die Gesellschaft besser zusammen als die einfach genähte. Die Herren schützten geschäftliche Besprechungen vor, gaben Frau und Kindern den Gutenachtkuß und gingen ins »Maxim«, das auch in Wanne-Eickel so hieß. Heute, nach der Revolution, nehmen sie ihre Frauen mit. Kai Uwe von Hassel und seine junge Frau klatschten begeistert, und Frau Hannelore Kohl teilte mit: »Man muß sich doch auch unterhalten können.«

Folgt ein kurzer Abriß der Ökonomie der Leibfreundlichkeit: Für 50 000 bis 80 000 Mark, da schwanken die Berichte, wurden sechs Mädchen eingekauft, damit sie ihre nackten Leiber (unter Rabatt auf die primären Geschlechtsteile) den Delegierten und Gästen des Parteitags zu musikalischer Begleitung darboten. Als Käufer trat die Geschäftsführung der CDU auf. Die Kaufsumme wurde den Mitgliedsbeiträgen und Steuergeldern entnommen. Ohne Bezahlung, das scheint festzustehen, wäre keine der sechs Frauen aus Paris bereit gewesen, den Herren Kohl, Albrecht und Stoltenberg auch nur ihren unbekleideten Nabel zu zeigen. Ein gewisses Verständnis dafür läßt sich schwer unterdrücken. Künstlerische oder pädagogische Zwecke wurden der Darbietung nicht einmal von den Veranstaltern unterstellt (wie der Storch auf die Welt kommt, weiß sogar Hans Katzer), sie diente also offenkundig ausschließlich der sexuellen Stimulation und der Befriedigung voyeuristischer Neigungen.

Zum Schluß hätten die Ehefrauen Kohl und von Hassel auftreten können mit dem Schlager: »Den Appetit darfst du dir holen, doch gegessen wird zuhaus ... « So paßt die sexuelle Revolution schließlich als Posten ins Haushaltsbuch: » Stimulanz für Helmut ... 200 Mark.«

Und sie paßt ins Volkswirtschafts-Buch, als Ware, die bestellt, konsumiert und bezahlt wird: »Liefern wir Ihnen wie bestellt gefl. 6 (sechs) Körper, unbekl., weibl., zum alsbaldigen Einsatz. Rücksendung bis ... offen, Ihnen bei Gef. in naher Zukunft ... mit vorzüglicher ...

Bordelle hat's immer gegeben, Nackttänzerinnen auch, christliche Politiker, die dafür zweihundert Mark ausgaben, zählten stets zu ihren guten Kunden. Neu ist, daß die nun anfangen, sich dazu zu bekennen und ihr Bekenntnis als Fortschritt

auszugeben, weil sie im Beichtstuhl, wo sie früher sagen mußten »Ich war unkeusch« und »Ich habe die Unwahrheit gesagt«, jetzt mit der Hälfte auskommen.

Ich aber denke, daß die Lügen der doppelten Moral eine sittlich respektable Anstrengung waren und sind, verglichen mit der Ökonomie der neuen Ehrlichkeit. Süsterhenns Feldzug für saubere Laken scheint mir bei weitem nicht so pervers wie die Reklamierung von »Leibfreundlichkeit« für den Vorgang, daß ein Auditorium, das Völkermord in aller Welt von Vietnam bis Zimbabwe, unterstützt, sich über Erwerb und Ausstellung von nackten Frauenkörpern »köstlich amüsiert«.

Die Lügen der doppelten Moral dienten der Unterdrückung der Frau. Wer hätte gedacht, daß sie auch ein Schutz der Frauen waren? Das Bekenntnis von Kiel hebt die Frauen auf das Niveau der herrschenden Kapitalverhältnisse. Die »sexuelle Liberalisierung« war nicht zu stoppen, also soll sie sich in sexuellem Manchester-Liberalismus vollenden. Die Brüste der Frau, von Schiller als »Halbkugeln einer besseren Welt« besungen, werden zum Kugellager für den glatteren Lauf der bestehenden schlechten.

Wie gerne bin ich da Reaktionär und wünsche mir statt ihres Endes die totale Durchsetzung der doppelten Moral: Daß sich die Wirtschaftsführer beim Betreten der Börse vorsichtig umsehen, ob sie auch niemand erkannt hat, daß vor den Banken rote Lämpchen hängen, Bundeswehr-Generale bei der Sittenpolizei registriert werden und Blankeneser Eltern das Wort Rhodesien en pre'sence des enfants nicht mehr auszusprechen sich trauen oder nur noch auf Französisch.

Sie haben sich gefunden, er und sie, der christliche Abendländer und die sexuelle Revolution. Nicht wie Abélard und Heloise. Wie ein Priem den Spucknapf.

Alois Brummaire, dt. Filmproduzent (»Unterm Dirndl wird gejodelt«)

Konkret-Sexualität 1979, S. 29

Herbert Ladendorf

LETZTER VERSUCH EINES EINSAMEN GEPFLEGTEN JUNGGESELLEN

Hallo Ihr Säue
Gehbehinderter Kleinstrentner
Mit Einzelzimmer
170/65/24/6
In Bethel
Kräftige Düse
Bethel liegt bei Bielefeld
Briefsex, Spitzengeilheit
Miederhöschen
Totalkastration
Lastzugfahrer, Naturbursche, Trachtler
Polizist oder Rocker für Genitalpikanterien
Poppers
Neger, Nordafrikaner
US-Soldiers, Schlachter
Theater, Kunst, Bücher, Kino, Reisen
Kürzeste Shorts, engste Jeans,
offenes Hemd
Klapphosen, Breeches, Futterschlüpfer,
Feinstrumpfhosen
Nadelbehandlung, Klistiere
Wer bietet Urlaub in Knechtschaft und Ketten
Leidenschaftlicher Onanist
Vertrauensvolle Behandlung
Intelligenter Sadist für Dauerverhältnis gesucht
Sich-kastrieren-lassen-müssen-Spielen
Diskretion Ehrensache
Ausbildungs- und Trainingslager
Auf Restbauernhof
Ehrlicher Dauerfreund mit einwandfreiem Lebenswandel
Keine perversen Ideen
Kein finanzielles Interesse
Pisstouren, echt
J.H.G.F.F.R., Exp. B S 1798
Antwort im Klartext
Wendig, elastisch, tolerant
Und mitten im Leben

Konkret-Sexualität 1979, S. 30

Eberhard Schorsch

SADO-MASOCHISMUS

Über die gesellschaftlichen Ursachen eines sexuellen Modetrends

Sadomasochismus in unverhüllter oder leicht getarnter Gestalt tritt heute allerorts zutage. In der Szene kriecht er aus allen Ecken, die Pornographie hat in ihm ein Lieblingsthema, Belletristik und Unterhaltungsindustrie lieben die Lederkleidung, es rasseln die Ketten, das modische Spiel mit dem Extravaganten scheut auch vor einem schwül erotisierten, sadomasochistisch getünchten Faschismus nicht zurück. Sadomasochismus ist in. Ist unsere Welt perverser geworden?

Soweit dieses Phänomen bedacht wird, ruft es zwei Reaktionen hervor: Die einen, die Apologeten, die Betroffenen, die notorischen Liberalisten sehen darin ein Mehr an Liberalität, ein Fallenlassen verlogener Lendenschurze, ein Bekenntnis zu geheimen sexuellen Wünschen. Nach dem Motto: Laßt Minoritäten ihr Recht zu leben und zu lieben, wird zur Toleranz aufgerufen: Sadomasochismus sei eine Variante von Sexualität und, wenn sie vom Partner akzeptiert wird, eben eine Spielart von Liebe, letztlich eine Frage des Geschmacks oder, wie es Sexualwissenschaftler in ihrer verfremdenden Terminologie auszudrücken pflegen, eine Frage der Präferenz und Praktik. Eine solche apologetische Verharmlosung war jüngst im »Arbeiterkampf« zu lesen.

Auf der anderen Seite werden Beschwörungsformeln laut, wie das Reden vom Kultur- und Sittenverfall - und dies neuerdings nicht mehr nur aus gebohnerten Sonntagsschulen. Dies klingt zugegebenermaßen gut, sonor und tragend wie ein Ruf in ein weiträumiges Hohlsystem. Diese Pathetisierung ist eine Form von Selbstbefriedigung mit epochalen Worten. Es klingt darin an die Gefahr im Sinne von Verführung zur sadomasochistischen Perversion, die ebenso unsinnig ist wie die Mär vom bösen Schwulen, der die Jugend in den Abgrund von Homosexualität zieht, wenn er sich erst einmal eingeschmust und eingefummelt hat. Die Perversion nimmt nicht zu, wie sollte sie auch.

Perversion im neurosenpsychologischen Sinne (und nur von hier aus läßt sie sich überhaupt definieren) ist eine Deformation der Liebes- und Beziehungsmöglichkeit zum anderen Menschen mit spezifischen Ängsten und Konflikten, die in der Perversion abgewehrt, ausgedrückt und bewältigt werden. Der Hinweis der Apologeten und Betroffenen auf die kulturelle Definition und damit auf die Relativität des Begriffes »Perversion« hilft nicht weiter; denn wir leben in einer bestimmten Kultur mit spezifischen Werten, Sozialisationsformen etc., und die »Perversen« stehen nicht außerhalb, nicht oberhalb, sind nicht die von den kulturellen Bedingungen Befreiten. Die Tobriander, die alten Griechen - sie können unserer Akklamation sicher sein, aber sie entbinden uns nicht von den Bandagen unserer Wirklichkeit. Perversion und der perverse Impuls - hierin stimme ich Stoller zu - ist definiert durch das Ausmaß an Angst und das Quentchen Haß (beide bedingen einander), die, biographisch-psychodynamisch herleitbar, sich im perversen Akt oder der perversen Phantasie verschleiert ausdrücken.

Es geht hier nicht um die Frage: Toleranz und Liberalismus auf der einen Seite, die große orakelnde Geste vom prophezeiten Kulturzerfall auf der anderen Seite, nicht um moralische Kommentierungen, sondern um die Frage: Besteht ein Zusammenhang zwischen der Zunahme des Sadomasochismus in der Darstellung und der zunehmenden Brutalisierung des gesellschaftlichen Lebens? Ich will keinesfalls einen Eintopf zusammenbrauen, in dem z. B. der »Perverse« und der Faschist fraglos gleichgesetzt werden. Genaue Differenzierungen sind hier dringlich. Sadismus als sexuelle Perversion, als individuelles Triebschicksal, ist, psychodynamisch gesehen, eine besondere psychische Abwehrformation spezifischer intrapsychischer Ängste und Konflikte - analog einem neurotischen Symptom; Sadismus ist damit etwas anderes als Brutalität im gemeinen Sinne. Dennoch würde es man sich zu einfach machen, wenn man die Sadomasochisten als eine exotische Randgruppe betrachtet und übersehen würde, daß hier Verbindungen zu gesellschaftlichen Phänomenen von höchster Brisanz bestehen. Sadismus weckt düstere Anklänge und Assoziationen, läßt denken an sexuelle Gewalt, Kriminalität, im weiteren an Folter, Faschismus, Zynismus gegenüber Schwachen, Drangsalierung und Vernichtung von Ohnmächtigen, Ausnutzung und Benutzung von Wehrlosen etc.. Sind solche Anklänge unberechtigt; sind es Verknüpfungen von differenten Phänomenen, die nichts miteinander zu tun haben, oder gibt es Verbindungen und wenn, welcher Art sind sie? Modische Trends - und hierzu ist die Zunahme der Darstellung sadomasochistischer Thematik zu rechnen - werden vom Kommerz gesteuert. Wenn etwas so einschlägt wie der Sadomasochismus, dann bedeutet dies, da eine »Verführung zur Perversion« eine sinnlose Annahme ist, daß eine zumindest in Ansätzen (»latent«) massenhaft vorhandene Deformation angesprochen wird. Es drängt sich hier die Analogie zu dem modischen Spiel mit dem Transvestiten aus: Das große Geschäft, das heute im Showbusiness mit und von Transvestiten gemacht wird, bedeutet ja auch nicht, daß das individuelle Krankheitsbild Transsexualität oder Transvestitismus als sexuelle Perversion zunehmen und im Vormarsch sind; dennoch signalisiert die Attraktivität dieser Thematik, daß hier eine massenhaft vorhandene unterschwellige Problematik angesprochen wird: Unsicherheit in der Geschlechtsidentität in dem Maße, wie die traditionelle Polarität der Geschlechtsrollen aufweicht. Mit dem Aufblühen sadomasochistischer Darstellungen verfällt nicht eine Kultur in schaurig-schönem Spektakel vom Stil des Fin des siècle, sondern hier wird eine spezifische

Persönlichkeitsverformung aufgedeckt, die das Resultat unserer kulturellen Grundwerte darstellt: Viele von uns tragen Wunden und Narben in sich, die sie unter bestimmten sozialen Umständen anfällig sein läßt für sadistische Reaktionen. Es läßt sich historisch als eine Art Regel ableiten: Je unverstellter, direkter und offener Herrschaft-Subordination, Allmacht-Ohnmacht, Unterdrückung-Submission die bestimmenden Kategorien sind, desto unverhohlener und unverbrämter wird Sadismus in Erscheinung treten und zu etwas Alltäglichem werden. Wo Auslieferung, bedingungslose Abhängigkeit und Schutzlosigkeit von Menschen legitimiert sind, wird Sadismus ein gängiges Verhalten. Ich erinnere nur an das Aufblühen von Sadismus zu den Zeiten der Inquisition, der Sklaverei, in faschistischen Konzentrationslagern und schließlich an die ungebrochene Lust an der Folter (von der im übrigen der Ministerpräsident Albrecht sagt, sie sei »sittlich geboten« - in extremen Ausnahmefällen, versteht sich). Es gibt darüberhinaus aktuell besonders anfällige und gefährdete Bereiche der Gesellschaft - und zwar überall dort, wo zwischen Menschen Macht und Ohnmacht vorgegeben sind.

Dort läßt sich verhältnismäßig leicht eine Quasi-Legitimation für ein beliebiges Verfügen über Menschen und damit auch für sadistisches Handeln herstellen. Ein solches Machtgefälle, das eine Sexualisierung von Herrschaft möglich macht, findet sich z. B. in Gefängnissen, in Krankenhäusern, in Kinderheimen, Internaten, Altersheimen und schließlich auch in der Ehe und Kleinfamilie. Wo die gefährdeten Bereiche, die Schwachstellen sind, läßt sich im übrigen sehr gut aus der Thematik der sadomasochistischen

Pornographie ablesen, die sich vorzugsweise mit Heimen, Erziehungsverhältnissen, dem Umgehen mit Strafgefangenen beschäftigt und sich mit faschistischen Requisiten umgibt. Daß in diesen Institutionen sadistische Handlungen nicht nur einmal vorkommen, sondern die Beziehungsform seit langem bestimmen, das dringt gelegentlich in Form eines Gerüchts oder eines öffentlichen Skandals an die Oberfläche - gelegentlich aber auch sicher nicht. Wie viele der geprügelten Ehefrauen, der mißhandelten Kinder in sadistischen Beziehungen zu leben gezwungen sind, ist nicht auszumachen; sehr selten ist es sicher nicht.

Will man sich nicht mit der lapidaren Feststellung zufrieden geben, der Mensch sei eben so, und ein gehöriges Maß an Aggressivität und Bosheit liegen nun einmal in seiner Natur, dann stellt sich die Frage, woher diese destruktive Dynamik kommt. Erklärungsmöglichkeiten ergeben sich aus der Psychogenese sadistischer Perversion. Sehr global läßt sich sagen, daß die Dynamik des Sadismus mit sehr frühen Störungen in der Persönlichkeitsentwicklung, vor allem in der Verselbständigung und Autonomiegewinnung zusammenhängt. Instabilität der eigenen Identität, Unsicherheiten, Ängste und unentschärfte destruktive Impulse sind Reste solcher frühen Störungen. Die Sexualisierung von Destruktivität ist eine der möglichen Abwehrmechanismen zur Entlastung von dieser Dynamik.

Die Verbreitung der Affinität zu sadistischen Reaktionen und Brutalitäten läßt keinen anderen Schluß zu als den, daß die primäre Sozialisation in der bestehenden Familienstruktur ein riskanter, kritischer und häufig nicht gelingender Prozeß ist. Deshalb müssen wir mit einem latenten Potential von Destruktivität in der Gesellschaft leben. Eine archaische Destruktivität gehört, wie die Psychoanalyse meint, zur ursprünglichen Ausstattung des Menschen. Entscheidend für das Schicksal dieser Destruktivität sind vor allem die ersten beiden Lebensjahre: Von dem Ausmaß, indem die Mutter sich mit intensiver Bezogenheit und Empathie dem Kind zur Verfügung stellt und das Kind diese Zuwendung wahrnehmen und sich zunutze machen kann, hängt ab, ob und inwieweit die ursprüngliche Destruktivität entschärft und in soziale Antriebe umgeformt werden kann. Wenn diese Umformungsprozesse, die sich nur in Beziehungen vollziehen, häufig nicht gelingen, dann drängt es sich auf, hier Zusammenhänge zu sehen mit dem Selbstverständnis, der Identität, der gesellschaftlichen Rolle der Frau -- mit Problemen ihrer eigenen Autonomie, der Rolle des Kindes für ihre Identität, mit Schwierigkeiten, Kinder in die Autonomie zu entlassen. Die sehr subtilen Untersuchungen von Teweleit über die Struktur präfaschistischer und faschistischer Persönlichkeiten gehen etwa in die gleiche Richtung. Mehr als eine vage Hypothese läßt sich hieraus zunächst nicht ableiten -- eine Hypothese, die einer gründlichen Untersuchung wert wäre. Das latente Potential an Destruktivität ließe sich so plausibler erklären als durch die Annahmen von Reich und Horkheimer, die die Affinität zu Sadismus und Faschismus als Folge einer für deutsche Verhältnisse typischen patriarchalisch-autoritären Familienstruktur und eines sadistischen Vaterbilds mit einem Erziehungsstil zum Untertan angesehen haben. Die Entwicklung seit dem z. Weltkrieg mit der weltweiten Eskalierung von sozialem Sadismus hat gezeigt, daß sich diese Probleme nicht nationalisieren und nicht regional eingrenzen lassen.

Der Zusammenhang zwischen der sadomasochistischen Perversion und der Brutalisierung des gesellschaftlichen Lebens ist zwar kompliziert, aber vorhanden. Nur auf einer phänomenalen äußeren Ebene haben sie scheinbar nichts miteinander zu tun: Das fiktive Spiel des Sadomasochisten in seiner Subkultur, die von Spengler kürzlich untersucht und beschrieben wurde, ist aus dem sozialen Handeln herausgenommen, es ist eine Maskerade, eine Dramaturgie mit festen Regeln, ein Agieren - etwas grotesk und bizarr für den Außenstehenden, aber durchaus harmlos. Das perverse Spiel ist Abwehr, Kanalisierung und Ritualisierung neurotischer Mechanismen mit dem Resultat, daß soziales Handeln von diesen Impulsen befreit bleibt Auf einer anderen und tieferen Ebene ist die Trennung jedoch weniger absolut: Die Gemeinsamkeiten liegen darin, daß es in der perversen Phantasie und der Brutalität im sozialen Handeln um dieselbe destruktive Dynamik geht, die aber dort, wo sie sich als Brutalität im sozialen und politischen Kontext äußert, im Gegensatz zur sadomasochistischen

Perversion nicht durch ein magisches Ritual entschärft wird und daher alles andere als harmlos ist. Der psychische Ursprung der destruktiven Dynamik ist derselbe: es sind die frühen Wunden, die massenhaft geschlagen werden, die Vernarbungen, die zu Entstellungen führen, welche uns wegen ihrer Verbreitung kaum noch auffallen und fast in das Schönheitsideal (der erfolgreiche Mensch als strahlender Sieger über andere) integriert sind --- die Erbsünde unserer Kultur, nicht ihre Verfallserscheinungen.

Konkret-Sexualität 1979, S. 32

Adolf-Ernst Meyer

PERVERSIONEN; WAS IST DAS?

Es gibt kein
unglücklicheres Wesen
unter der Sonne
als einen Fetischisten,
der sich nach
einem Frauenschuh sehnt
und mit einem ganzen
Weib vorlieb nehmen muß.

KARL KRAUS

Perversion heißt auf Deutsch »Verdrehung«. Da liegt der Verdacht nahe, daß es sich um ein getarntes Schimpfwort der bürgerlichen Wissenschaft handelt. Mit der Schmähung »pervers« würden jene verfolgt, die sich zu ihrem Glück den herrschenden Sexualtabus entzogen haben und eine freiere, emanzipierte, lustvollere und vielseitigere Sexualität zu leben verstehen.

Indes ist diese Auffassung eindeutig falsch. Was wissenschaftlich als Perversionen gilt, sind stark eingeengte, von komplizierten Voraussetzungen abhängige sexuelle Verhaltensweisen. Sie bedeuten Unfreiheit und Enge, nicht Vielfalt und Reichtum. Dies wird im folgenden zu zeigen sein.

Im Volksmund allerdings ist »pervers« ein Schimpfwort geworden. Damit werden wahlweise Selbstbefriedigung, Mund-Geschlechtsteil-Kontakte, After-Verkehr und ähnliche Varianten der Sexualität verteufelt. Auch Homosexuelle werden als pervers abgewertet. Dies alles hat mit Perversion nichts zu tun. Zwar gibt es einzelne Homosexuelle, die pervers sind, z.B. sadomasochistisch oder pädophil, aber das gilt nicht für die große Mehrheit.

Einige Wissenschaftler haben versucht, derlei Abwertungen zu unterlaufen. Perversion soll ersatzweise Deviation (Abweichung) geheißen werden. In der Tat sind Perversionen selten bzw. unüblich. Aber gleichermaßen abweichend vom Durchschnittsverhalten der Bevölkerung ist auch ganz anderes Sexualverhalten: Funktionsstörungen wie Frigidität oder Impotenz oder die erwähnte Homosexualität. Und schließlich ist erfüllte und voll geglückte Sexualität selten genug, um ebenfalls - statistisch gesehen - eine Deviation darzustellen. Die Bezeichnung Deviation ist somit nur als Oberbegriff verwendbar, nicht zur Kennzeichnung von Perversionen. Andere Wissenschaftler schlagen vor, das Schimpfwort Perversion durch den Begriff der Paraphilie (Daneben-lieben oder Vorbeilieben) zu ersetzen. Das ist ein möglicher Weg, doch steht zu befürchten, daß auch eine solche Umtaufung kurze Beine haben wird. Besser wäre Aufklärung, und dies wird hiermit versucht.

Die folgende Definition wird dem Leser wohl erst verständlich werden, wenn er die daran anschließenden Beschreibungen der verschiedenen Perversionsgruppen zur Kenntnis genommen hat.

Perverse Menschen erreichen ihren sexuellen Höhepunkt ausschließlich oder vorwiegend, indem sie eine ganz bestimmte äußere Situation aufsuchen oder herstellen, welche einerseits erlaubt, die Einführung des Penis in den weiblichen Schoß zu vermeiden (Es handelt sich - Sadomasochismus ausgenommen - um Männer.), und andererseits, darüberhinaus, die gemeinte Partnerin »ungefährlich« zu machen. Letzteres geschieht z.B. durch Abstand stiften, vermittels Ersetzen der Frau durch leblose Objekte oder indem sie durch direkten Zwang in Kontrolle genommen wird. Eingebaut in oder kombiniert mit diesen perversen Verhaltensweisen sind Inszenierungen, die selbstwertstabilisierende oder wiedergutmachende Illusionen als wirklich ausgeben.

Gefürchtet werden Frauen als zu kurz gekommenes, als penisloses Wesen, das aus seiner Mangelsituation (= Penisneid) Männer verschlingt oder rachsüchtig beschädigt. Die Quellen dieser irrationalen Angst aufzuzeigen, würde den Rahmen dieser knappen Übersicht weit überschreiten.

Die Gruppe der »Voyeure« oder auch »Spanner« beobachtet Frauen beim Entkleiden oder Liebespaare bei Zärtlichkeiten. Sie steigern ihre Erregung durch die Einbildung, daß die Frau sich für sie entkleide oder durch Identifizierung mit einem der Partner des Liebespaares. Diese Situation führt für sich oder unter Mithilfe durch Selbstbefriedigung zum Orgasmus.

Den Voyeuren geht es um ein kritisches Gleichgewicht zwischen Nähe und Abstand, das sich bestimmt zwischen der ihnen größtmöglichen Nähe des heimlichen, unerwiderten Blickkontaktes und des sicheren Abstandes außerhalb von Greif-Reichweite. Wir werden sehen, daß dieses Nähe/Abstand-Problem auch für Exhibitionisten und Pädophile eine Rolle spielt, jedoch jeweils anders gehandhabt oder gelöst wird.

Je nach innerem Bedürfnis kann der Voyeur seine Angst vor der heterosexuellen Paarung und vor Strafe mildern: Er tut ja nichts Böses, denn seine Blicke fügen niemand Schaden zu. Schämt er sich dieser Angst, kann er seine Scham beschwichtigen: Er ist mutig, ja aggressiv, denn er bricht das soziale Tabu des Nichthinblickens auf fremde Nacktheit oder fremde Sexualität und riskiert wagemutig polizeiliche Verfolgung.

Von *Pädophilie* (Kinderliebe) wollen wir nur sprechen, wenn ein Erwachsener vorwiegend oder ausschließlich auf vorpubertäre Kinder sexuell anspricht. Die unmittelbare und Pädophilen gemeinsame Angsterleichterung ergibt sich aus der gesellschaftlich gestützten Machtüberlegenheit von auch nicht verwandten Erwachsenen über ein Kind -man könnte dies die »Onkeldominanz« nennen. Im Gegensatz dazu muß sich der Sadist seine Dominanz erst noch erkämpfen, erschleichen oder erkaufen. Der Pädophile gewinnt im Unterschied zum Voyeur, zum Exhibitionisten oder zum obszönen Telefonanrufer, keine räumliche, sondern eine soziale Distanz.

Eine illusionäre Inszenierung, die im pädophilen Verhalten oft vorkommt, ist, was ich »Selbstvertauschungs-Agieren« nenne. Solches kommt auch außerhalb von Perversionen vor. Gemeint ist, daß der eine Partner den anderen so imaginiert und behandelt, als ob dieser Partner er selber sei, er selber jedoch ein anderer, meist seine Mutter oder sein Vater oder eine andere relevante Beziehungsperson. Dies kann Nachhol- oder Wiedergutmachungszielen zu dienen versuchen: »Ich bin mein Elternteil, und Du bist Ich (als klein), und ich behandle Dich wie meine Mutter (mein Vater) mich eigentlich hätte behandeln sollen, damit ich stark und/oder sicher und/oder sexuell frei etc. geraten wäre«. Derselbe Mechanismus kann auch aggressive Ziele verwirklichen: »... und behandle Dich genauso schlecht, wie ich seinerzeit behandelt wurde; warum sollte es Dir besser gehen«.

Leicht zu verstehen, daß Selbstvertauschungs-Agieren dieser Form bei der Pädophilie durch die reale Kindlichkeit des Partners erheblich erleichtert wird. Mit diesem Selbstvertauschungs-Agieren kommt ein Element von make-believe, von Täuschung, von Inszenierung, von Rollenspiel zum Tragen, auf welches wir bei der Darstellung des Exhibitionismus näher eingehen.

Gegenüber dem Voyeur kommt es sowohl beim Pädophilen wie beim *Exhibitionisten zu* einem etwas größeren Anteil an Eingreifen, an Partnerbeeinflussung, doch hält der Exibitionist, gleich wie der Voyeur, eine räumliche Distanz aufrecht.

Durch Geräusche, Rufen oder plötzliches Erscheinen lenkt der Exhibitionist die Aufmerksam der gemeinten Partnerin auf sich, um danach oder gleichzeitig sein Genital zu repräsentieren.

Die Sexualtabus und die Plötzlichkeit ihres Durchbrochenwerdens führen dazu, daß die angesprochenen Frauen sich praktisch immer erschrocken bis entsetzt abwenden und flüchten. Den Ausgang dieses selber gemachten Geschehens deutet der Exhibitionist als Beweis für geschlechtliche Größe (im Gegensatz zu Geschlechtsminderwertigkeit): »Hiermit ist bewiesen, daß mein Glied nicht klein ist, lächerlich, verstümmelt und bedroht, nein, es ist groß, mächtig und bedrohlich, sein bloßer Anblick schlägt Frauen angstvoll in die Flucht«.

Wir treffen bei diesem Verhalten zwei Elemente, die bei mehreren Klassen von Perversionen eine Rolle spielen, ohne für diese spezifisch zu sein. Zum einen das bereits erwähnte Element von makebelieve, von Glaubenmachen, von Täuschung, von Inszenierung, wie wir es in noch deutlicherer Weise beim Pseudologen (krankhafter Lügner) und beim Hochstapler finden und in sublimierter Form beim Künstler, besonders bei Erzählern. »Dichtung und Wahrheit« betitelt Goethe seine

Autobiographie, und Thomas Mann bezeichnete Hochstapler als die kriminelle Abart der Künstler. Die Dialektik des künstlerischen Scheinenmachens besteht darin, daß echtes Sein, Ernst, Realität zwar maximal anzunähern ist, aber nie verwirklicht werden darf. Eine Theateraufführung, bei welcher Ophelia und Hamlet wirklich stürben, hätte den Boden der Kunst verlassen. Pirandello hat mehrere seiner Dramen und mindestens einen seiner Romane dem tragischen Verkennen dieser Grenze, am deutlichsten seinen »Heinrich IV«, gewidmet.

Der Exhibitionist versucht, eben diese Grenze zu verwischen und Schein für Sein akzeptiert zu erhalten. Er hält sich an den Refrain des US-Schlagers »Paper moon«: »But it wouldn't be makebelieve, if you believed in me«. Folgerichtig hat Bogdanovich seinen Film über ein liebenswertes Betrügerpaar »Paper moon« betitelt.

Damit kommen wir zum zweiten Element beim Exhibitionismus, nämlich einer Art von »Zwiewissen«, bei dem die rechte Hand scheinbar nicht weiß, was die linke tut. Dem Exhibitionisten ist unbewußt, daß er sich für genital minderwertig oder gefährdet hält, und doch arrangiert er einen Gegenbeweis, der derart kunstvoll und gezielt ist, daß er »irgendwo« wissen muß, wogegen er Beweise fabriziert. Auch sein Gegenbeweisen ist ihm unbewußt, und doch scheint er »irgendwo« zu wissen, daß sein Beweis genitaler Macht gestellt, getrickst ist, und er fühlt sich dementsprechend genötigt, von Zeit zu Zeit - wessen echte Beweise nicht bedürfen - seine Beweisführung immer neu zu wiederholen.

Dem Exhibitionisten sehr nahe stehen die *obszönen Telefonanrufer.* Auch wenn die prüde und brutale Direktheit ihrer Scheinofferten die Angerufenen nicht in Angst versetzen sollte, so schützen sie sich durch ihre Anonymität und ihre räumliche Distanz.

Bei den *Fetischisten* sind zwei Gruppen zu unterscheiden. Die eine reagiert sexuell auf unbelebte Objekte, z.B. Damenunterwäsche. In der Regel stammt diese von einer bestimmten Frau (von der sie erbeten, erkauft oder gestohlen wurde), und dann tritt der Exhibitionist zu ihr in eine Beziehung von distanter Nähe, ähnlich wie der Voyeur. Lebensgeschichtlich finden sich die sogenannten »Übergangsobjekte« als Vorläufer des Fetisch. So mit 10 bis 18 Monaten wählen sich Kinder (meist) kuschelige Objekte, eine Puppe, einen Teddybären, ein Kissen, ein Tuch, von welchen sie in besonderer Art abhängig sind. Fehlt in kritischen (meist Trennungs-) Situationen (wie Zu-Bett-Gehen, Arztbesuche, Verreisen etc.) das Übergangsobjekt, kommt es zu depressiven Reaktionen.

Das Übergangsobjekt hat eine wechselnde Funktion. Mal vertritt es mehr die Mutter, ihre . vertrauten, bergenden Aspekte, mal mehr ein zweites Selbst, dem das Kind im Selbstvertauschungsspiel die Zärtlichkeit und Nähe zukommen läßt, die es im Moment selber vermißt, oder ihm jene Ängste aktiv zufügt, die es vordem passiv erleiden mußte. Die Nachteile des Übergangsobjektes, daß es keine versorgenden oder real schützenden Funktionen übernehmen kann, macht es durch seine Verfügbarkeit und sein bedingungsloses Dasein wett. Es entzieht sich nicht, verlangt kein Wohlverhalten, läßt sich nicht enttäuschen oder verärgern.

Diese Vorteile hat auch der unbelebte Fetisch für den Perversen. Es verlangt keine Werbung, kein In-Stimmung-Sein, er weist nicht ab.

Für das Kind ermöglichen Übergangsobjekte, die Ängste und Schmerzen von Trennung und Ablösung von der Mutter auf ein ertragbares Maß zu reduzieren. Sie sind ein Mittel der Reifung, machen sich schließlich selbst entbehrlich.

Für den Fetischisten, der sich nicht von seiner Mutter weg, sondern zu einer Frau hin entwickeln sollte, ist derselbe Mechanismus nicht Hilfe, sondern Ersatz, der das Original verschließt und verhindert. Die andere Gruppe von Fetischisten wendet sich Frauen zu, vorausgesetzt, daß diese ganz bestimmte körperliche Merkmale aufweisen. Diese stellen oft direkt einen Körpermangel dar, wie z.B. Klumpfuß oder Buckel, oder sie sind Prothesen, die einen Mangel ausgleichen wie Brillen oder Zahnklammern. Oder es handelt sich um gegenteilig interpretierbare Körpereigenheiten, denn ob ein großer Busen, ein ausgeprägtes Gesäß oder breite Schenkel eine körperliche Bevorzugung oder eine Benachteiligung darstellen, ist auch über Repräsentativbefragung nicht allgemein verbindlich feststellbar.

Dieser Ablauf kann folgendermaßen verstanden werden. Bekannt ist die psychologische Verwendung des Teils als Stellvertreter des Ganzen (pars pro toto). So sprechen wir von einer 5-köpfigen Mannschaft oder davon, daß vier Augen mehr sehen als zwei. Weniger bekannt ist die Verwendung des Teils zur Verschleierung des Ganzen (pars contra totum).

Vergegenwärtigen wir uns hierfür den Zwangscharakter, der auf dem Klo Kacheln zählt, um sich von seiner Körperentleerung abzulenken, oder den Jugendlichen, der den »Gefahren der Straße« dadurch begegnet, daß er sich auf das Nicht-auf-Ritzen-Treten konzentriert. Ganz ähnlich läßt die Aufwertung und Sexualisierung von bestimmten Körperteilen (= Fetischisierung) das Rest-Ganze einer Frau als normal, als sowieso in Ordnung, als unerheblich verschwinden.

Die Nähe zum normalen Mann, der auf bestimmte Frauen steht, auf große oder mütterliche, auf schwarzhaarige oder flachbrüstige scheint hier besonders deutlich. Die Grenzlinie ist: Wo der »Normale« bevorzugt, aber auch anders kann, ist der Perverse gefesselt, darauf angewiesen - Bedingung erfüllt oder nichts geht.

Unsere Einführung wäre unvollständig, wenn wir nicht erwähnten, daß es neben den beschriebenen Gruppen, die durch die Häufigkeit ihrer Gleichförmigkeit ausgezeichnet sind, auch ganz persönliche, nahezu einmalige Perversionen gibt. Ein Mann schleicht sich in einem Abstellbahnhof in einen Personenwagen ein, zieht sich nackt aus, zerschlitzt die Polster, uriniert auf sie, onaniert dann bis zum Erguß. Selbstbefriedigung in anderen Situationen kommt bei ihm nicht vor. Andere Reize erregen ihn nicht sexuell. Hier finden sich Komponenten der Fetischisierung von Unbelebtem und der triumphierenden Rache des Sadisten. Ein anderer Mann streift durch seinen Wohnort und mustert Frisöre, bis er einen ihm genehmen gefunden hat: vierschrötig und energisch, aber doch väterlich-sympathisch. Von diesem verlangt er, rasiert zu werden und beschwert sich hernach, nicht ausreichend glatt zu sein. Falls er einen gewissen Ärger des Frisörs zu spüren glaubt, gerät er in sexuelle Erregung. Nach beendeter zweiter Rasur beschwert er sich erneut, nicht »sauber« rasiert zu sein. Bei der dritten - manchmal erst bei einer späteren Rasur, sofern a) der Frisör unfreundlich zu ihm wird und b) seine Haut blutet, kommt er zum sexuellen Höhepunkt. In vielen Fällen mißlingt dies, weil der Frisör ihn vorher wegschickt.

In Fachzeitschriften finden sich viele weitere Beispiele von solchen höchst individuellen und einmaligen Perversionen. Da gibt es einen »Käferzertreter« oder einen »Grabsteinumschmeißer«.

Perversionen sind eine zutiefst menschliche Erscheinung. Sie zeugen von seiner Verletzlichkeit und Verbiegbarkeit, aber auch gleichermaßen von seiner phantasievoll-erfinderischen Kreativität. Dies hat Freud vor gut einem halben Jahrhundert sehr plastisch formuliert: »Es ist hier ein Stück seelischer Arbeit geleistet, dem man trotz seines greulichen Erfolges den Wert einer Idealisierung des Triebes nicht absprechen kann. Die Allgewalt der Liebe zeigt sich vielleicht nirgends stärker als in diesen ihren Verirrungen«.

Konkret-Sexualität 1979, S. 35

Hans Eppendorfer

ALPTRÄUME MIT MINUTENLICHT

Sexualität als Kriminalität, als Körperverletzung und schließlich als Mord. Aus den USA nahen Sexwellen, deren Inhumanität den völligen Verfall einer Kultur ankündigen. Hans Eppendorfer hat die US-Szene beobachtet.

Mittwoch Nachmittag, zwei Wochen vor Ostern in New York. In der TIMES einspaltig ausgedruckt: FISTFUCKING-Filme, präsentiert vom Museum of Modern Art. Ein Freund besorgt Karten, neugierig, ungläubig. Als wir ankommen, eine lange Menschenschlange auf dem Trottoir; das Foyer überfüllt und die schwarze, dickliche Kassiererin leicht hysterisch: sorry, it's booked. Immer wieder hilfloses Achselzucken. Das längliche Kino brechend voll, stickig und überheizt. Es darf geraucht werden, dazu Limo, Eis und Popcorn im Verkauf. Sollte ich mich verlesen haben? Der Saal mit gut 80 Prozent Frauen besetzt, mittleren Alters, Perücken en masse, Bloomingdalde Chic und auffällige Blondspülung.

Ein Anflug von Unbehagen, fühle mich eingekeilt, die Knie zusammengepreßt. Endlich wird's dunkel, wie ein Aufatmen. Flimmernde Leinwand; Aggression aus dem Projektor: die Fäuste rituell eingesalbt mit Pflanzenfett. CRISCO, die Einheitsmarke, ideal als Bratfett für Hacksteaks und Schmalzgebäck. Daß diese Steaks Beine haben und keuchend aufstöhnen in Farbe, wen störts: artistische Akrobatik, ein Fäusteversenken bis zum Ellenbogen. Um mich herum: Füßescharren und unterdrücktes Räuspern. Überbelichtete Halbtotale: Finger, Hand, Gelenk, Unterarm; ein zweiter. Die Attraktion gut gewachsener Körper, von Schweiß und angespanntem Muskel; gut ausgeleuchtetes Aufbäumen bei trockener Leinwand; der Schmerzensschrei, die gurgelnde Lust unbeteiligt vom Tonträger. Pause und zweite Hälfte: ein anderer Partner mit gleicher Methodik; kurzgehaltene Nägel, ein geknebelter Mund und ein überdimensionaler Gummidildo, eine Genitalkopie aus Hartgummi mit Noppen, Äderung und stilisierter Eichel, fleischrosa durchgefärbt. Die Akteure durchtrainiert und und beschnitten. Studs, wie die im Central Park jeden Sonntagmorgen; offenes Gesicht und gesunde Zähne. Du würdest sie dir unbesorgt als Babysitter engagieren oder ihnen deinen Hund anvertrauen. Die Vorliebe für dieses spezielle Bratenfett bleibt unerfindlich, die Lust an der Dehnbarkeit des Schließmuskels. Teil z. Eine Frau wird von Frauen gefoltert; der Filmstreifen flattert. Frauen in Uniformen vertrauter Schnittart; Reitstiefel, Peitsche; ein Ilse-Koch-Verschnitt auf amerikanisch. Das Opfer windet sich fotogen auf 16 Millimeter, mit abgeschnürten Brüsten, die Striemen demonstrativ nachgeschminkt; eine Lederfaust zwischen den Beinen, den Peitschen-Knauf im Rectal-Muskel. Es erbricht sich niemand. Als heißes Wachs auf den Genitalbereich tropft, bleibt das Zucken ohne Ton, die Technik bockt. Protest aus dem Publikum, bis zur Reparatur. Ungeschmälert das Ende.

Später, als ich die Fifth Avenue hinunterlaufe, sehe ich überall Fäuste in den Auslagen-, Halsschmuck aus Malachit, Rosenquarz, Gold und Silber, fragil an dünnen Kettchen aus schwarzem Samt wie durch das verkehrte Ende eines Fernglases. Es mache Spaß, es schlaucht dich, wird mir gesagt; dein Orgasmus sei gigantisch danach. Das Angebot wird abgelehnt. Aber natürlich sei eine Darmspülung vorher wichtig, die Bereitschaft zur Entspannung. Die Welt des Normalficks aus den Fugen. Ein neues Code-Verhalten mit Schüsselbunden, mit farbigen Gesäßtaschentüchern, mit Silberstiften in durchbohrten Brustwarzen, in der aufgetriebenen Eichel oder der kunstfertig rasierten Scheide?

Der Aufbruch in ein neues Stadium der zwischenmenschlichen Vergletscherung; eine inflationäre Entwicklung von Gefühlen, eine ungehemmte Eskalation von Gewalt oder nur das blinde brünstige Gieren nach neuen Reizimpulsen: Orgasmus durch Pfählung? Statisch, impotent und dauerhaft?

Am Abend dann an den Docks, unten am Hudson; im Anvil, den Toilets, im Ramrod oder im Eagles die alltägliche, spießige Gewalt, nach Klischees unterteilt, in Rollen zugeordnet. Die Gesichter bäuchlings oder in der Hocke abgegeben; Stimme, Lächeln, die besondere Schreibweise eines Namens. Bleiben der Benutzbarkeit von Menschen Grenzen gesetzt? War es zuerst das naturgewachsene Schmuckstück (wenn auch immer voluminöser begehrt), dann der Rubberdildo unterschiedlichen Kalibers, wurde es bald eine Batterie von Fingern, dann die spitzzulaufende Faust mit dem nachdrückenden Unterarm. Ist es inzwischen bereits der Fuß und der kahlgeschorene Kopf zur Hälfte, manischer Leistungszwang abstumpfender Befriedigungsbegierde? Ein Marathon der Opfer?

Brennende, dünnstielige Kerzen in Harnröhren; hängende Körper mit durchbohrten Brustmuskeln an Flaschenzügen unter der Decke baumelnd in perfekt ausgestatteten Folterkammern mit Streckbetten und verchromten Hodenklemmen. Den indianischen Mutproben der Cheyenne und Apachen aseptisch nachempfunden? Tätowierte Eigentumszeichen auf trainierten Gesäßbacken, ambulantes Lustgepäck die Ostküste hinauf, die Westküste hinunter. Zeichnerisch protokollierte Tagträume eines Etienne, eines Adam, eines Tom of Finland oder eines Martin S. Cool, seines Zeichens Artdirector einer Norddeutschen Milchzentrale. Noch sieben Stunden weit mit dem Flugzeug? Meskalin, LSD oder Schnüffelexzesse; Harddrugs einer eingedellten Befriedigungsindustrie? Die Nachtseite unserer Begierde, der wir den Maulkorb abbanden, der wir die Zügel freigaben? Die Faszination der kleinen Tötungen, ein ständiges Ausreizen bis zum Absturz von unseren beengenden Klippen?

Ist es Wahn: jenes feuchtgemachte Gelantineblatt mit dem zerstoßenen, dünnwandigen Glas, zusammengerollt zu einem unscheinbaren Pfropfen, von Fingern umgeben und in der Dunkelheit eines Fickraums bis zur Spitze eines pulsierenden Darms vorgetrieben, abgelegt wie eine anonyme Botschaft. Ohne Fingerprints, ohne die Furcht vor Entlarvung. Wenige Stunden später nur noch distanzierter Genießer rettungsloser Zerstörung.

Jener anonyme Chemiker an der Universität in Leyden, der das Bull-Popper panscht, das dir - eingeschnüffelt - für Bruchteile von Minuten das Bewußtsein nimmt. Auf Fläschchen abgefüllt und aus versteckten Eisboxen vertrieben, in Kneipen, in Pornoshops oder aus Privatquellen, in Inhalern um den Hals getragen wie eine Droge, wie ein Parfum, wie ein Einstieg in ein verdunstendes Glück. Und nicht mehr eingrenzbar. Der rheumatische Friedensbringer immer noch als Vorreiter, als Wundertütenonkeljenseits des großen Wassers, süchtig aufgenommen von den zahllosen Kopisten in der Alten Welt.

Da sind die Privatséancen mit Filmmaterial aus Südamerika; Orgien mit einem jungen Mädchen, deren Peiniger, durch Kapuzen unkenntlich gemacht, dieses dann bei lebendigem Leib zerstückeln, in einem kleinen Kellerraum mit lederbezogenen Sitzen, Dosenbier und zwiefach verriegelter Tür in einem Lagerschuppen an der oberen Eastside, 73. Straße, mit Bürgen und speziellem Klopfzeichen. Da sind Sexfilme mit Kindern, mit Tieren, mit medizinischen Eingriffen in den Genitalbereich. Experimente weit über die Schwelle des Entsetzens hinaus. Privates Holocaust auf Klappstühlen mit Kleenexschachtel in Kniehöhe, hier und heute.

Du wirst vergeblich nach einem Erkennungszeichen suchen, das dich warnen könnte: wann das Spiel über die Grenze tritt. Sie tragen es unter Trevira, unter Jeans oder Maßkonfektion, in Clubs unter der Haut wie in der Hamburger Erichstraße, im Berliner Kreuzberg wie im Londoner Earls Court, in der Pariser Rue Keller wie im Amsterdamer Norden. Einig nur in der Verneinung bei Tageslicht. Biedermann und Brandstifter.

»Die Lederszene setzt sich aus soundsovielen Träumen zusammen« heißt es. Und »wir träumen nur Gewalt; lieben unsere Mütter und Süßspeisen mit Sago.« Und natürlich gab es in der Lederszene noch keine Toten. Natürlich noch kein verdünntes Amyl Nitrit (Poppers) mit Schwefelsäure, »um es aromatischer« zu machen. Natürlich gibt es auch keine Anwendung von Zwangsjacken; werden keine Opfer gegen ihren Willen kahlgeschoren; LSD-Trips unwissenden Touristen in die Drinks verpaßt; Opfer mit der Faust blutiggefickt, daß man am nächsten Tag die Blutspritzer mit der Rasierklinge von der Wand kratzen kann; eingerissene Darmtrakts auf nächtlichen Blaulicht-Transporten ins nächste Unfallkrankenhaus. Natürlich gibt es auch keine abgeschnittenen Genitalien aus den DARK ROOMS Amerikas oder inzwischen auch schon in London. Keine gezeichneten »Messerfantasien« von durchstochenen Hälsen, von Oberschenkeln gefesselter »Genießer«; an Ketten aufgehängte Masos mit riesigen Hartgummidildos im Hintern, kunstvoll abgelichtet und vieltausendfach vervielfältigt. »Wir träumen nur unsere Gewalt«, heißt es.

Gefilmte Rouladennadeln in einem Hodensack, nur ein Ausfluß eskalierender Fantasie in einem Flachbungalow im Hamburger Lokstedt zur Miete? »Grausame Muttersöhnchen?«, fragt Ben Witten in der »Zeit« und skizziert aus seiner Sicht: »Hier herrscht Ordnung und Disziplin. Die Reihen sind fest geschlossen. Und wer sich an einen Baum binden läßt, wehe er schreit, seine Mutter könnte es hören; seufzen soll er, betteln und flehen und keuchen. Und ist der Spaß vorbei, dann wird er abgebunden und alleingelassen.« »Wer das Fleisch schlägt, haut nicht gleich die Seele kaputt«, sagen sie. Und das ist auch nicht das Übel, sondern die Unfähigkeit, genau hinzusehen, die Weigerung, sich mit den Sachzusammenhängen auseinanderzusetzen. Niedliche, heile Welt also, als Überbau auf »Psychokatakomben?« (»Spiegel«). Auswechselbar und dem Dunkelfeld aus Hypothesen, Vermutungen, moralischer Überheblichkeit und den Verdächtigungen einer irritierten öffentlichen Meinung preisgegeben. Retuschiertes Insider-Wissen und Augenwischerei, wenn es darum geht, mal das Maul rechtzeitig aufzumachen.

Augenscheinlich haperts ein wenig am Gedächtnis, veröffentlichte doch einer der Drahtzieher, namentlich gezeichnet, in der Juniausgabe einer in Deutschland vertriebenen Pornopostille, folgende Zeilen: »Zum Schluß hier für alle Lederfans noch eine Warnung. Ende letzten Jahres und Anfang dieses Jahres hat es in der S/M-Szene von San Francisco rund um die Folsom Street mehrere mysteriöse Morde gegeben, bei denen den Opfern die Geschlechtsteile abgeschnitten wurden, die Toten dann, wahrscheinlich mit einem Auto, in die Folsom-Gegend gebracht und regelrecht auf den Müll geworfen wurden.«

»Bei uns gibt es kein Blut«, sagt er heute. Und »keiner wird in seinem Blut liegengelassen, aber ich sagte ja schon, daß es bei uns kein Blut gibt«. Das mag durchaus für ihn persönlich gelten, »der dich für jeden Zentimeter haßt, den du größer bis als er«. Aber dieser Drahtzieher ist nunmal nicht der Vertreter irgendeines hausbackenen Strick- oder Nähkränzchens (trotz demonstrativer Spießigkeit, die manchem eingewachsen zu sein scheint wie seine Fußnägel). Sondern er ist der internationalen Kette organisierter Lederclubs in der ganzen Welt angeschlossen, allein der europäische Dachverband ECMC verfügt über mehr als zwanzig Clubs. Ein ausgedrucktes »Teilnahme auf eigene Gefahr« ist da zuwenig. Filme von

»geträumter« Gewalt, einer vielköpfigen Menge vorgeführt, selbstersonnene Bildfolgen der Aggression haben nicht selten einen Wiederholungseffekt, stacheln auf oder spornen an. Und es ist dabei nur von zweifelhaftem Trost, daß alle Darsteller ihre Torturierung heil überstehen, denn die sind aus Zelluloid, und mögliche »Entgleisungen« lassen sich ja bequem rausschneiden. Ergo: Ende gut alles gut? Glück gehabt diesmal? Spaß gehabt wieder einmal?

Faschismus und reaktionär sind ja auch keine in Deutschland erfundenen Begriffe, damit wärmt man sein Selbstgefühl, hält sich die Notausstiegsklappe eisfrei. Daß man süchtig sei, im Importieren amerikanischer Neuerungen auf dem Sex-, Leder- und Toy-Markt, wird natürlich bestritten. Man sei konservativ? Nun, ein dünnes Vielleicht wird widerstrebend eingeräumt. Aber was wächst uns da im geheimen heran? Eine Mischung aus Mainzelmännchen und »Rosenkavalier«? Die Gefahr der Kopisten liegt in ihrem statischen Verhalten, in ihrem Mangel an kreativen Brandsätzen zur Revision, zur möglichen Kurskorrektur aus Einsicht der Schadstellen. »Wer zum Freundeskreis gehören will, muß menschlich und zuverlässig sein«, sagen sie. Und »die Lederszene setzt sich aus soundsovielen Träumen zusammen«. Dieser hier scheint einer davon, denn Arroganz ist die billigste Form der Wortlosigkeit.

Konkret-Sexualität 1979, S. 38

Was ist, wie wirkt PORNOGRAPHIE

Mit der Pornografie ist es wie mit der Prostitution: Unsere Gesellschaft bekämpft beide - und braucht beide. Sie kämpft dagegen, weil sie, durch Pornografie ihren Sittenkodex, ihre »Grundwerte«, gefährdet sieht. Und sie braucht Pornografie als Ventil, durch das der Stau unerwünschter sexueller Ansprüche abgelassen werden kann. Der Sexualität, die sich nicht emanzipieren darf, wird in der Pornografie eine Ersatzbefriedigung geboten.

Die Befürchtung katholischer Volksvertreter, Pornografie führe zur » Sexualisierung« der Gesellschaft, ist längst als unsinnig erwiesen. Untersuchungen amerikanischer und westdeutscher Sexualwissenschaftler haben schon Anfang der siebziger Jahre gezeigt, wie reibungslos Pornografie ihren gesellschaftlich erwünschten Zweck erfüllt:

So führt die Konfrontation mit sexuellen Materialien zwar bei den meisten Männern und Frauen zu sexueller Erregung, doch nur eine Minderheit setzt diese Erregung in sexuelle Betätigung um. Langzeitversuche haben zudem gezeigt, daß das Interesse an Pornografie abnimmt, je häufiger Mann/Frau damit konfrontiert wird.

Alle Untersuchungen haben ergeben, daß die Betrachtung von Pornografie so gut wie nie zur Aufnahme neuer sexueller Praktiken - wie etwa oral-genitale Kontakte, ungewöhnliche Koituspositionen, Analkoitus - führt, selbst wenn solche Praktiken in den Pornos ausführlich dargestellt worden sind. Auch die Nachahmung abweichender Verhaltensweisen - wie Gruppensexualität oder Homosexualität - konnte nicht festgestellt werden.

Es stellte sich heraus, daß Sexualstraftäter in ihrer Jugend durchschnittlich weniger mit Pornografie in Berührung gekommen sind als sexuell unauffällige Personen. Daß mehr Pornografie zu weniger Sexualdelikten führt, zeigt auch das dänische Beispiel: Seit der Freigabe der Pornografie sinkt in Dänemark die Zahl der Sexualdelikte.

Es gibt auch keinerlei Beweise dafür, daß Pornografie bei Kindern und Jugendlichen zu Schäden führt. Jugendliche verlieren sehr schnell das Interesse an Pornografie, wenn von ihr nicht der Reiz des Verbotenen ausgeht. Pornografie, so wurde ermittelt, ist vor allem etwas für über 40jährige.

Befragungen von über 300 Sexualpädagogen über die Wirkung von Pornografie auf Jugendliche ergaben, daß die allermeisten die positiven Effekte der Pornografie (Aufklärung, harmlose Triebbefriedigung) höher einschätzten als die negativen (unerwünschtes Sexualverhalten, Demoralisierung). Zudem benutzen Jugendliche Pornografie überwiegend zur gegenseitigen sexuellen Information und nicht als Stimulanz für sexuelle Kontakte.

So wäre eigentlich nichts gegen Pornografie zu sagen - außer daß sie die Miserabilität einer sexualfeindlichen Gesellschaft zeigt, die ihre Bürger mit ihren sexuellen Ansprüchen auf Ersatzhandlungen verweist. So zeigt die gängige Pornografie ja nicht etwa eine Alternative, sondern treibt die bürgerlichen Sexualklischees nur auf die Spitze: Die Frau wird vom Sexualobjekt vollends zum Fetisch degradiert, sie wird überwältigt, benutzt und verachtet.

Pornografie, wie man sie in dieser Gesellschaft findet, ist im Prinzip so sexualfeindlich wie die Tabus, die sie angeblich zerstört. Pornografie stellt Sexualität nie als zärtliches, sensibles, gegenseitig befriedigendes lustvolles Erlebnis dar, sondern als auf Genitalität reduzierten Akt. In unserer Sex-feindlichen Gesellschaft ist Pornografie so primitiv wie die akzeptierte Sexualität. Erst eine sexual bejahende Gesellschaft wäre zur kultivierten und differenzierten Darstellung von Sexualität fähig. An Stelle der Pornografie könnte dann eine Sexografie treten, die ohne verlogene Heimlichkeit der Sensibilisierung und Befriedigung eines voyeuristischen Partialtriebes dienen könnte.

PORNO-GRAPHIEN

---

braucht die Menschheit wie einen Bissen Brot. Denn man glaubt gar nicht, wie viele Menschen, auch in höheren Kreisen, ohne Text nicht onanieren können, und wie viele, wenn sie selbst den Text haben, auch noch die Illustration dazu brauchen. Die Verfolgung der pornographischen Verleger ist deshalb so töricht wie die der Kupplerinnen. Wie bei diesen ist es auch verwerflich, wenn Verleger die Autoren preisgeben wollen, die sich um des Geldes willen hingegeben haben. Auch ist die Berufung auf Kunst und Wissenschaft so lächerlich, wie wenn sich eine Kupplerin auf die Ästhetik und auf die Sozialpolitik ausreden wollte. Erlaubt und geboten ist dagegen in beiden Fällen der offene Hinweis auf die bessere Kundschaft, weil es Immer Eindruck macht und in Gerichtskreisen von der Natürlichkeit des Geschlechtstriebes überzeugt, wenn bekannt wird, daß ein Hofrat auch so etwas nötig hat. Jeder Versuch, die Unsittlichkeit abzuleugnen, ist so niedrig wie die Sittlichkeit, die sie anklagt. Die Verteidigung hat darin zu bestehen, daß der angeklagte Verleger zugibt, er habe Schweinereien angeboten,

weil nach Schweinereien Nachfrage ist. Ein Freispruch, der aus andern Gründen erfolgt, ist als unwürdig zurückzuweisen.

KARL KRAUS (1912)

Konkret-Sexualität 1979, S. 40

„Gehn wir mal eben in'n Papierkeller?"

In der Waffelbäckerei sind trotz Alkoholverbot zwei bis drei Flaschen Schnaps pro Tag Satz. Manchmal wird er angewärmt, wirkt dann schneller. In drei Schichten wird dort gearbeitet. Immer neun Mann. Eine junge Packerin, ne Große, dick und häßlich, hatte ein Auge auf einen neuen Bäcker geworfen. Der war auf Bewährung draußen, erst ein halbes Jahr bei uns, ziemlich toter Typ. Dem schickte sie immer mal ne Flasche rüber. Dann hat sie ihn in ner Zigarettenpause mal angequatscht und sich mit ihm im Papierkeller verabredet. 2000 qm voller Paletten. Er poofte dort unten erstmal ne Runde, weil er total hinüber war. Sie muß ihn kräftig angemacht haben, und wahrscheinlich hat sie es vorher in der Packerei rumerzählt. Jedenfalls kamen so nach und nach ihre Kolleginnen und auch die Bäcker dazu. So an die 30 Mann standen um die beiden rum, die da ganz fürchterlich im Gange waren. Aufgefallen ist es nur, weil die gesamte Packerei stillstand und sich die Aufsicht wunderte, daß niemand wiederkam. Der Typ hat von der ganzen Sache nichts mitgekriegt. So blau war der. Seitdem heißt das bei uns: Gehn wir mal in'n Papierkeller?

Der Bäcker ist später entlassen worden, aber nur, weil er für die 3-Tage-Woche war. Der Fall war wohl durch den Betrieb, aber immer ohne Namen. Ich hab' sie auch nur per Zufall erfahren. Die Geschäftsleitung wußte auch Bescheid. Die weiß auch, daß gesoffen wird. Unternimmt aber nur was, wenn's ne Schlägerei gibt, oder jemand auf'm Hof liegenblieb oder so. Ansonsten gilt: Immer neutral und freundlich sein, keine Unterschiede machen. Familienbetrieb!

Wir sind ein 1.500-Mann-Betrieb. Süßwarenbranche. Ungefähr zwei Drittel Frauen. Davon sehr viele Ausländerinnen, hauptsächlich Türkinnen. Die kommen natürlich hierher, um sich nen deutschen Mann zu angeln. Sparen ein bis zwei Jahre und wollen sich regelrecht einen kaufen. Mein höchstes Angebot waren mal 18.000 Mark. Für die Scheidung! Aber das sind hauptsächlich die Frauen aus Großstädten. Die wollen unbedingt wieder raus aus ihren Familien. Schaffen es auch hin und wieder.

Für die vom Lande sieht es noch schlechter aus. Kommen oft total unter die Räder. Wir hatten mal eine, die war mit nein türkischen Zuhälter zusammen und ging für ihn auf'n Strich. Bei uns im Betrieb hatte sie sich über 4.000 Mark zusammengeliehen. Quatschte ältere Türken all, die schon lange von zu Hause weg waren, Angst hatten in'n Puff zu gehen, schon lange Handbetrieb und so, na ja, die liehen ihr also Geld. So richtig auf Schuldschein. Und dann passierte gar nichts. War ein Windei. Als die Türkin bei uns entlassen wurde, weil sie praktisch nie zur Arbeit kam, wollten alle ihr Geld wiederhaben!

Einen Bereichsleiter bei uns wollten wir vom Betriebsrat mal kicken. Das war vielleicht ein Schwein. Verheiratet, zwei Kinder, mickrig, eklig, rothaarig. Der hielt sich neu regelrechten Harem. Besorgte jungen Türkinnen Zimmer und so. Eine kriegte ein Kind, wurde abgetrieben. Ne andere bekam ein Kind. Wir hofften alle, daß das rote Haare bekäme! War aber leider nichts. Der war einfach nicht zu packen. Und die Türkinnen haben unheimlich dichtgehalten. Druck plus Bevorzugung, da war nichts zu machen. Zum Schluß haben wir eine Türkin auf ihn angesetzt. Hat er leider gemerkt. Der ist immer noch da, nur vorsichtiger als vorher.

Organisierte Prostitution ist allerdings selten. Jedenfalls im Betrieb. Eine hab' ich mal auf der Reeperbahn wiedergesehen, wo wir immer den ausländischen Geschäftsbesuch hinschleppen. War schon komisch. Nee, bei uns läuft der Hausfrauenstrich. Alle verheiratet mit Kindern, so um die dreißig. Arbeiten von morgens 8 bis 11 Uhr. Unheimlich heiße Frauen. Die arbeiten nur, um Männer abzuschleppen. Machen immer die Handwerker an. Picken sich einen raus und schleifen ihn ins Kesselhaus. Die Liege vom Heizer da ist immer voll belegt. Rund um die Uhr.

Im Kesselraum wurden früher richtig heiße Parties gefeiert, mit Musik, Saufen und Fressen. Der Andrang war so stark, daß die Tür dabei aus den Angeln ging. Damals war es noch ruhiger bei uns. Noch nicht so vollautomatisiert. Da konnte man schon mal vorarbeiten und sich in ner Pause verdrücken. Auf die Kakaosäcke. Da hinten knartschte es ständig. Das ist heute schon seltener, die Zeit ist zu knapp.

Aber Möglichkeiten gibt's natürlich immer noch. Zum Beispiel, wenn neue Produkte ausprobiert werden. Dann wird ganz gezielt nach Schönheit ausgesucht, wer abends nach der Schicht die Produktversuche machen soll. Es kann nur abends laufen, weil wir keine Probierküche haben und warten müssen, bis die normalen Anlagen frei sind. Da habe ich selbst schon erlebt, daß die gar nicht zu ihren Versuchen kommen, sondern quer auf den Tischen liegen. Auch auf'm Kühlschrank waren die am bumsen. Aber locker. Das waren dann natürlich kleinere Gruppen. So drei bis fünf Mann.

In unserem Betrieb ist es umgekehrt. Da machen die Frauen die Männer an. Ganz direkt und brutal. Die kräftigsten Zoten erzählen die Frauen. Da verlernst du als Mann alles, was du vorher gelernt hast. Brauchst nur zu warten, dauert nicht lange, schon wirste angesprochen. Gelegenheiten dazu gibt's überall. Vor den Kaffeeautomaten. Vor den Umkleidekabinen. Da wird zum Teil richtig die Parade abgenommen. Dann wird gezeigt, wie man ohne den grünen sackartigen, hinten geknöpften Arbeitskittel aussieht. Als es noch die Minis gab, war das Klasse. Da wurden immer erst draußen die Mäntel angezogen.

Was mich echt wundert, ist, daß die Klos sauber bleiben. Geschmiere gibt's bei uns nur im Fahrstuhl, der zur Kantine geht. Üble Zeichnungen und böse Sprüche, deutsch, türkisch, jugoslawisch. Da kriegen auch die Hartgesottenen unter uns manchmal noch tränende Augen. Schlimm ist, daß da Leute ganz persönlich genannt werden. Ziemlich mies. Der Fahrstuhl wird regelmäßig renoviert. Nützt aber nicht viel. Die Sprüche sind sofort wieder dran.

Als ich neu anfing, war das ein echter Schock für mich, das Angequatsche von den Frauen. Kannte ich bisher nur von der Montage. Da wird man ja ständig von Nutten angemacht. Daß das auch in ner Fabrik so läuft, war mir neu. - Ich mußte als junger Techniker eine Maschine im Packraum reparieren. Beguckte sie mir von allen Seiten, kam nicht damit klar. Nächsten Tag wieder probiert, auch mal unter die Maschine gekrochen -und dann sah ich plötzlich überhaupt nichts mehr von der Maschine! Die Frauen saßen da ohne Hose, voll die Beine breit, und dazu die Sprüche: »Na, ob der das auch kann? Der sieht ja noch so schüchtern aus! Der weiß bestimmt noch nicht, wie das geht!« Ich war ganz schön fertig. So von 20-40-jährigen, zum Teil verheirateten Frauen hatte ich das nicht erwartet.

Meine älteren Kollegen waren dagegen schon immun. Erzählen sich auch nur abfällige Sachen von den Frauen, weil die sich hier wirklich wie auf dem persischen Markt anbieten. Natürlich nutzen sie das auch aus. Heute die, morgen die, und das ganz öffentlich. Kümmert sich auch keiner drum. Ist normal. Prahlen tut damit Männlein und Weiblein gleichermaßen. Nur von zu Hause erzählen sie kaum was. Höchstens, wenn mal wieder ein Kind kommt. Dann sagt schon mal einer: »Scheiße! Hätte ich doch besser aufgepaßt. Jetzt geht das Geschrei wieder los!« So was wie Wunschkinder kenne ich nur aus zweiten Ehen.

Selten wehrt sich mal ne Frau gegen die Behandlung durch die Männer. Die meisten wollen ja nichts anderes. Aber wir hatten mal eine, die wohl unheimlich beschissene Erfahrungen gemacht hatte, und der das auf den Geist ging. War noch jung, sah gut aus und wurde ständig angequatscht. Die hat sich manchmal, wenn sie total genervt war, mitten auf die Maschine gestellt, wie auf eine Bühne, ihren Pullover hochgerissen und geschrien: »So, jetzt könnt ihr mich alle sehen, seid ihr nun zufrieden?« So ne richtige Provokation.

Reichlich verkorkst war die aber auch. Mal hat sie einem Elektriker, war ein ganz junger, ruhiger Typ aus Heide in Holstein, voll in die Hose gelangt, als der an ihrer Maschine stand und durch den Saal gebrüllt: »Der hat ja einen viel größeren als Jens! Der hat überhaupt den größten!« Das war natürlich innerhalb riet Stunde rum. - Irgendwann ist sie rausgeflogen, weil sie ihren Krankenschein so dusselig gefälscht hatte.

Am meisten passiert natürlich auf Feiern. Weihnachten ist immer der Teufel los. Die Hälfte verdrückt sich gleich, benutzt die Feier als Alibi. Der Rest macht die Nacht durch. Jede unverschlossene Tür, jede Nische, jedes Auto ist voll belegt. Morgens findet man dann überall die Schnapsleichen. Und am Montag ist der halbe Betrieb auf den Beinen und entschuldigt sich untereinander.

Solche Feiern sind der Geschäftsleitung ein Dorn im Klassenauge. Jeder schwoft mit jedem, Der Alkohol machts möglich. Und eine durchzechte Nacht verbindet auch ziemlich lange danach noch. Deswegen und ganz besonders nach einem peinlichen Vorfall in den eigenen Reihen, wo ein Mitglied der Geschäftsleitung mal total ausgeflippt ist und alle Sekretärinnen anmachte, sind die jetzt eingeordnet worden: Nur drei Tänze, nicht nach Geschmack, sondern nach Zufall, und nur bis 1 Uhr nachts. Nachdem der Typ, der sich auf der Jubiläumsfeier so danebenbenommen hatte, von der Geschäftsleitung fürchterlich zusammengefaltet worden war, halten sich die anderen auch dran.

Eine Ausnahme war die letzte Weihnachtsfeier. Da hatten wir unseren Europamanager zu Gast. Es war sein letzter Abend. Die Damen wurden in die Oper geschickt und die Herren machten sich ne vergnügte Nacht. Der Typ kannte solche Feiern aus England überhaupt nicht, da wird streng nach Klassen getrennt gefeiert. Fand das hier natürlich toll und tobte sich ordentlich aus. Da mußte unsere Geschäftsleitung wohl oder übel auch bleiben.

Ansonsten versuchen sie, ihren »Familienbetrieb« so sauber wie möglich zu halten. Jedenfalls in den eigenen Reihen. Solange eine Sache nicht öffentlich wird, tun sie wie Tulpe. Da gab's mal ne Affaire zwischen einer Sekretärin und einem Typ von der Leitung. Ein Ehrgeizling aus der Personalabteilung hat sie verpfiffen. Der ist sofort geflogen. Sie ist degradiert worden und er wurde strafversetzt. Seitdem ist Ruhe in den oberen Etagen.

Konkret-Sexualität 1979, S. 42

Luc Jochimsen

BETRIEB ALS BORDELL ODER WAS?

Luc Jochimsen kommentiert die 'Phantasien' des Betriebsrats

Das Klischee ist alt und weltberühmt: Mittagspause in der Zigarettenfabrik von Sevilla. Die Arbeiterin Carmen, kaum bekleidet, Hände auf den Hüften, Schenkel sichtbar ... und ihre vielen Kolleginnen in gleicher Pose machen die Männer vor dem Fabriktor an: frech, spöttisch mit herausfordernden Worten und Gesten: tralalala,tralalalala,tralalalalaaa! Und wohlig strecken sich Generationen von Opernfans in die Plüschsessel: Also, diese Arbeiterinnen! Eine ganz neue Erotik-Perspektive ist gewonnen: die »Frauen-Fabrik«, das heißt: Arbeitswelt überwiegend von Frauen besetzt mit nur wenigen Männern als Meister, Kontrolleure, Monteure, die an den Maschinen arbeiten.

In dem Buch, auf dem das Libretto der Oper »Carmen« basiert, hat Prosper Merimée die Arbeitsbedingungen jener Arbeiterinnen in der Königlichen Tabakmanufaktur von Sevilla, einer der ältesten »Frauen-Fabriken« in Europa, sehr ausführlich beschrieben. In glühender Hitze und beißendem Tabakgestank, auf engstem Raum zusammengepfercht, mit schweißnassen, oft entblößten Oberkörpern arbeiteten die Frauen. Junge und alte, Kinder zwischen sich, die auch arbeiteten oder vor Erschöpfung schliefen -manchmal einen Säugling an der entblößten Brust. So, zusammengefaßt, seine Beschreibung. Und dann seine Bewertung. Ein Ort, an dem alle Scham dahin ist, alle Würde der Weiblichkeit, ein Ort, zu dem Männer eigentlich keinen Zutritt haben und auch seiner Meinung nicht haben dürften, weil so Verderbnis, Unmoral. „Verführung“ herrsche, daß jeder Mann in »Gefahr« gerate. Ähnliche Bewertungen finden sich übrigens bei Engels, mitten in seinen Beobachtungen und Beschreibungen des Elends der englischen Arbeiterinnen.

Diese Beschreibungen und Bewertungen kamen mir sofort in den Sinn, als ich folgende Erzählung eines deutschen Arbeitsmannes aus der Jetzt-Zeit las. Erzählungen aus einem Betrieb mit Frauen-Mehrheit. Von 1.500 Mitarbeitern sind 2/3 Frauen - auf jeden Mann kommen also zwei Frauen - und diese Tatsache scheint Galeeren und Haremsvorstellungen zu mobilisieren. Erst in den Sinnen, den Vorstellungen - und vielleicht/ wahrscheinlich dann auch in der Realität. Daß die Unterdrückung der Sexualität sich auswirkt auf die Unterdrückung in der Arbeitswelt, wissen wir. Was das im einzelnen bedeutet, erfahren wir in diesem Bericht: Da kommen Türkinnen in die Fabrik, nur um sich einen deutschen Mann zu angeln ...

Da arbeiten Ehefrauen/Mütter 4 Stunden am Tag, scharf wie sonst was, und schleppen die Männer, Sexualobjekte für die Frauenmehrheit, in den Heizungskeller ...

Und die Männer sind schlaff, müde, besoffen, ausgeliefert und völlig fix und fertig von den Zoten der Frauen, die sie zum Heulen treiben.

Männerphantasien? Ich bin mir nicht sicher. Ich habe mal 2 Monate als Packerin gearbeitet. Da waren wir Frauen völlig unter uns. Vielleicht daß einmal am Tag oder zweimal ein Mann vom Lager durchgekommen ist, der hat der hübschesten auf den Hintern einen Klaps gegeben. Witze über die Männer zu Hause, Witze über Ehe-Sex wurden jede Menge erzählt. Daß sie je einem Mann die Tränen in die Augen treiben würden, kann ich mir nicht vorstellen.

Ich habe dann als Textilverkäuferin ein Vierteljahr gearbeitet. Da waren wir Frauen auch wieder unter uns. Die Substituten waren Männer. Die hatten ihre Favoritinnen, arbeiteten mit »Druck und Bevorzugung«, wie es auch in dem folgenden Stück beschrieben wird. Und ich kenne den Elendsfall einer Frau, die von der Vorarbeiterin zur Arbeitslosen wurde, über einen vier Jahre dauernden Weg der Degradierung und Schikanen, weil sie mit dem Meister nicht ficken wollte. Bei ihrem Prozeß vor dem Arbeitsgericht hat man/Mann ihr dann unmißverständlich den Weg zum Psychiater vorgeschlagen. Man/Mann hielt das nämlich für Frauenphantasien.

Und dann hat mir ein Klinikarzt in Hamburg erzählt, die meisten Spontan-Aborte, die sie ins Krankenhaus bekämen, kämen von einer nahegelegenen Fabrik, in der 3/4 der Belegschaft Frauen wären.

Männerphantasien/Frauenphantasien. Frauenwirklichkeit/Männerwirklichkeit. Es wird höchste Zeit, daß Arbeiterinnen mal erzählen, wie das ist mit Sex in der Fabrik!

Konkret-Sexualität 1979, S. 43

Mädchenhandel

Die Firma Blaupunkt will rationalisieren. »Vorstellung von Neuobjekten sowie lang- und kurzfristige Organisationsfragen« heißt das für die in- und ausländischen Blaupunkt-Vertretungen. Vorgestellt werden soll im »Hotel Maritim« in Braunlage im Harz. Denn es gibt beim Rationalisieren nicht nur den Ärger mit den Gewerkschaften, beim Aushandeln des Sozialplans für überflüssig gewordene Blaupunkt-Arbeitnehmer. Es gibt hin und wieder auch leisen Widerstand im mittleren Management. Und dagegen muß man rechtzeitig was tun, in schöner Umgebung und mit nettem Arrangement.

Eine studentische Jobvermittlung in Hannover sorgt für die jungen Damen. Alle jung, hübsch und mehrsprachig. 24 Studentinnen sollen den 40 Blaupunkt-Herren die Getränke servieren. Am I. Februar für Blaupunkt-Ausland, am 4. für Blaupunkt-Inland. Für 100 Mark pro Abend. Arbeitszeit circa zehn Stunden inklusive Fahrzeit. Und, bitte, keine Jeans!

Zwei Tage vor dem abgesprochenen Termin heißt es: Abfahrt zwei Stunden früher, zurück geht's erst am nächsten Tag. Die Arbeitszeit hat sich verdoppelt, der Lohn nicht. Nur eine protestiert. Die anderen denken an ihre Bafög-Sätze.

Im Büro des »Hotel Maritim« werden die Studentinnen von vier ständig lächelnden Herren der Blaupunkt-Werbeabteilung in ihren Job eingewiesen. Erstens: Verteilung von Wettkampfnummern an die Herren von Blaupunkt-International, die sich nach des Tages Müh beim Eisstockschießen erholen. Zweitens: Ab 22.30 Uhr Unterhaltung der Herren im Nightclub des Hotels.

»Bißchen Auflockerung, bißchen Tanz, bißchen nette Unterhaltung. Selbstverständlich alles auf Distanz. Adressen werden hier nicht getauscht. Bettgeschichten wollen wir auch nicht.«

Getränke mußten nicht serviert werden. Die Studentinnen waren als Unterhaltungsmiezen engagiert worden. In wichtiger Mission, wie man ihnen sagte: »Wichtige Geschäfte laufen hier. Ihre Rolle, meine verehrten Damen, ist mitentscheidend für den Erfolg dieser Tagung! « Eine korrekte Ausschreibung des Jobs hätte lauten müssen: Blaupunkt sucht Blitzmädels für die Rationalisierungsfront.

Konkret-Sexualität 1979, S. 46

Volkmar Sigusch

THESEN ÜBER NATUR UND SEXUALITÄT

1

Die Frage, was natürlich am Sexuellen sei, verfolgt uns. Wir fragen seit einigen Jahrhunderten in spezifischer Weise und seit einigen Jahrzehnten immer irritierter, hilfesuchender und ungläubiger: Ist dieses oder jenes Sexualverhalten natürlich? Ist der Mensch von Natur aus hetero-, homo- oder bisexuell? Ist die Ehe »die erste und heiligste Einrichtung der Natur«, wie Rousseau einst meinte und der Vatikan gestern beteuerte? Inwieweit und inwiefern ist diese oder jene sexuelle Reaktion biologisch vorausgegeben, körperlich gesteuert? Welches Ausmaß an Fetischismus, Sadomasochismus oder gleichgeschlechtlicher Neigung ist normal, kommt bei »Naturvölkern« vor? Lebten die ersten Menschen monogam? Hat diese oder jene sexuelle Störung ursächlich mit Hormonen, Hirnzentren, überhaupt dem Körperlichen zu tun und ist sie daher solcherart zu beeinflussen? Und so weiter, und so fort. Wer diese Fragen wirklich zu beantworten sucht, sollte sich zunächst der Kategorie der Natur ideengeschichtlich nähern. Er findet sich dann, beginnend bei der klassischen deutschen Philosophie, sehr schnell im Streit zwischen Hegels naturphilosophischem Idealismus und Feuerbachs mechanischmaterialistischem Naturalismus wieder. Schauen wir uns das an.

2

Hegel sagt: »Die Natur ist in der Zeit das Erste, aber das absolute prius ist die Idee; dieses absolute prius ist das Letzte, der wahre Anfang«. Bei Hegel bringt die Idee die Natur hervor; sie »entschließt« sich, Ausfluß ihrer absoluten Freiheit, »sich als Natur frei aus sich zu entlassen«. Feuerbach setzt dagegen seinen Naturalismus: Natur gründet aus sich, durch sich, in sich selber. Natur und Mensch sind seine Grundkategorien. Der Mensch steht als Subjektivität der Natur als Objektivität passiv-anschauend, nicht praktisch-tätig gegenüber.

Beide bilden nur insofern eine Einheit, als der Mensch aus der Natur hervorgegangen ist. Das unmittelbare Sein des Menschen erscheint als sein Wesen, und die Natur ist eine einheitliche, geschichtslose Matrize, letztendlich »reine« Natur.

3

Marx hat ebensowenig mit Hegels absoluter Idee wie mit Feuerbachs »reiner« Natur im Sinn. Der praktische Materialismus setzt nicht an die Stelle eines metaphysischen Prinzips, einer ontologischen Substanz, wie den Hegelschen Weltgeist, ein anderes der Welt zugrunde liegendes letztes Seinsprinzip, wie beispielsweise eine materielle Weltsubstanz. Das wäre auch naturalisierter Hegelianismus, nicht mehr als Materie statt Geist. Der praktische Materialismus setzt auf die Dialektik von Subjekt und Objekt. Mit Kant und gegen Hegel besteht er auf der Nicht-Identität von Subjekt und Objekt; er sieht im Subjektiven Objektives und im Objektiven Subjektives. Die bisher nur passiv gedachte Sinnlichkeit begreift er als tätig, die Tätigkeit als sinnlich. Denken und Sein, Bewußtsein und Gegenstand, Natur und Gesellschaft, Subjekt und Objekt werden solcherart als herkömmliche, seit Descartes in der Neuzeit herrschende Gegenüber überwunden. Hier ist Natur erst konkret als dialektisches Moment menschlicher Praxis. Was über sie gesagt wurde und werden kann, setzt gesellschaftliche Praxis des Menschen immer schon voraus. Aussagen über Natur sind stets bezogen auf menschliche Tätigkeit, abhängig vom Stand der erreichten und herrschenden geistigen, ökonomischen und technologischen menschlichen Aneignungsweisen der Natur, und in diesem Sinne relativ. »Reine« Natur, Natur als ontologisches Prinzip, selbständig und ohne konkrete Bestimmungen existierend, ist Metaphysizierung. Diese Position bedeutet nicht, daß die Natur und ihre Stoffe ohne Rest in die Momente der gesellschaftlichen Prozesse, die sie vermitteln, oder in die Weisen ihrer theoretischen Bearbeitung aufgelöst werden. Das wäre ebenso metaphysisch, wie wenn die Natur dem Menschen unverrückbar, unveränderlich vorausgesetzt wird. Diese Position bedeutet, daß die Dialektik von Unmittelbarkeit und Vermitteltheit in ihrer jeweiligen historischen Gestalt erst konkret eröffnet werden muß.

4

Der Mensch ist von Natur gesellschaftlich und seine Sexualität ist es auch. Sexualität ist eine gesellschaftliche Kategorie. Menschensexualität schlechthin, »reine« Sexualität ist reine Gedankenschöpfung. Das natürliche Moment am Sexuellen läßt sich vom gesellschaftlichen prinzipiell nicht abscheiden - im Sinne von primär und sekundär, von vorausgegeben und gemacht, von richtig und falsch. In jedem Trieb, in jedem Bedürfnis des Menschen ist seine ganze Gattungsgeschichte reflektiert. Die Geschichte reicht bis in die physiologischen Vorgänge hinein. Am Beispiel des Hungers ist das besonders schön gesagt worden, zuerst von Marx: »Hunger ist Hunger, aber Hunger, der sich durch gekochtes, mit Gabel und Messer gegeßnes Fleisch befriedigt, ist ein andrer Hunger, als der rohes Fleisch mit Hilfe von Hand, Nagel und Zahn verschlingt.

Nicht nur der Gegenstand der Konsumtion, sondern auch die Weise der Konsumtion wird daher durch die Produktion produziert, nicht nur objektiv, sondern auch subjektiv.« Man könnte fürs Sexuelle viele Variationen bringen. Hüten wir uns also, die zarte Erektion des Hirtenknaben vergangener Jahrhunderte und seinen Umgang mit ihr als etwas Natürlicheres auszuspielen gegen die rezente Gliedversteifung einer staatstragenden Person. Oder gegen die Art und Weise, wie Frau Häusermakler in ihrem Bungalow nach Lektüre von »Geruchloser Leben«, Roger Pure vorm Auge, crèmegebadet, rasiert, gezupft, gesprüht und frisiert á la français zur Musik von Boney M. in der Reizhose von Beate U. mit Gesichtsmaske aus der geilen Haut springen zu müssen meint und tatsächlich zu fahren genötigt ist.

5

Zu interessieren hat uns der geschichtlichgesellschaftliche Charakter des Sexuellen. Das ist philosophisch ebenso wie politisch geboten. Nur so erkennen wir, was für die Menschen konkret und bedeutsam ist. Nur bei dieser Blickrichtung können wir Pornographie, Partnertausch oder Gruppensexualität als das begreifen, was sie sind: Ausfluß hingerichteter Begierde. Daß der letzte Schrei immer amerikanisch klingt - fist fucking, poppers, escort girls, peep Shows -,sagt uns, wo die Zerstörung am gründlichsten ist. Wer es liebt, den Atem an Kultur-, Sitten- und Seelenzerfall zu haben, der reise nach New York. Aber: Pornographie und peep show sind nicht unnatürlicher als die begierlich erlahmende, eifernde, kurzmütige, unfreundliche, bittere, fetischistische und zwanghaft das Ihre suchende Art und Weise, wie wir alle gehalten sind, einen anderen Menschen zu lieben. Nur diese Optik erlaubt uns eine menschliche Sicht des gegenwärtigen Liebes- und Geschlechtslebens, bewahrt uns vor flottem Zynismus gegenüber massenhaftem Erleben, vor schneller Abscheu und Resignation.

6

Wenn der natürliche Anteil alles Sexuellen nie unmittelbar, sondern stets nur als historisch Gewordener und gesellschaftlich Produzierter in Erscheinung tritt, ist das Sich-Berufen auf die Natur der Sexualität Ausdruck der allgemeinen Verblendung und Ratlosigkeit, von rechts bis links. Wer von »natürlicher« Sexualität als biologisch vorausgegebener, gesunder, normaler, richtiger, als nur gesellschaftlich überlagerter oder als der ungebrochenen, ungehemmten des »einfachen« Menschen redet, leugnet die gattungsspezifische Natürlichkeit des Menschen, die in seiner gesellschaftlichen Geschichtlichkeit besteht, will menschenfeindliche medizinische Attacken rechtfertigen (Beispiel: Psychochirurgie), will entschuldigen und vorm Zeigefinger bewahren (Beispiel: Homosexualität), entwürdigt die Entwürdigten zusätzlich (Beispiel: sog. Arbeitersexualität), will »alternative« Lebensformen unter die Leute bringen (Beispiel: Psychosekten), kocht sein eigenes Süppchen und hat Grund dazu.

7

Wenn gesagt wird, menschlich Sexuelles werde erst in seiner gesellschaftlichen Vermitteltheit konkret und bedeutsam, erst dadurch werde es, über das Körperlich-Morphologische hinaus, konstituiert, dann heißt das nicht, daß der natürlich Anteil am Sexuellen in den Weisen gesellschaftlicher menschlicher Praxis und theoretischer Bearbeitung ganz und gar aufgelöst werden könnte. Die anatomisch-physiologische Ausstattung des Menschen bleibt der geschichtlichgesellschaftlichen Bildung seiner Sexualität nicht ganz und gar äußerlich, sie setzt Richtungen und Begrenzungen, wenn auch noch so randständige und kraftlose, wie die klinische Pathologie uns oft lehrt. Und vergessen wir nicht: Ohne den gesellschaftlichen Lebensprozeß gibt es kein biologisches Leben der Gattung Mensch.

Es ist gefährlich, am Sexuellen einen konstanten von einem variablen Anteil zu trennen. Selbst das, was wir gelegentlich etwas vorlaut »Naturbasis« des Sexuellen genannt haben, ist zur historischgesellschaftlichen Seite hin nicht blind. Als solches hat es keine Bedeutung. Jede Aussage über die zentralnervöse Steuerung der Sexualität, über die Physiologie der Fortpflanzung, über Sexualhormone und dergleichen ist durch die jeweils in gesellschaftlichem Maßstab regierende Art und Richtung sowie Vollständigkeit wissenschaftlicher Erkenntnis, durch das jeweilige Bild vom Menschen, das jeweilige Naturbewußtsein, die jeweilige Naturideologie hindurchgegangen, deren Boden sich nach dem allgemeinen Verhältnis von Mensch-Natur-Gesellschaft bemißt. Greifen wir den Geschlechterdimorphismus mit dem entscheidenden Umstand: daß die Frau empfangen, gebären, daß der Mann zeugen kann -und das ist ja der biologische Kern der Alternativgeschlechtlichkeit -, greifen wir dieses Merkmal heraus, das man als das relativ stabilste gegenüber dem Historisch-Gesellschaftlichen ansehen könnte, dann sehen wir sofort dreierlei. Zum einen ist das Zusammenpassen der männlichen mit den weiblichen Geschlechtswerkzeugen keine zwischengeschlechtliche Garantie, welche sexuelle Anziehung und Aktion zwischen Mann und Frau zu halten vermochte. Zum anderen wissen zunehmend weniger Menschen, wes Geschlechts sie sind, ob, wie, wann und wozu sie empfangen oder zeugen sollen. Auch hier also wieder: Abgelöst vom Menschen und seinem gesellschaftlichen Lebensprozeß hat Biologisches keinen Sinn. Zum dritten ist die Fortpflanzung, ohnehin ein nichtsexueller Vorgang, aus dem Körper des Menschen bereits herausgeschält. Und nur moralische Resthemmungen und das Chaos des Monopols hindern Wissenschaftler zur Zeit daran, die Lösung massenhaft zu probieren, mittels genetischer

Techniken billigste »menschliche« Ersatzteillager anzulegen, überhaupt menschliche Arbeitskraft künstlich zu produzieren.

9

Eine von Geschichts- und Gesellschaftstheorie getrennte Theorie der Sexualität des Menschen ist keine. Wer über Sexualität ernsthaft nachdenkt, hat die ganze Gattungsgeschichte des Menschen und mehr am Hals. Die Arbeit ist die erste Kategorie der Sexualwissenschaft. Während das noch bestritten werden muß, ist allgemeine Überzeugung, daß es eine Sexualtheorie außerhalb einer umfassenden Persönlichkeitstheorie nicht geben kann. Die aus der gesellschaftlichen Dialektik wie der Knochen aus dem Fleisch herausgelöste Psyche (samt Sexualität) ist aber entsubjektiviert - und sei die psychologische Theorie in sich noch so »stimmig« und begeistere sie einen noch so sehr. Sexualität als autonomes Feld bearbeiten, heißt sie zu einem Objekt des Forschens und Behandelns machen nach der gesellschaftlichen Manier des Abstrahierens, des Trennens und des Bruches. So, als Firlefanz, paßt Sexualforschung vorzüglich ins allgemeine Geschäft. Und namentlich die US-Amerikaner belästigen uns jeden Tag mit Variationen zum Thema »Wie die Sexualforschung im Zuge des imperialistischen Kulturzerfalls immer läppischer wird«. Das Aufschütten unverbundener Datenberge und anschließende Herumstochern in ihnen sollte uns kalt lassen. Soweit es mich betrifft, können sie ihre Schein-mit-Schein-Korrelationen, genannt Reports, für sich behalten. Ich diskutiere dann wirklich lieber mit Moraltheologen und lese Gehlen.

10

Alles Natürliche ist im Laufe der Menschheitsgeschichte immer mehr zu einem »Gemachten« geworden und immer weniger ein »Vorausgegebenes« geblieben. Das Objektive ist dabei subjektiviert, das Subjektive objektiviert worden. Hier muß, erkenntnistheoretisch, auch die Sexualwissenschaft ansetzen. Heute sind die Menschen vollends unter sachliche Bedingungen gestellt, die ihnen als unkontrollierte wie eine Naturgewalt, als künstliche, »zweite« Natur entgegentreten und erscheinen. Unter der Diktatur des Warenfetischs imponiert das als natürlich, was gesellschaftlich ist, und das als gesellschaftlich, was natürlich. Individuum und Gesellschaft sind prinzipiell zusammengebrannt und prinzipiell entzweit. Das macht das theoretische Dilemma jeder Subjektwissenschaft und auch der Sexualforschung aus. Solange den Menschen ihre eigenen gesellschaftlichen Verhältnisse als fremde, von ihnen nicht beherrschte Gewalt entgegenstehen, so lange sind sie, in diesem Sinne, aus der Naturgeschichte noch gar nicht herausgetreten, so lange hat die wirkliche Menschheitsgeschichte noch gar nicht begonnen. Standortbild muß uns das nicht machen, aber oft ratlos - solange die Treue eine Hure ist.

Konkret-Sexualität 1979, S. 50

Otto Köhler

ZUCHT, ASKESE, SELBSTBEHERRSCHUNG

Vom Massageclub in Schwabing bis zum Dorfpuff in Schleswig-Holstein gibt es heute - wie es sich für eine freie Marktwirtschaft gehört - ein überquellendes Angebot an käuflichem Sex jeder Art. Doch dort, wo - ein schiefer, aber nicht völlig unpassender Vergleich -Verbraucheraufklärung betrieben wird, sind die Hüter von Zucht und Sitte sofort zur Stelle. Der Essener Ruhrbischof Franz Hengsbach verurteilte aufs schärfste Sexualkunde an den Schulen, die »schon Zwölf- bis Vierzehnjährigen Geschlechtlichkeit als Möglichkeit zur Lusterfahrung« darstellt und den Kindern Verhütungspraktiken beibringt. Er predigte dagegen an unter dem Hinweis auf das fünfte Gebot (»Du sollst nicht töten«). »Mord an Kinderseelen«, so echot von Bayern der »Freundeskreis Maria Goretti«, sei die schulische Sexualerziehung, weil sie dem »christlichen Grundsatz« widerspreche, daß »jede überflüssige Beschäftigung mit Dingen, die uns zur Sünde verführen können, zu meiden ist.«

Selbst Bayerns CDU-Kultusminister Hans Maier, der sich redlich bemüht, ist den katholischen Maria-Goretti-Kämpfern immer noch nicht muffig genug. Als er einen schamhaften und schüchternen Anlauf unternahm zu einer Sexualkunde an bayerischen Schulen, da entfesselte der Freundeskreis vor Maiers Ministerium am Salvatorplatz regelmäßige »Gebetsstürme«, damit an den Schulen nicht »die Sauglocke geläutet« werde. Die himmlischen Betscharen ernannten den christlichen Kultusminister zum »Verführer«, der »besser mit einem Mühlstein in der Tiefe des Meeres versenkt« werden sollte.

Im bayerischen Landtag dozierte der Regensburger Theologe Franz Xaver Gaar vor den Mitgliedern des kulturpolitischen Ausschusses, Sexualkunde an den Schulen sei »Unsinn, wenn nicht verbrecherisch-gefährlich«. Denn die sexuelle Aufklärung führe hintereinander weg zum Abscheu vor den Frauen (»horror feminae«) und dann auch vor den Männern (»horror viri«), darauf zur »perversen Verirrung der Masturbation«, dann zur »Zerstörung der Kultur« und ende schließlich in der »Nihilisierung des Volkes« und im »Gesellschaftlichen Umsturz«. Und somit haben Bayerns Landtagsabgeordnete davon Abstand genommen, ein Gesetz zur Sexualkunde zu verabschieden.

Was in Bayern der Freundeskreis Maria Goretti und seine professoralen Sympathisanten erledigen, besorgt im liberalen Hamburg die Ärztekammer. »Mit großer Sorge um das seelische und leibliche Wohl der Kinder, Heranwachsenden und Jugendlichen« protestierte sie schon im Mai 1977 beim Schulsenator gegen die Sexualerziehung nach dem Hamburger Schulgesetz. Sie rufe nur Verwirrung hervor und könne außerdem »psychische Störungen« bei den Kindern bewirken, weil sie »durch einen gewissen Zwang an Themen herangeführt werden, die oft ihrem individuellen Entwicklungsstadium noch nicht entsprechen.«

Medizin-Professor Dr. Carl Schirren, Direktor am Universitätskrankenhaus Eppendorf, der 15 Jahre lang die Elternbeiräte in Schleswig-Holstein anführte, wetterte in einem Beitrag zur Sexualerziehung (»in erster Linie Sache der Eltern«) gegen die »Verfechter der modernen emanzipatorischen Pädagogik«, die auf keinen Fall Sexualerziehung praktizieren dürften. Er findet immer noch die Richtlinien zur Sexualpädagogik gut, die vor Jahrzehnten die »Gesellschaft der Freunde des Vaterländischen Schulwesens« erarbeitet hat.

Die wildeste Agitation im »Kampf gegen den Sittenverfall« betreibt unter Berufung auf die Ärztekammer die Ehefrau Edde des als rassistischen Leserbriefschreibers bekannten Frauenarztes Rudolf Hellmann. Im Verbandsorgan »Der Kassenarzt« fragte sie - und die »Welt« druckte das gern nach - wozu überhaupt »schulische Sexual-'Erziehung'« gut sei: »Wozu muß den Kindern ein Lustgewinn vermittelt, ihre sexuelle Begierde angefacht und warum müssen sie gar zum Experimentieren auf sexuellem Gebiet verleitet werden?«. Aufklärung in der Schule sei schon deshalb abwegig, weil die Kinder »veranlagungsmäßig viel zu verschieden sind, auch wenn noch viel behauptet wird, alle Menschen seien gleich«. Und darum müßten die Eltern die Sexualaufklärung mit »aggressiven Mitteln« bekämpfen.

In Hessen tun das einige schon lange. Für das Theater am Turm kam bald nach einer Auseinandersetzung über das Aufklärungsstück »Darüber spricht man nicht« das Todesurteil vom Frankfurter CDU-Magistrat. Zum Krach war es gekommen, als das Stück - nachdem schon 4000 Kinder die Aufführung gesehen hatten, in der Langenselbolder Gesamtschule vorgeführt wurde. Der CDU-Ortsvorsitzende Fritz Hämel eiferte gegen die »ordinäre Pornoschau«, ernannte die beteiligten Lehrer und Schauspieler zu »Lüstlingen« und empfahl sie zur Sonderbehandlung (»in eine Fabrik versetzen und morgens bis abends hart arbeiten lassen, damit sie auf andere Gedanken kommen«).

»Bild« hatte zuvor schon »Skandal« geschrien und einen »Beischlaf vor 11jährigen« erfunden, den es in der Aufführung nicht gab. Dort wurde nicht gehandelt, sondern nur benannt. »Ich nenne meine Möse Muschi«, erklärte eine TAT-Darstellerin, »wie sagt ihr dazu?«. -

Was da gesagt wurde, schrieb der Vorsitzende des Elternbeirates Joachim von Gerlach so gewissenhaft auf, daß er seinen Lebensunterhalt als Porno-Autor verdienen könnte. »Ihr Protokoll gebe ich meiner Tochter nicht zu lesen«, sagte ihm eine Mutter, »aber in das Stück würde ich sie jederzeit wieder reinlassen.« Gerlach und die ihm verbündete CDU ließen sich nicht beirren: sie forderten die Absetzung des Stückes und die Maßregelung der Lehrer. Und die beiden CDU-Landtagsabgeordneten Walter Korn und Dieter Weirich verlangten vom Hessischen Kultusminister ein Verbot an allen Schulen.

Was hier dem TAT-Ensemble in Hessen widerfuhr, ist für die Kindertheater »Klecks« in Hamburg, »Grips« und »Rote Grütze« in Berlin Alltag. Von Pädagogen werden sie gelobt und mit Preisen ausgezeichnet, von Politikern und Elternvertretern werden sie beschimpft. »Politpornographie« nannte der unvergeßliche Berliner CDU-Bezirksstadtrat Helmut Röseler die Arbeit der beiden Berliner Kindertheater.

Einer dieser Theater-Kritiker hatte freilich Pech. Kaum war im vergangenen Jahr sein Beitrag über »Die linken Verführer« des Grips-Theaters im rechten »Deutschlandmagazin« erschienen, da stand ein Politiker der radikalen Mitte vor Gericht. Klaus Peter Schulz einst Bundestagsabgeordneter der SPD, dann zur CDU übergelaufen, bekam zehn Monate Haft ohne Bewährung, weil er als »Kindererzieher mit dem besten Gewissen der Welt« (Schulz über Schulz) seine sadistischen Triebe nachweislich an dreien der ihm anvertrauten acht eignen und zehn Pflegekinder ausgelassen hatte. Die Pflegekinder, stets Mädchen vom gleichen grazilen Typ, mußten zum Strafempfang in Vaters Dachkammer mit abgestreiften Höschen antreten. Zuerst streichelte der CDU-Papa das nackte Hinterteil (»Jetzt muß das arme Pöchen leiden, weil du nicht verstanden hast, was du tun sollst«), dann setzte es nach biblischem Maß 39 Hiebe und danach wurde gecremt und gesalbt - wieder vom liebevollen Vater.

Niedersachsens Strahlemann Ernst Albrecht aber, der für »Zucht, Askese, Selbstbeherrschung« eintritt und dann schon mal für das Erzwingen von Informationen »auch durch Folter«, hat seine Familie bisher noch nicht vor Gericht wiedergetroffen. Sadistische Züge sind dem glücklichen Familienleben der Albrechts nicht fremd. Ehefrau Heide Adele erzählte - undementiert -»Bild« alles über die Brennesselstrafe im Hause Albrecht. Sohn Harald mußte einmal in den Wald »einen dicken Strauß Brennesseln pflücken - ohne Handschuhe wohlgemerkt! Er kam mit dicken roten Fingern zurück«. Und diese Strafe hat sich bei den Albrechts so eingebürgert, daß sie heute noch verhängt wird.

Ob der liebevolle Vater anschließend den Sohn cremt oder salbt, ist nicht bekannt.

Konkret-Sexualität 1979, S. 53

Jürgen Schlaegel-Prochaska

DIE VERQUATSCHTE SEXUALITÄT

Der sog. Volksmund sagt: »Liebe kann man nicht beschreiben, Liebe muß man praktisch treiben. « Da hat der Volksmund aber verdammt recht, wie die Ergebnisse einer Untersuchung von Jürgen Schlaegel-Prochaska zeigen.

Ich habe 1976 und 1977 mit insgesamt 96 Studenten, Studentinnen, Arbeitern und Arbeiterinnen etwa zweistündige Intverviews über ihre sexuellen Probleme geführt und aufgezeichnet. Sie waren zwischen 19 und 30 Jahre alt. Die Auswertung förderte einen signifikanten Unterschied zutage, wie die beiden Gruppen mit ihren sexuellen Konflikten umgehen und, speziell, welche Rolle das Reden und die intellektuelle Beschäftigung mit Sexualität beim Umgehen mit Konflikten haben.

Bei den Arbeitern und Arbeiterinnen ergeben sich die Konflikte größtenteils aus dem Alltagsleben, es geht vor allem um: Geld, Hausarbeit, Ungeselligkeit des Partners, Kindererziehung, Alkohol, aggressiven Umgangston, Eifersucht. Die Konflikte werden meist in einem kurzen heftigen Streit ausgetragen, es werden pragmatische Lösungen gesucht, sogenannte »Problematisierung« findet kaum statt. Über Partnerschaftsprobleme wird kaum geredet. Nehmen die Konflikte überhand, wird an Trennung gedacht und diese relativ schnell vollzogen.

Studenten und Studentinnen setzen sich über ihre Probleme meist erstmal grundsätzlich-ideologisch auseinander oder psychologisieren sie bis ins kleinste Detail. Zwei Beispiele illustrieren den Unterschied -zunächst eine Studentin:

Ich projiziere alles, was ich von zu Hause an Schwierigkeiten mitbrachte, in die Beziehung rein, hatte Verlustängste, Angst hintergangen zu werden. Mein Vater hat mich häufig mit Liebesentzug bestraft. Ich habe deswegen immer Angst, der emotional Schwächere zu sein. Ich wollte auch häufiger mit meinem Freund schlafen als er mit mir, da das für ihn schon zu viel Bindung bedeutete. Ich setzte den Sex auch ein, um die Beziehung zu retten, obwohl es mir immer viel zu mechanisch ablief und ich zu wenig Zärtlichkeit bekam.

Dagegen ein Arbeiter:

Es gibt manchmal Kabbeleien, wenn ich ein Auto haben will, das wir uns zur Zeit eigentlich noch nicht leisten können, oder wenn ich abends vor der Glotze sitze und sie ins Bett will. Dann ist sie mal für zwei Tage muksch, das legt sich aber wieder, da reden wir nicht drüber. Nach der Geburt der Tochter hatten wir mal größere Schwierigkeiten, weil wir auf vieles verzichten mußten. Ich bekam da eine richtige Wut, wollte abhauen. Und sie beschwerte sich, weil sie ja eigentlich arbeiten wollte und wegen des Kindes nicht konnte. Wir haben uns dann drüber ausgesprochen, ich konnte dann ihren Ärger verstehen. Seitdem haben wir eine glückliche Ehe.

Die Beispiele zeigen, daß Studenten Zeit haben, sich selbst und ihre psychische Entwicklung, vor allem hinsichtlich der Veränderung der Geschlechterrollen, genau zu beobachten und auch zu dramatisieren. Bisweilen gehört bei Studenten das psychische »Durchhängen« wegen Beziehungskonflikten schon zum guten Ton. Die Probleme der Arbeiter sind dagegen zum größten Teil von ihrem Existenzkampf geprägt, bei ihrer Lösung spielen daher auch Zusammenhalt und Solidarität eine viel größere Rolle. Für Dramatisches bleibt wenig Zeit und Raum.

Dafür sind Studentinnen weniger als Arbeiterinnen bereit hinzunehmen, daß sie bei ihrem Partner sexuell zu kurz kommen. Fünfzehn der befragten Studentinnen hatten sich im letzten halben Jahr selbst befriedigt, bei den Arbeiterinnen waren es nur drei. Allerdings haben Studentinnen auch größere Orgasmusschwierigkeiten: Nur ein Drittel der Befragten bekam Orgasmus allein durch Koitus, bei den Arbeiterinnen waren es zwei Drittel.

WIE REGELN ARBEITER UND ARBEITERINNEN IHRE PROBLEME MIT DEM KOITUS? TYPISCHE BEISPIELE:

ARBEITER 1: Ich möchte häufiger als sie. Aber wir haben uns auf einen Kompromiß geeinigt.

ARBEITER 2: Es gibt immer mal Zeiten, wo sie keine Lust hat, manchmal dauert das ein Vierteljahr. Das ist für mich immer eine blöde Zeit. Wenn ein Mann zu selten Geschlechtsverkehr hat und öfter onanieren muß, dann wird er aggressiv und regt sich über alles auf.

ARBEITER 3: Ich möchte häufiger als sie, muß manchmal massiv werden, um zu meinem Recht zu kommen. Sie kriegt dann zwar auch ihren Orgasmus dabei, aber bis sie sich dann wieder überwindet, vergeht eine halbe Ewigkeit.

ARBEITERIN 1: Er möchte täglich mit mir schlafen, ich nur einmal pro Woche. Jetzt haben wir einen Kompromiß geschlossen, wir schlafen dreimal pro Woche zusammen. Hin und wieder lese ich auch ein Pornobuch, um mich zu erregen.

ARBEITERIN 2: Ich habe nur jedes zweite Mal einen Orgasmus. Ich bekomme ihn nur, wenn ich ganz entspannen kann, sonst habe ich überhaupt nichts davon.

ARBEITERIN 3: Ich habe zur Zeit nur selten Lust, das kommt bei mir phasenweise immer wieder vor. Das hängt meist mit Ärger mit der Familie oder im Betrieb zusammen. Wird aber von selbst wieder besser.

IM KONTRAST DAZU TYPISCHE BEISPIELE VON STUDENTEN UND STUDENTINNEN:

STUDENTIN 1: Ich habe nur jedes zweite Mal einen Orgasmus, ich bin oft verkrampft. Ich brauche unheimliches Vertrauen, dann kann ich mich gehenlassen und bekomme auch einen Orgasmus.

STUDENTIN 2: Ich darf mich nicht von ihm gedrängt fühlen, sonst komme ich mir als reines Objekt vor, als Instrument seiner Selbstbefriedigung. Es läuft nur gut, wenn ich oben liege, bestimmen kann, was läuft, und wenn das Drumherum schön ist.

STUDENTIN 3: Ich hatte anfangs gar keinen Orgasmus. Nachdem ich mit meinem Partner darüber gesprochen hatte, kamen wir auf eine Technik, wo es auch bei mir ging, nämlich wenn ich seitlich liege und er von hinten kommt. Sexuell war dann alles o.k., ich fühlte mich aber nicht wohl, weil die Stellung nicht normal war.

STUDENT 1: Meine Freundin hat nur selten Lust. Um die allgemeine Norm zu erfüllen, hat sie mir das lange verheimlicht.

STUDENT 2: Wir machen seit zwei Monaten überhaupt keinen Koitus mehr, sondern nur noch Petting. Früher haben wir auch miteinander geschlafen, meine Freundin hatte auch Orgasmus dabei, die Initiative ging meist von ihr aus. Dann las sie den »Mythos vom vaginalen Orgasmus«, und daraus ergaben sich Komplikationen: eigentlich fand sie den Koitus schön, auch und gerade die Penetration. Jetzt dachte sie aber, daß sie das gar nicht gut finden durfte. Sie ergriff dann doch wieder die Initiative, war aber dann enttäuscht darüber, daß sie es sich nicht übelnahm, daß sie befriedigt werden wollte und mich dazu nur als Objekt benutzt habe.

Konkret-Sexualität 1979, S. 57

Martin Dannecker

SEXUALITÄT IM ALTER

Jetzt hat man die Alten als sexuelle Marktlücke entdeckt. Und keiner denkt daran, daß sie auch froh sein könnten, von der Qual ihrer sexuellen Erlebnisse befreit zu sein.

Alt, wenn auch nicht so zahlreich wie gegenwärtig, sind die Menschen immer schon geworden. Historisch neu am Altern ist der mit ihm verknüpfte Eintritt in eine gesellschaftlich definierte Lebensphase. Zu den bisherigen Phasen Kindheit, Jugend, Erwachsensein gesellt sich nunmehr das Alter. Das hat objektive Gründe, und die zunehmende wissenschaftliche Beschäftigung mit älteren Menschen, die den arbeitsteilig organisierten Wissenschaftsbetrieb um das Fach Gerontologie bereicherte, ist dafür nur Ausdruck. Die gesellschaftliche Definition der Lebensphasen hat ihr Zentrum in der Lohnarbeit. Menschen im Rentenalter sind deswegen auch nicht als Erwachsene zu bezeichnen. Bestimmt sich doch der Status des Erwachsenen dadurch, daß während dieser Phase die Mittel zum Leben selbst verdient werden ohne regelmäßige Subsidien.

Ausgemessen wird, was das Alter als spezifischer Lebensphase ausmacht, erst allmählich. Noch sind die Forschungsergebnisse lückenhaft und die Vorstellungen davon, was im Alter normal sein soll, unbestimmt.

Ging das allgemeine Bewußtsein bis vor kurzem von einem mit dem Altern einhergehenden Rückbildungsprozeß aus, womit auch und ganz besonders die Sexualität gemeint war, ist diese Vorstellung heute als glattes Vorurteil zu bezeichnen. Auch ältere Menschen haben die Fähigkeit zur Sexualität, und sie haben sexuelle Bedürfnisse. Das gilt freilich nur ganz generell und auf eine sehr abstrakte Weise: es gibt im Verlaufe des Alterungsprozesses keine biologischen oder physiologischen Veränderungen, die für sich genommen als entscheidende, die Sexualität zum Verlöschen bringende Cäsur zu betrachten wären.

Gleichwohl sind viele ältere Menschen nicht mehr sexuell aktiv .Zwischen der postulierten sexuellen Fähigkeit und der vorgefundenen sexuellen Wirklichkeit älterer Menschen herrscht also eine auffällige Diskrepanz. Zur Erklärung dieser Diskrepanz hat die sexualwissenschaftliche Forschung in den letzten Jahren eine Reihe von Kriterien herausgearbeitet, von denen hier die wichtigsten genannt werden sollen. Negativ auf die sexuelle Aktivität älterer Menschen wirken sich demnach folgende Faktoren aus:

1. Das Fehlen eines Partners
2. Negative Einstellungen zur Sexualität im Alter
3. Geringe frühere sexuelle Aktivitäten

Schon auf den ersten Blick erweisen sich diese Faktoren als nicht sehr erhellend. Keiner, der auch nur ein Quentchen soziologische Phantasie besitzt, wird darüber erstaunt sein, daß unter denjenigen, die auch in höherem Alter einen »festen Partner« haben, was in der Regel gleichbedeutend sein dürfte mit Ehepartner, sexuelle Aktivitäten häufiger anzutreffen sind, als unter denjenigen ohne einen solchen Partner. Auch beim Studium der Sexualität im Alter offenbart sich, daß die Ehe und die ihr nachgebildeten Beziehungsformen nach wie vor die einzig gesellschaftlich legitimen Orte zur Ausübung des Geschlechtsverkehrs sind. Was Wunder, wenn jene, die ohne festen Partner leben, häufiger sexuell intaktiv sind als die anderen.

Wollte man auf dieser Ebene von sexueller Deprivation reden, müßte man von den Frauen sprechen: 70 Prozent der Frauen über 65 Jahre sind entweder verwitwet, geschieden oder ledig; der Anteil bei den über 65 Jahre alten Männern, die entweder verwitwet, geschieden oder ledig sind, beträgt dagegen nur 24 Prozent. Ältere Frauen haben es schon deshalb besonders schwer, im Alter noch einen Sexualpartner zu finden. Ob sie das wirklich wollen, steht dahin.

Auch wenn eine jetzt verwitwete ältere Frau bis zum Tod ihres Ehemannes sexuell aktiv gewesen sein sollte, ist daraus nicht unvermittelt auf ein entsprechend waches sexuelles Verlangen zu schließen. Der evidente statistische Zusammenhang - Ehe bzw. feste Partnerschaft = weit verbreitete sexuelle Aktivität - ist eben nur ein statistischer Zusammenhang. Aus ihm ist keineswegs abzuleiten, die Ehe sei ein Hort gegenseitiger sexueller Befriedigung. Sagen doch diese Zusammenhänge nicht mehr aus, als daß verheiratete ältere Menschen oder ganz generell Menschen, welche in festen Beziehungen leben, eher sexuell aktiv sind als Alleinstehende. Über die erlebte und erfahrene sexuelle Befriedigung, die sich mit dieser Aktivität verbindet, wissen wir aber erst einmal noch gar nichts. Sexuelle Aktivität kann, muß aber nicht, Ausdruck von sexuellem Verlangen und sexueller Befriedigung sein. Bevor ein solcher Zusammenhang unterstellt wird, wäre er zuerst einmal zu prüfen.

Nachlassende sexuelle Aktivität, oder gar ein gänzlicher Verzicht auf Sexualität, muß immer auch auf dem Hintergrund der kumulierten sexuellen Erfahrung betrachtet werden. Zu fragen ist also: Wie wurde die Sexualität im Verlaufe des bisherigen Lebens erlebt? Wäre sexuelle Aktivität nicht schon längst auch äußerer Zwang, der sich nirgendwo deutlicher manifestiert als in der Ehe, mit der ja ein sexuelles Monopol erworben wird, könnte man derlei Fragen unterlassen. Weil sie das aber ist, können sexuelle Vollzüge auch nicht ohne Zögern mit sexueller Befriedigung gleichgesetzt werden. Von einer solchen stillschweigenden Gleichsetzung aber leben die entsprechenden Korrelationen der Sexualwissenschaft, ja diese Gleichsetzung macht geradezu den Sinn dieser Korrelationen aus.

Legionen von Ehepartnern haben die Dürftigkeit ehelicher Sexualität jahrezehntelang miteinander ausgehalten, eine Leistung, die man nicht gering schätzen sollte. Nach einer solchen Erfahrung wäre es nur folgerichtig, wenn sie irgendwann einmal kein allzu großes Verlangen nach Sexualität mehr spürten. Denn wie sollen Menschen, deren Sexualität sich immer in bestimmten, wenig befriedigenden Gleisen bewegt hat, mit ihr etwas anderes verknüpfen als was sie jahrzehntelang erfahren haben? Wo aber, und sei es nur bei einem Partner, die Unlust überwiegt, wird man sich der Sexualität entledigen, sobald die Verhältnisse es gestatten. Eine solche Möglichkeit ist dann gegeben, wenn die Schwelle zum Alter überschritten wurde. Dann läßt sich das Stereotyp vom Alter ohne Sexualität aufgreifen, um mit seiner Hilfe ein wenig lustspendende sexuelle Praxis zu beenden. Daß dieses Stereotyp unter ganz bestimmten Bedingungen entlastend eingesetzt werden kann, klingt nur dem paradox, der glaubt, in dieser Gesellschaft sei Sexualität allemal lustvoll und befriedigend.

Festzuhalten ist: nicht alle älteren Menschen haben den Wunsch nach Sexualität. Deshalb reagieren sie auch teilweise mit Widerständen, wird an sie das Ansinnen herangetragen, weiterhin sexuell aktiv zu sein. Nicht daß sie den Wunsch nie gehabt hätten. Er mag ihnen aus guten lebensgeschichtlichen Gründen erstorben sein, längst bevor sie wirklich alt waren.

Aber auch unter positiven Vorzeichen, nach einer sexuell erfüllten Beziehung, muß die sexuelle Aktivität nicht mehr aufleben, wenn einer der Partner verstorben ist. Vorstellbar ist eine so enge Bindung des Sexualtriebes an einen Menschen, daß diese auch über dessen Tod hinaus in der Phantasie erhalten bleibt. Eine so enge, und offenbar gar nicht so seltene Bindung der sexuellen Libido an einen Menschen, macht dem Zurückgebliebenen die erneute Aufnahme sexueller Aktivitäten mit anderen unmöglich.

Die Sexualität im Alter ist, wie an diesen wenigen Beispielen gezeigt werden sollte, aus sich allein heraus nicht zu verstehen. Dazu muß vielmehr das Schicksal der Sexualität in der ganzen vorausgegangenen Lebensgeschichte mit einbezogen werden und zwar sowohl dessen individuelle als auch dessen kollektive Dimension.

Wie sehr das Sexualverhalten im Alter mit der angehäuften Lebensgeschichte verwoben ist, läßt sich auch an dem Phänomen Onanie ablesen. Nimmt man nur alles gleich, dann bietet sich geradezu an, die Onanie als Kompensation für den, aus welchen Gründen auch immer verlorengegangenen, Geschlechtsverkehr zu betrachten. Eine solche Annahme ist schon deshalb naheliegend, weil die Vorstellung von der Onanie als Ersatzbefriedigung in der Sexualwissenschaft ungemein beliebt ist. Diese Vorstellung geht zurück auf die hohen Onanie-Raten während der Pubertät. Für diese hohen Raten pflegt normalerweise das auf der Jugendsexualität lastende Tabu verantwortlich gemacht zu werden. Angenommen wird, Jugendliche onanieren deshalb so häufig, weil ihnen der regelrechte Geschlechtsverkehr von der Gesellschaft verweigert wird. Das ist aber nur die halbe Wahrheit. Schon in der Jugend steht die Onanie für etwas anderes als für einen bloßen Ersatz für Geschlechtsverkehr.

In den hohen Onanie-Raten dieser Lebensperiode schlagen sich auch die Schwierigkeiten nieder, die mit der in ihr erforderlichen Loslösung von den infantilen Liebesobjekten aufkommen. Im Verlaufe dieser Loslösung kommt es, gleichsam als Stütze für die Entwicklung, zu einer Wiederbelebung der autoerotischen Komponente der Sexualität. Nach erfolgreichem Abschluß der Pubertät versiegt diese Komponente weitgehend und wird abgelöst von der jetzt dauerhaft erworbenen Fähigkeit, andere Menschen als die Liebesobjekte der frühen Kindheit libidinös zu besetzen.

Eines der Resultate dieses Umgestaltungsprozesses der Sexualität schlägt sich in den beobachtbaren Veränderungen in der »Präferenz« der verschiedenen Quellen der sexuellen Triebbefriedigung nieder: die Onanie tritt weitgehend zurück und der Koitus wird zur hauptsächlichen Quelle der Triebbefriedigung. Diese Umgestaltung der Sexualität ist so nachhaltig, daß sie normalerweise nicht rückgängig gemacht werden kann. Auf die Onanie kann nicht mehr umgestiegen werden, auch dann nicht, wenn die aus dem Geschlechtsverkehr gewonnene sexuelle Befriedigung deutlich abnimmt oder gänzlich entfällt. Deshalb auch ist die Onanie als Quelle der Triebbefriedigung für die weitaus überwiegende Mehrheit älterer Menschen verstopft.

Eine Sexualwissenschaft, die sich über diese Dimensionen der Sexualität keine Rechenschaft gibt, wird auch die Motive für das Sexualverhalten älterer Menschen nicht verstehen und verfehlt ihren Gegenstand. Der Weg bis zu einem solchen Verstehen ist noch weit. In der Zwischenzeit sollte die Sexualwissenschaft sich hüten, auf der Basis ihrer oberflächlichen Kriterien ältere Menschen zur sexuellen Aktivität anzuhalten.

Konkret-Sexualität 1979, S. 58

Rainer Junge

KNABENPUFF

In fast allen bundesdeutschen Großstädten gibt es Bordelle, in denen sich Jungen im Alter zwischen zehn und fünfzehn Jahren anbieten. Nicht aus Not, sondern aus Langeweile, Lethargie und Sinnleere. Die perverse Faszination des Geldes besorgt das Restliche. Eine Reportage

Gemunkelt hatte man in Päderastenkreisen schon länger: Da sollte es am Stadtrand von Hamburg ein Haus voller bildhübscher und überaus williger Jungen jeden Alters geben. Natürlich habe ich kein Wort geglaubt; ein Knaben-Bordell in der Hansestadt - lächerlich! Ja, und dann wurde ich von einem alten Freund eingeladen, mich vor Ort zu informieren. Nach einer halbstündigen Fahrt durch den nachmittäglichen Berufsverkehr stehen wir gegen 17 Uhr mitten in einer Trabantenstadt spätmonumentaler Betonklötze, vor einem ehemals weißen, ziemlich verwohnten Einfamilienhaus, das wohl niemals bessere Tage gesehen hat. Davor ist ein Kiosk mit Zeitungen, Zigaretten und Süßigkeiten. Durch den verwilderten Vorgarten gelangt man an die Schmalseite des Hauses. Jetzt noch ein paar Stufen hinunter und durch eine angelehnte Kellertür: Wir sind da. Von dem dunklen Gang gehen einige Türen ab; links ein Raum mit mehreren Flippern, geradeaus das Herzstück dieses Freudenhauses: Auf knappen 15 Quadratmetern ein Minitresen, eine uralte, wunderschöne Musikbox und etwa 10 Jungen zwischen 12 und 17 Jahren.

Hinter dem Ausschank lümmelt sich ein süßer Fünfzehnjähriger, der routiniert lächelnd fragt, was wir trinken wollen, und ob er »einen mitheben« dürfe; natürlich darf er. Die Preise sind zivil - jedes Getränk kostet zwei Mark.

Um das alles recht würdigen zu können, muß man wissen, daß in »normalen« Stricherlokalen an besonders guten Tagen höchstens drei halbwegs akzeptable Boys gleichzeitig zu finden sind.

Mein Freund ist hier schon einigermaßen heimisch, kennt fast alle und begrüßt die Jungen herzlich: Er kneift sie in den Hintern oder grabscht ihnen gleich zwischen die Beine, was völlig gleichgültig hingenommen wird.

Nebenan im Flipper-Raum steht der Besitzer des Etablissements mit weiteren vier Knaben, keiner älter als 15. Ich kenne ihn irgendwoher. Richtig, er hatte früher eine Kneipe in Altopa und heißt Rolf. Mit ihm setze ich mich in eine ruhige Ecke und lasse mir alles genau erklären: Er hat vor einigen Monaten dieses Haus gemietet und mit ein paar Jungen aus der Nachbarschaft renoviert. Über Freunde ist er billig an Flipper, Dattelautomaten und die Musikbox gekommen. Er lebt von dem Kiosk vor der Tür und den Getränke-Einnahmen des Kellers. Außer den Räumen, die ich schon gesehen habe, gibt es noch das »Zimmer«, die Örtlichkeit, wo es dann passiert; für zehn Mark bekommt man von Rolf den Schlüssel und kann sich dort mit seinem Wunsch-Knaben so lange vergnügen, wie man will; natürlich sollte man rücksichtsvoll an die anderen Gäste denken, die schon warten und von Zeit zu Zeit an die Tür bollern.

In den Stoßzeiten des Wochenendes stellt Rolf alten Freunden auch sein privates Schlafzimmer im ersten Stock zur Verfügung - ebenfalls gegen zehn Mark.

Die Möblierung des Séparées ist schlicht und praktisch: Eine schmuddelige, schmale Liege, Restbestand eines »Jugendzimmers« der späten sechziger Jahre, ein alter Couch-Tisch und ein speckiger Cocktail-Sessel; ein kaputter Fernseher und eine dunkelblau/silbrig schimmernde TV-Leuchte vervollständigen den gemütlichen Rahmen.

Mittlerweile sind auch einige Freier eingetroffen; man kennt sich, lacht, flippert und trinkt zusammen. Es geht überaus familiär zu. Neue Jungen kommen herein, gehen wieder und kehren zurück. Immer öfter klappt jetzt die Tür zum »Zimmer« - der Betrieb hat begonnen. Mit ein paar Flaschen Bier bewaffnet, setze ich mich mit einigen Knaben zusammen und frage sie ein bißchen aus. Ich will wissen, wo sie herkommen, was sie sonst so machen und wie sie auf die Idee gekommen sind, hier anzuschaffen. Sie stammen alle aus der näheren Umgebung, wohnen in ganz normalen Kleinbürgerfamilien, gehen regelmäßig zur Schule oder haben gerade eine Lehre angefangen. Schwul ist keiner von ihnen - sagen sie. Fast jeder ist irgendwann einmal von einem Freund aus seiner Clique zum Flippern mitgenommen worden; sehr schnell haben sie dann gemerkt, was da noch so läuft.

Nötig hat es eigentlich keiner, aber ein sattes Taschengeld, das man sonst mühsam durch Zeitungsaustragen verdienen müßte, ist allen sehr lieb. Da geht man schon mal eine halbe Stunde mit nach nebenan. Verlangt werden Beträge bis zu einem halben Schein. (50 Mark). Die schnelle Mark wird auch eben so rasch wieder ausgegeben - für Klamotten, Platten und Ausgehen mit der Freundin.

Eine »Alte« haben sie alle; und ab und an bringen sie die sogar mit zu Rolf. Einige wenige Jungen sind fest mit einem »Macker« liiert. Diese Boys sind dann natürlich für alle anderen Gäste tabu. Solange es dauert.

Die Kundschaft rekrutiert sich aus einigen wohlhabenden Stammgästen - obere Mittelschicht, teilweise verheiratet -und deren Freunden, die auf ein kurzes Abenteuer hereinschauen. Für diese Leute ist das Unternehmen ideal: Die Knaben kommen aus ordentlichen Häusern, sind immer frisch gewaschen und proper angezogen. Außerdem ist das Risiko, Ärger

zu bekommen, sehr gering -man kennt sich nur beim Vornamen und niemand weiß, wo man wohnt. Der Sex wird gleich und völlig unproblematisch genossen; man kann befriedigt nach Hause gehen.

Die meisten Eltern wissen, wo ihre Kinder die Freizeit verbringen. Sicher nicht in allen Details, aber sie sind beruhigt, weil die Kleinen von der Straße weg sind und keine Dummheiten machen. Einige Mütter waren auch schon hier und haben - nachdem sie sich von der Harmlosigkeit des »Jugendtreffs« überzeugen konnten - auch nichts dagegen, wenn die Söhne am Wochenende oder in den Ferien einmal bei Rolf übernachten...

Inzwischen ist es 21 Uhr geworden, und der Lustkeller beginnt sich zu leeren. Sanft drängt Rolf die letzten Knaben zum Aufbruch; es soll ja keinen Ärger geben. Wir sitzen noch ein bißchen zusammen und man rät mir dringend, am Freitag wiederzukommen; da sei mehr los, und es werde sicher sehr lustig.

Also fahre ich zwei Tage später wieder Richtung Päderasten-Paradies - aber schon von weitem sehe ich, daß etwas nicht stimmt: Zwei Mannschaftswagen und eine Funkstreife stehen vor dem Haus - Razzia!

Ich fahre weiter, parke um die Ecke und schlendere ganz unbeteiligt tuend zum Kiosk, um eine Schachtel Zigaretten zu kaufen. Zwischen den Zähnen hervor informiert mich der Junge, der gerade »Kiosk-Dienst« schiebt: Irgendwelche Nachbarn haben der Schmiere einen Tip gegeben.

Die Beamten durchsuchen mit grellen Handscheinwerfern Haus und Grundstück und verfrachten einen Jungen nach dem anderen in die grüne Minna. Dann geht der Transport ab, Richtung Polizeihochhaus am Berliner Tor. Ich verdrücke mich.

Am nächsten Tag besuche ich Rolf, um zu hören, was war. Gottseidank ist niemand im Bett erwischt worden, und die Knaben haben alle dichtgehalten. Dennoch wird es die nächsten zwei Wochen ruhig zugehen, da man ein Auge auf das Haus haben werde. Schließlich war der Durchsuchungsbefehl mit dem Verdacht der Förderung des sexuellen Mißbrauchs von Jugendlichen und Kindern begründet. Aber inzwischen ist El Dorado wieder flott, in alter Frische.

Konkret-Sexualität 1979, S. 60

Günter Herburger

LÄNDLICHE LIEBE

Die kindliche Sexualität fängt, meines Wissens, bei genügend Juli- und Augustwärme in einem fliegendurchsurrten Aborthäuschen am Ende eines Hofs an, auf dem andere Fußball spielen. Manchmal poltert ein Schuß gegen die Tür, wahrscheinlich absichtlich, während in dem dämmrig heißen Holzgelaß eine verwirrend androgyne Nestelei anhebt, tapsendes Forschertum höchster Ebene, nur noch zu vergleichen mit heimlich genossenen Abbildungen im Großen Meyer, dessen Farbtafeln von hauchdünnen Kreppseiten bedeckt wurden.

Die wichtigsten Stellen waren leicht zu merken: Dort, wo das sonst anklebende Schutzpapier lose einlag und zum Teil schon nicht mehr zu glättende Falten besaß. Seitdem leide ich an einem Kummernagel, denn der Band Ga (chemisches Zeichen für Gallium, sprödes Metall mit 2000grädigem Siedepunkt) bis Gyrovagen (wandernde Mönche des Altertums) krachte auf meinen rechten Fuß, da gräßliche Krankheiten geradezu urwaldhaft ausgesehen hatten, voll prächtigen Dolden, prall funkelnden Beeren, Springnattern und schwärend brasilianischen Hostienblättern.

Den nächsten Schritt tat mein Freund Kurtl Fleck, ein legendärer Skispringer ohne Furcht, der mit zerrissener Milz in einem Stacheldrahtzaun starb, als er eine noch nicht freigegebene Schanze zum Üben benützte. Kurtl führte mir, lang vor seinem Opfertod, schnaufend vor, wie unabhängig der Mensch sein kann. Mit seinem Fahrtenmesser, damals jedem Pimpf der Hitler-Jugend zu eigen, lockerte er in Deckung einer Bodenwelle einen Maulwurfshügel und legte sich auf ihn, zuckend und stöhnend, was mich bestürzte. Geschwärzt bis zur dunklen Uniformhose zog er sich wieder aus dem Erdreich zurück.

Subtiler waren die Weihen auf einem Motorradtank gewesen. Mein Vater, ein Tierarzt, nahm mich an heißen Sommertagen zur, wie es hieß, Praxis mit. Ich umklammerte mit meinen Beinen den, glaube ich, viereckigen Blechbehälter, in dem das Benzin- und Ölgemisch schwabbte. Hitze, motorischer Geruch, das Vibrieren des Gefährts und ab und zu Tröpfchen aus dem undichten Verschluß vereinigten sich an meinen bloßen Schenkeln zu einer schlüpfrigen Verschwörung, die sich erst abkühlte, .wenn wir, brausend ein flaches Bachbett neben einer Brücke durchquerend, im Kies steckenblieben und ins Wasser fielen.

Von heute aus gesehen sind dies Phantasmagorien desselben Verlangens, das, gottseidank, nie von sich kühl gebender Aufklärung gestört wurde. Im offiziellen Unterricht herrschten noch unumschränkt die Samenfäden und Stempel der Lippenblütler, dazuhin Bienen und Hummeln, die sie bestäubten. Der verwunschene, tatsächlich erogene Teil blieb apokryph, bezüglich des wertvollen Stoffs der Erkenntnis also deuterokanonisch.

Später erlebte ich in einem Lager für staatlich trainierte Jungabfahrts- und Torläufer erbitterte Schwalls von Händlertum, sozusagen binnenförmige Internatsarbeit, die bis zu Johlerei und Flüchen ausarten konnte. Dort, in jenen Strohsackgemächern, war ich zum ersten Mal Zeuge von der Macht unserer furchtbaren Phantasie, als ein Norddeutscher, dessen Fahrkünste beim Einfädeln in Kurven zu wünschen übrigließen, sich mit einer Schublade kompensatorisch hervortat. Er schloß und öffnete sie immer wieder und schneller ohne Rücksicht auf die Beständigkeit seiner Schwellkörper.

Einer, der in der Provinz aufgewachsen ist und seither in Städten wohnt, wo sich der Fortschritt rücksichtsloser darbietet, muß vor Saumseligkeit in geheimnisvoller Natur warnen. Wiesen, zum Beispiel sind grobschlächtig, desgleichen Erlenbüsche, Uferränder und Gehölze. Um jeden Eindringling kümmern sich Mücken, Ameisen und Tausendfüßler, sie turnen von Härchen zu Härchen, verzehren gierig Schweißtröpfchen, für sie exotische Nahrung, vergleichbar dem erhitzten Bespannungslack eines hastig niedergetaumelten Segelflugzeugs.

Schlimmer noch ist Heu, staub- und grannenreich. Juckend beschleunigt es zunächst, bringt aber nach Genuß verlangende Glieder, die außerdem noch für Stützfunktionen auf der schwankenden Unterlage überaus wichtig sind, bald durcheinander. Die Hurtigkeit läßt merklich nach und verteilt die Bewegungen zu anderen Zielen. Man kratzt sich und deckt glühend gewordene Stellen unwirsch mit Spucke ab. Wer nun lacht, zeigt Selbstbewußtsein, trotzdem verharrt innen ein Ärger, dessen Äquivalent nur noch in den Sternen zu finden wäre, galaktischen Haufen göttlich ferner Nesselsucht.

So verlor ich eine Freundin, die sich wieder ihr Röckchen umschnallte und sagte, wer kein eigenes Zimmer habe, sei nicht erwachsen. Sie hatte grausam recht. Seit dreißig Jahren ist sie seither verheiratet, zwar kinderlos, doch ihr Mann wurde auf dem dritten Bildungsweg, nachdem er zuerst Schuhmacher und Blaupauser gewesen war, schließlich Radartechniker. Und ich stelle mir vor, wenn ich sie, die Klothilde hieß, träfe, und wie wir aneinander vorbeisehen würden, ohne Erwähnung der Bemühungen in dem Heuschober, den ich verehre, ein Denkmal der Schwärmerei nebst schmerzlicher Realitätenfährnisse.

Ich bin längst Städter geworden, bleibe Vater von Kindern, werde zunehmend auch Beichtgatte von Schwiegermüttern und Geliebter störrisch nach Selbstbewußtsein suchender Frauen der nächsten Generation, die mich ein wenig langweilt. Früher, in Notzeiten, war ich Aushilfe, Balljunge, Untermann, Gast bei feuilletonistischen Wohlstandshexen und für eine Adriasaison lang Amateurbademeister, vollkommen keusch, braun und gelassen.

Der Schritt ins Alter sei ein wohltuender, verspricht die jeweilige psychodemostische und physiomechanische Lehrmeinung. Weit gefehlt! Ein über achtzigjähriger Greis, den ich, als Hilfskraft und noch ungelernter Berufsdichter über Zeit gebietend, im Jahr seines Todes pflegte, benützte manchmal nach dem Mittagsschlummer in seinem schief eingesunkenen Gartenhäuschen eine Büchse, in der Spargel oder Karottenschnipsel gewesen sein mochten, um sich zu erleichtern. Ich sah es erschreckt, wieviel Kraft und Begehren er noch hatte, gebeugt über seine Blechdose. Ihr Firmenetikett habe ich aufgehoben.

Keine Angst vor den Protuberanzen menschlicher Auswege! Stallhasen bewirken ihre Fruchtbarkeit blitzschnell, elf Stöße pro Sekunde, eine Leistung, die Genießen ausschließt. Im Gebäude daneben wälzt sich der Eber über das Schwein, aber dies ist schon kaum mehr der Fall. Insemination garantiert mehr Erfolg, ebenso bei fünfundzwanzig Liter Milch im Durchschnitt gebenden Kühen, die weder Bulle noch Kälber kennen. Dem einen wird abgezapft, die anderen erhalten schäumendes Fremdfutter, um die Ergiebigkeit der Mütter nicht zu schädigen.

Bei Hengsten, deren Pracht sich nachgiebig schwarz und rot entfaltet und mit einem Blindelchen Streu am Boden wischend zu spielen trachtet, sah ich, daß ein Veterinär, in den Placebosteiß einer Stute geschlüpft, mit beiden Händen unter der Gewalt des Ansturms den Segen in einem überdimensionalen Reagenzglas auffing.

Wunderbare Perversion, Ausflüsse unseres Protests, bewahren vor endgültiger Verweigerung, verachten und verletzen, kratzen Schorf wieder ab.

Eines Nachts lag ich bei einem Berufsnachfolger meines Vaters zusammengekrümmt auf einem Biedermeiersofa, Wein trinkend und in Knoblauch gedünsteten Spinat essend, bis wir die Panoramascheiben des illuminierten Eigenheims einschlugen und mein Kummernagel an der kleinen, rechten Zehe nicht mehr wehtat; der Große Meyer verflog. Jener Viehdoktor erzählte, es gebe Stromfetischisten, die sich mit Hilfe eines durch eine volle Kanne geleiteten Kabels befriedigten. Und er kenne Bäuerinnen mit zerzausten Geschlechtsmerkmalen auf Grund von Hundegunst oder erfolglos zu sich gezerrtem Pferdegesteck. Einzigartig sei, daß er auch noch um Rat gefragt werde.

Ich lobte ihn und sagte, er sei ein Prophet.

Er widersprach, gestand aber dann, teils zweifle er, andererseits senkten sich gleich einem schweren Traum neue Visionen herab. Seiner Frau wohne er nur noch selten bei. Sie fahre dreimal die Woche in die nächste Kreisstadt und nehme Violinunterricht. So vermenge sich im Haushalt das notwendig Grobe mit dem Sublimen.

Die gleißendste Variante, die er erlebte, war ein, wie er es bezeichnete, Dickwandfall: Ein junger Bauer, verschuldet durch einen Heuwender und eine fünfundzwanzigzinkige Mistschleuder, suchte nach einer Frau und fand keine. Zuviel Mühen lasteten auf dem Hof.

Zweimal mußte mein Freund das mächtige Euter einer prämiierten Kuh nähen, bis er endlich, verstört von der bestialischen Wunde, das Geheimnis entdeckte. Der verzweifelte Ökonom hatte, vorsorglich nicht die Zitzen verletzend, die Rückseite des Milchbeutels geöffnet, um sich auf der Suche nach Weichem und Anschmiegsamem, in der warmen und wegen wenig Versorgungsadern nur schwach blutenden Klaftung zu verausgaben.

Und mir fiel noch ein, daß ein väterlicher Freund, der in der Normandie einmal Gemeindearzt gewesen war, von der geisterhaften Entflammung der dortigen Landbevölkerung für weiße Zuchtenten gesprochen hatte, die sich, im Gegensatz zu den hysterischen Hühnern, ergeben aufstülpen ließen im Schoß, zart flatternd bei geräumiger Rektalisation. Allerdings würden diese Humanilierten sich dann ziemlich hochmütig gebärden, das soziale Gefüge im Hof durcheinanderbringen, weshalb sie bald ausgetauscht werden müßten, sonst könnte die listige Evolution, da sie nur Lösungen kennt, vielleicht eines Tages einen nicht wieder einholbaren genetischen Sprung machen, für uns eine Katastrophe, nun dem Federvieh unterlegen, knielings oder gar palimpsestös.

Wir weinten ein bißchen zusammen, der junge Tierarzt und ich. Das Sofa knackte, das Tischchen daneben, mit der inzwischen leeren Karaffe darauf, fiel um, und in einem Zierfischbassin, beleuchtet von einem unterwasserfähigen Neonröhrchen, stiebte Sand vom Grund.

Warum löst sich, nach so viel Verschiedenheit, die Lust trotzdem nicht von uns? Ist es die Fortpflanzung der Arten oder weil das Gesetz der Entropie uns fortwährend Selbstachtung einflößt? Erinnern fromme Kneipenfrauen und freiwillig unter Gewichten ächzende Ledermänner sind strategisch unerheblich. Sie stellen eine geringe Variante im Spiel dar, das sich in die Wipfel der letzten Bäume am Hang verlieren oder sich mit fahl gewordener Bedachtsamkeit begnügen kann.

Wir wissen, daß in Iglus auf urindurchtränkten Schneebetten, die sogleich wieder von unten her vereisten, gastliche Freiheit herrschte, ein Zustand, der ein weit verzweigtes System von Sitten hervorgebracht hat. Wer spräche in unseren Betonlandschaften, wo nicht mehr geworben, nur noch festgestellt wird, noch wie sie in Stabreimen, bevor er sich hingibt?

Wir haben auch von Gemeinschaftshäusern gehört, in denen junge Sammlerinnen sich mit Asche bestrichen und jeden Mann, der sich fangen ließ, zu peinigen versuchten, beiderseits Eintritt in die Reifezeit. Von maternalistischer Freiheit, die vormals Besitz allein vererbte, nämlich Kinder und ein paar Werkzeuge, hielt sich nur wenig, schon mit Asche bedeckt, den Überbleibseln der dadurch ständig anwesenden Toten, magisch graue Silbrigkeit.

Zum Ende der Aufklärung prangt es noch einmal, heute nachgeahmt in Kioskheftchen härtesten Inhalts: Der Tod bringt unentwegt den Kreis zum Flirren.

Ein Paar, nicht verheiratet, nicht befreundet, geht geduldig auf Jagd nach endgültiger Entschiedenheit, lockt, zum Beispiel, einen froh betrunkenen Seefahrer in eine Pension der schmutzigsten Sorte. Die Frau verführt, doch kurz vor dem Höhepunkt verzögert sie, während ihr selbstloser Partner aus dem Kleiderschrank huscht und dem dumpf jubilierenden Seemann den Hals durchschneidet, damit ein Zucken und letztes Ergötzen sich in allen Fasern festsetzt.

Diese Teufelei geschieht natürlich auch seitenverkehrt, wenn die Frau den Schutz des Schranks verläßt und entschlossen eine gespannte Mädchenkehle behandelt, gewiß auf den hinderlichen Knorpel achtend.

In der Fachliteratur werden auch Guillotinen, Beile und Schwerter erwähnt, Übertreibungen romantischen Bedürfnisses, dem wir in dieser Form nicht mehr nachgeben, sei es aus instrumentalem Mangel oder aus Zaghaftigkeit. Solches Verderbnis darf es im Fenster verbotener Richtstätten nicht mehr geben.

Kehren wir in die Heimat zurück, wo ein Hirtenjunge, erregt von einer schwarzen, heranziehenden Gewitterwand, einen Huintzenstecken benützt, einen jener hinreichend geglätteten Stäbe, die im Kranz wie nackte Zweige aus einem Pfahl ragen, über denen das Heu getrocknet wird.

Oder sehen wir einer ärmlich gewandeten Magd zu, wie sie am Brunnen die Wäsche im kalten Wasser hin- und herschlägt, Kernseife in einen Kragenbund reibt, ihre roten Finger behauchend und die Beine zusammengepresst.

Ich weiß, wohin ich gehöre und bekam Pusteln im Gesicht und auf dem Rücken, als ich für Wochen eine Alm bewirtschaftete und nur Butter, Käse, Milch und Mehl zur Verfügung hatte. Eine Bergotter, selbst unbekannt im Großen Schmeil, blieb bei mir und wollte in meinem vor Kraft steifem Hemd heimisch werden, wo sie sich dann nicht mehr um Frischfutter hätte zu kümmern brauchen.

Den Bergstock in der Hand mit einer im Knauf eingeschnitzten Pfeife, deren höchster Ton dem Angstschrei der Murmeltiere ähnelte, wanderte ich über Geröll, kühlte meine Stirn mit Altschnee, sah Adern und Treppen im Gestein, angelegt von Kelten oder den Knechten der Erzbischöfe. Es können auch die Eingänge in Stollen gewesen sein, denn zu Ende des letzten Weltkrieges wurden im Dachsteinmassiv noch Teile von Turbinenjägern montiert.

Im Gewölk der letzten Flechten griff ich Stein um Stein höher und warf alles von mir, wundersam erleichtert, da an einer Biegung ein kleiner, weißer Fleck schimmerte, ein Büschel Kraut oder die Krempe eines verloren gegangenen Sommerhuts: Mit fiel ein Lied aus der Kindergartenzeit ein:

An meiner Ziege hab ich Freud, sie ist ein wunderschönes Tier.

Haare hat sie wie aus Seide, Hörner hat sie wie ein Stier. Meck, meck, meck, meck, ... Schon kniete ich, bebend aus Verlangen, vielleicht auch gereizt von ungewohntem Sauerstoffmangel in solcher Höhe, kurz vor Erfüllung und lästerlicher Enge, eine Ausschweifung, die unsere quadratische Zivilisation nicht mehr kennt, aber das holde Tier bockte und stieß mich zurück, so daß ich nach einem jämmerlichen Flug wieder in meinem Schreibbüro landete, in dem viele Bilder an der Wand hängen, das erste Fläschchen meiner Tochter in der Tabernakelecke den wichtigsten Platz einnimmt und ein altgriechisch bemalter, in Eisenbeton gegossener Zementmann von einer ewig leuchtenden Grubenlampe verklärt wird.

Die Ziege, sie flüchtete dahin, und ich haste ihr immer noch über Kämme und Schroffen nach, bedacht von Flocken und einem kummervollen, weichen Wind.

Konkret-Sexualität 1979, S. 63

Martin Dannecker

SCHWIERIGKEITEN IM UMGANG MIT DEN HOMOSEXUELLEN

Wo sich Homosexuelle und Heterosexuelle wirklich treffen, bekommen sie Schwierigkeiten miteinander. Müssen sie doch falsche Bilder korrigieren und Vorurteile aufgeben, beide. Das aber ist, wie man weiß, schmerzlich. Daß davon im alltäglichen Umgang zwischen Homosexuellen und Heterosexuellen so wenig zu merken ist, hängt damit zusammen, daß sie sich zumeist nur begegnen, ohne aufeinander zu treffen.

Aus guten Gründen schlüpft der Homosexuelle in das vorherrschende heterosexuelle Klischee. Das ist seine Tarnfarbe. Bei solchen Begegnungen ist der Homosexuelle in einer Hinsicht im Vorteil. Er und nicht der andere versteht sich aufs Nachahmen, und er kann das nur, weil er auf abstrakte Weise mehr über die Heterosexuellen weiß, als diese über ihn. Vordergründig vermag er das Geheimnis seiner sexuellen Neigung dann auch zu hüten. Das ist, bei allem Ressentiment, welches in solchen Fragen immer auch enthalten ist, einer der Gründe dafür, warum die Heterosexuellen nicht aufhören zu fragen: was eigentlich ist nun Homosexualität und wie sind sie wirklich, die Homosexuellen?

Der erste Teil der Frage ist leichter zu beantworten als der zweite. Die Homosexualität ist eine in der menschlichen Anlage bereitliegende Möglichkeit, wenn man so möchte: ein unbefreiter Triebanteil. Mit ihr haben es infolgedessen alle Menschen zu tun, wenn auch in unterschiedlicher Weise. Daß sie das in der Regel nicht wissen oder nicht wahrhaben möchten, ändert nichts an der Wahrheit dieses Satzes.

Weil die Homosexualität in allen Menschen vorhanden ist, herrschen zwischen manifest Homosexuellen und manifest Heterosexuellen letztendlich nur quantitative und keine qualitativen Unterschiede. Es gibt kein homosexuelles Wesen, auch wenn davon seit Beginn der Homosexualitätsforschung geraunt wird. Kein polarer Gegensatz scheidet die Heterosexualität von der Homosexualität. Wo so argumentiert wird, soll allemal das gesunde Heterosexuelle vom kranken Homosexuellen unterschieden werden.

Zwischen homosexuellen und heterosexuellen Individuen gibt es dann aber wohl doch Unterschiede, quantitative zwar, aber nicht zu verwischende. Diese gehen zurück auf die Erfahrungen in der frühen Kindheit, spezifische Erfahrungen, die sie mit einer homosexuellen Disposition ins erwachsene Leben entlassen. Die Unterschiede gründen aber auch in jenen Erfahrungen, die einer, der hierzulande homosexuell wird, machen muß. Im erwachsenen Homosexuellen schießen diese beiden spezifischen Erfahrungsmomente nahezu ununterscheidbar zusammen.

Wie aber nun sind die erwachsenen Homosexuellen? Die Antwort auf diese Frage fällt sowohl der kritischen Homosexualitätsforschung als auch den Homosexuellen selbst schwer. Glatte Antworten darauf hat immer nur der Homosexuellen-Haß parat. Homosexuelle sind all das nicht, was von ihnen behauptet wird, zumindest sind sie es nie so, wie es von ihnen behauptet wird. Sie sind weder seelisch krank noch kriminell, obschon sie auch das sein können.

Daß weder die kritische Homosexualitätsforschung noch die Homosexuellen selbst genau wissen, wie oder was Homosexuelle sind, hängt mit ihrer äonenalten Verfolgung und mit den sie begleitenden ideologischen Rechtfertigungsversuchen zusammen. Im Verein mit wohlmeinenden Wissenschaftlern haben Homosexuelle seit nunmehr über 100 Jahren versucht, all die haßvollen Adjektive und zerschmetternden Verdikte, die auf sie abgeladen wurden, zu widerlegen. Weil sie bislang ständig damit beschäftigt waren zu widerlegen, was an ihrem Verhalten unmoralisch oder asozial sein soll, entwickelten Homosexuelle eine ausgeprägte Vorstellung von dem, was sie nicht sind oder was sie aus Gründen der Opportunität weder vor sich selbst noch der Öffentlichkeit gegenüber sein dürfen. Dazu, was sie sind, ja selbst dazu, wie sie sich verhalten, haben sie dagegen nur ein unvollkommenes oder gar kein Verhältnis.

Deshalb auch stößt jeder Versuch, Homosexuelle nicht nur als abstrakte Wunschmaschinen oder als Opfer darzustellen, sondern sie als die Subjekte zu begreifen, die sie eben sind, mit all ihren Fähigkeiten und Mängeln, bei ihnen selbst zuerst einmal auf nicht geringen Widerstand. Daran, daß sie eine umgreifende Darstellung ihres Verhaltens oder gar eine immanente Kritik an diesem, eine Kritik also, die die homosexuelle Liebe als solche gar nicht angreift, sondern letztendlich festigt, nur schwer zu ertragen vermögen, ist mehr über ihre Situation abzulesen als an den zahlreichen Proklamationen.

Der Widerstand gegen solche Versuche aber ist folgenreich, auch für die Emanzipation der Homosexuellen. Diese muß schließlich von wirklichen und nicht von Wunsch-Homosexuellen durchgesetzt werden. Wo aber der Umgang mit der eigenen Wirklichkeit so brüchig ist, ist auch die politische Kraftleichtgewichtig. Wie andere Menschen auch, wollen Homosexuelle keine Utopien verwirklichen, sondern Widersprüche beseitigen, die ihnen das Leben, so wie sie gerade sind, schwer machen. Dazu aber müssen sie das ganze Spektrum homosexueller Existenz durchbringen, das ihnen bislang abgemarktet wurde. Notwendig ist das allein wegen der partiellen Auflösung des Tabus Homosexualität. Denn erst damit kamen Elemente homosexuellen Lebens an die Oberfläche des gesellschaftlichen Bewußtseins, die vorher vom Tabu

zurückgehalten wurden./ Eine Rückkehr hinter dieses Tabu ist nicht mehr möglich, freilich jedoch ein Rückfall in die rachsüchtigste Verfolgung.

Die Furcht davor macht es den Homosexuellen so schwer, das Besondere und Unterscheidende bei sich zu akzeptieren. Versucht doch der Homosexuellen-Haß sich seine abgeschmackten und scheinbaren Begründungen bei solchen Phänomenen zu holen. War es gestern der Analverkehr, ist es heute die Promiskuität. Aber auch wenn das so ist, hilft es keinen Schritt weiter, das andere, was immer das im individuellen Fall auch sein mag, zu verleugnen. Diese Verleugnung ist vielmehr ein Stück Selbststigmatisierung. Auch glaube ich nicht, daß das Festhalten am je Differenten mehr Haß auf sich zieht als dessen Selbstverleugnung. Das Differente - fast bin ich versucht, es einen tendenziell anderen Umgang mit der Welt zu nennen - wird, so sehr das von Homosexuellen selbst (und mit ihnen von der Theorie des labeling-approach) bestritten werden mag, in der alltäglichen Kommunikation doch wahrgenommen. Es schlägt schon deswegen durch, weil die Gesellschaft bis in ihre feinsten Verästelungen von der heterosexuellen Norm durchdrungen ist. Das macht das Differente spürbar, wenngleich schwer einzuordnen. In der Begegnung von Homosexuellen und Heterosexuellen äußert sich diese Wahrnehmung in einem Gefühl, welches dem letzteren sagt, mit dem ist irgend etwas anders, oder umgangssprachlicher, aber auch genauer ausgedrückt: mit dem stimmt doch was nicht.

Was das nun genau ist, wird der Nichthomosexuelle nicht beantworten können, und gerade das scheint ihn zu beunruhigen. Gewiß kommt es nicht bei jeder zufälligen Begegnung zwischen Homosexuellen und Heterosexuellen zu solchen Reaktionen, aber doch da, wo beide länger und häufiger zusammen sind. Auch dem Homosexuellen wird diese Reaktion nicht entgehen, worauf er dann, kann er seine Angst nicht überwinden, mit einem höheren Maß an Anpassung zu antworten pflegt, was das Mißtrauen indes nur noch verstärkt.

Etwas Unausgesprochenes trennt jetzt den Homosexuellen vom Heterosexuellen, wodurch beide sich viel weiter voneinander entfernen, als sie es in Wirklichkeit sind. Spräche der Homosexuelle aus, was er zu verbergen trachtet und hielte am Differenten fest, würde nicht nur bei ihm ein konturierteres Gefühl dafür wachsen, wie sehr er dem anderen in einer gegebenen historischen Situation gleicht. Für den Homosexuellen bedeutet das nichts weniger als zuerst einmal das Homosexuelle an sich für das Wichtigste auf der Welt zu nehmen. Damit wehrt er sich gegen die ideologische Gleichmacherei und gegen die ihm aufgezwungene Identifikation mit der heterosexuellen Norm. Ist er einmal durch dieses Stadium hindurchgegangen, wird ihm die Homosexualität so wichtig, wie sie sein sollte: sie wird zu einem Element der Person unter anderen. Überspringen läßt sich dieses Stadium indes nicht, es sei denn um den Preis des immerwährenden Übergewichts des Homosexuellen. Davon legen diejenigen unter den Homosexuellen Zeugnis ab, die von sich behaupten, keine Konflikte, weder individuelle noch soziale, mit ihrer Homosexualität zu haben, und doch ständig auf dem Qui vive sind, ihre Homosexualität zu verbergen.

Das bei allen Unterschieden Gleiche an Homosexuellen kann von den anderen ebenfalls erst dann begriffen werden, wenn diesen das immer gespürte und von ihnen oft zum Vorurteil vergröberte andere nicht vorenthalten wird. Die hier gemeinte Dialektik kann sich nur im Umgang der Menschen miteinander entfalten, aber sie kann nur dann sich konkret entfalten, wenn jeder zu dem steht, was er will und was er ist.

Wenn dieser Prozeß in Gang gesetzt wird, werden wir auch besser als jetzt wissen, was nun das andere an Homosexuellen ist. Wahrscheinlich schrumpft es dann bis zur Unkenntlichkeit zusammen.

Konkret-Sexualität 1979, S. 66

Hartmut Schulze

LINKS UND LINKSGESTRICKT

Homosexuelle und Kommunisten - Über die Schwierigkeiten einer Minderheit mit der andern.

Der evangelische Pastor Jens Friese ist ein fortschrittlicher Mann: Er ist für Abrüstung und gegen Berufsverbote, er hat sehr viel gegen angebliche Christdemokraten, aber nicht sehr viel gegen Kommunisten. Er ist Abonnent der »DVZ«, der »Deutschen Volkszeitung«, eines ausgesprochen informativen Wochenblatts der Deutschen Friedensunion, einer Bündnisorganisation der DKP. Jens Friese ist schwul, und er ist allein. Und weil er einen gleichgesinnten Gleichgesinnten sucht, gibt er eine Anzeige in seiner Zeitung, in der »DVZ« auf, für 60 Pfennig pro Wort: »Ev. Theologe, demokratisch-fortschrittlich, schwul, sucht...«

Der Verlag lehnt die Veröffentlichung dieser Annonce ab. Werner Mutmann von der Anzeigen-Abteilung begründet das so:

»Der Schreiber dieser Zeilen kennt Gut und Böse des Lebens, akzeptiert auch verständnisvoll viele Dinge. Nach ausführlicher Diskussion in unserem Hause - wir sind bei Gott keine Spießer - kamen wir jedoch zu dem Schluß, diese Anzeige nicht zu veröffentlichen; nicht nur wegen den zahlreichen evangelischen Pfarrern, die mit uns gemeinsam für Frieden, Abrüstung und demokratischen Fortschritt eintreten.«

Das ist alles. Was die zahlreichen Gottesmänner im falschen Dativ, die sich demnächst auf ihrem Kirchentag mit dem Problem Homosexualität beschäftigen werden, gegen eine schwule Kontaktanzeige einzuwenden hätten, wird nicht erläutert. Auch der Hinweis, daß es sich bei den »DVZ-Mitarbeitern nicht um Spießer handelt, hilft kaum weiter; Kollege Mutman wäre der erste Spießer, der sich Spießer nennt. Bleibt die Frage: Was meint er mit »Gut«, was mit »Böse«? Pastor Jens Friese beharrt, und nach einem Vierteljahr erklärt sich Helmut Bausch, der Chefredakteur der »DVZ«, ein altgedienter Genosse, Widerstandskämpfer.

Bausch schreibt, »daß sexuelle Fragen weitgehend der persönlichen Intimsphäre zugeordnet und nicht als Thema betrachtet werden, das sich zu persönlichen Offenbarungen und prinzipiellen politischen Kampagnen eignet.«

Nun ist bei einer Bekanntschaftsanzeige ein Mindestmaß an »persönlicher Offenbarung« zur Vermeidung von Fehlzündungen gerade für einen Homosexuellen unerläßlich. Und von »prinzipiellen politischen Kampagnen« ist jedenfalls bei Pastor Friese in diesem Zusammenhang nie die Rede gewesen. Er sucht einen Freund, sonst nichts. Aber Helmut Bausch holt noch weiter aus:

»Wo Vorurteile den Umgang miteinander stören, sind wir allemal zur Stelle. Wo sie im Prozeß der allgemeinen demokratischen Auseinandersetzung zurückgedrängt werden, provozieren wir sie nicht - etwa in der Weise, die sexuellen Probleme zur zentralen Frage der gesellschaftlichen Verhältnisse zu machen -wohl wissend, daß sie es nicht sind. «

In einem der letzten Schulungs-Hefte der DKP (»Kommunist sein - was ist das?“) liest sich das so:

»Das bedeutet nicht, daß wir einstimmen würden in die Kampagnen gegen gewisse Außenseitergruppen der Gesellschaft. Aber es bedeutet doch, daß wir die Partei nicht als Interessenvertretung für solche Außenseitergruppen der Gesellschaft, sondern als Interessenvertretung der Massen des arbeitenden Volkes begreifen müssen. «

Wenn hier als »gewisse Außenseitergruppen der Gesellschaft« die Schwulen, denn von denen ist die Rede, nicht »moralisch« abgewertet werden sollen (was zugunsten der DKP mal angenommen wird), sondern nur ihre zahlenmäßig geringe Bedeutung gemeint ist, wird das Argument absurd - und sozialpsychologisch doch wieder verständlich: Die am meisten angefeindeten Außenseiter dieser Gesellschaft, die sich gegen den gesamten, hochgerüsteten Staatsapparat behaupten müssen und - zumindest bei Wahlen - immer mehr an Einfluß verlieren, zeigen mit dem Finger auf eine Außenseitergruppe, um ihre Identität zu festigen. In Zahlen: Es gibt 43.000 Kommunisten in der Bundesrepublik; auf jeden von ihnen kommen, sehr vorsichtig geschätzt, fünfzig manifest homosexuelle Frauen und Männer. Oder (die Antwort auf ein absurdes Argument kann ja nicht absurd genug sein): Es gibt mehr homosexuelle als insgesamt parteipolitisch organisierte Bundesbürger.

Nun gut, immerhin weiß die DKP doch, daß sie keine Massenpartei ist, aber sie weiß, wie sie es wird. Wieder aus dem Schulungsheft: *»Wenn wir als kommunistische Partei eine Massenpartei des arbeitenden Volkes werden wollen, wenn wir*

das Vertrauen der Menschen unseres Volkes erringen wollen, dann dürfen wir uns in unserer Arbeit und im persönlichen Leben nicht über das hinwegsetzen, was in diesem arbeitenden Volk als Norm anerkannt wird.«

Nicht etwa die Norm des arbeitenden Volkes oder anders: proletarisches Klassen-Interesse, sondern: was in diesem arbeitenden Volk als Norm anerkannt wird. Die herrschenden Normen sind die Normen der Herrschenden, von der »Bild«-Zeitung gesetzt. Auch und besonders und im Verein mit Kirche und Kultusministerkonferenz »im persönlichen Leben«.

Das bekam zum Beispiel die Gruppe »Rosa Funke« vor einem Jahr zu spüren, als sie sich an einer Demonstration verschiedener Initiativen gegen das Berufsverbot in Stuttgart beteiligen wollte: Ihr Transparent »Gegen Berufsverbot für Homosexuelle« wurde ihnen noch vor Beginn des Protestmarsches von DKP-Ordnern entrissen und zerstört. (Ein Vorgang, der den Bundesvorstand der »Falken« zu einem geharnischten Protest veranlaßte). Zur Erläuterung: Jeder zehnte der von Martin Dannecker und Reimut Reiche für ihre Untersuchung über den »gewöhnlichen Homosexuellen« befragten berufstätigen Schwulen gab an, wegen seiner Homosexualität mindestens einmal Nachteile am Arbeitsplatz erlitten zu haben; sieben Prozent wurden deshalb entlassen. Kein Thema für eine Berufsverbote-Initiative.

»Wo Vorurteile den Umgang miteinander stören, sind wir allemal zur Stelle«? Wie in Stuttgart?

Niemand verlangt von der DKP, die Frage der Diskriminierung der Homosexuellen zur »zentralen Frage der gesellschaftlichen Verhältnisse« zu machen. Das wird auch nicht in anderen linken Organisationen oder Gewerkschaften verlangt; nicht von den „Schwusos“ bei den Jungsozialisten und nicht von den homosexuellen Arbeitsgemeinschaften in der ÖTV oder der GEW (nicht mal die AG Schwule im Kommunistischen Bund, der in seinem »Arbeiterkampf« regelmäßig mehr Platz fürs Thema Homosexualität reserviert als die »UZ« auf ihren Seiten »Für junge Leser« und »Für die Familie« zusammen). -Aber das hat auch niemand von August Bebel verlangt, und doch hat er sich 1898 als erster deutscher Reichstagsabgeordneter für die Abschaffung des Paragraphen 175 eingesetzt und gehörte zu den Erstunterzeichnern einer Reichstagspetition des Wissenschaftlich-humanitären Komitees, der ersten Homosexuellen-Organisation.

In der Weimarer Republik setzten KPD- und SPD-Abgeordnete gemeinsam die Streichung des Straftatbestands »Unzucht zwischen Männern« durch - der Faschismus verhinderte das Inkrafttreten dieser Reform, wie er alles Menschliche zerstörte. Und Menschen. Aufgrund des 1935 verschärften Paragraphen 175 verschleppten die Nazis Zehntausende Homosexueller in die Konzentrations- und Vernichtungslager. »Sie sind fast alle zugrundegegangen«, schreibt Eugen Kogon im »SS-Staat« über die Männer mit dem rosa Winkel. In der Häftlings-»Hierarchie« lagen sie ganz unten, oft genug auch von den »Politischen« als lebensunwertes Leben getreten. Die wenigen Homosexuellen, die das KZ überstanden, haben bei uns nach der Befreiung vom Faschismus keine Haftentschädigung, keine »Wiedergutmachung« erhalten. Bis heute nicht. Es gab nichts wiedergutzumachen, denn nach 1945 blieb der Paragraph 175 in der Nazi Fassung in Kraft, bis zu seiner Liberalisierung vor zehn Jahren.

Es scheint so, als gelte auch in der Frage der Sexualmoral das Verhältnis zur Sowjetunion als Prüfstein für die deutschen Kommunisten. In allen Wendungen. Unmittelbar nach der Oktoberrevolution schaffte die Sowjetregierung die Strafbestimmungen gegen Abtreibung und Homosexualität ab, auf internationalen Fachkongressen wurde die Gesetzgebung der UdSSR in den zwanziger Jahren zum Modell für Sexualreformer in aller Welt. Aus der Großen Sowjet-Enzyklopädie: *»Die Gesellschaft erteilt den Homosexuellen keinen Tadel und kann sie auch nicht für schuldig erklären. Dies reißt als sichtbares Zeichen die Mauer ein, die zwischen Homosexuellen und der Gesellschaft errichtet worden ist. «*

Wenige Jahre später war die Mauer wieder da. Aus wirtschaftlichen und strategischen Gründen (die Bevölkerung der Sowjetunion war durch Weltkrieg, Intervention und Hungersnot dezimiert, die Industrialisierung mußte vorangetrieben werden) dekretierte Stalin eine restriktive Familienpolitik. Starker materieller Anreiz für junge Eheleute sollte die Geburtenrate steigern, Scheidungen wurden erschwert, Abtreibung wieder verboten. Und gegen die Homosexualität als ein Produkt spätbürgerlicher Dekadenz setzte eine ideologische Kampagne ein, bis 1934 der noch heute gültige Strafgesetzbuch-Paragraph 121 erlassen wurde: »Sexuelle Beziehungen zwischen Männern werden mit Freiheitsentzug bis zu fünf Jahren bestraft.« Maxim Gorki, der von Röhm, aber nicht vom Rosa Winkel wußte, schrieb damals in einem Artikel, der auch noch »Proletarischer Humanismus« hieß: *»In den faschistischen Ländern gedeiht Homosexualität, die die Jugend verdirbt, ohne Bestrafung; indem Land jedoch, wo das Proletariat kühn die soziale Macht ergriffen hat, ist die Homosexualität zu einem sozialen Delikt erklärt worden und wird hart bestraft.«*

Mauern einreißen oder Mauern errichten, Schwule bestrafen oder »dulden« -ideologische Schwierigkeiten, zumindest mit den Klassikern, gab es hierbei nicht. Denn Marx, Engels und Lenin haben sich über Probleme der Sexualität weitgehend ausgeschwiegen. Mußten sie auch, denn eine materialistische Sexuologie gibt es, wenn überhaupt, auch heute erst in Ansätzen. Da, wo sie sich geäußert haben, hätten sie - jedenfalls was die Homosexualität betrifft - es lieber nicht tun sollen. Engels spricht im »Ursprung der Familie« kurz von der »Widerwärtigkeit der Knabenliebe« im alten Griechenland - die

einzige Erwähnung der Homosexualität neben einem Brief aus dem Jahr 1869, mit dem sich Engels bei Marx für ein Buch von Karl-Heinz Ulrichs »bedankt«, dem ersten Theoretiker der Homosexuellen-Emanzipation.

Fred an den »lieben Mohr«: *»Das sind ja äußerst widernatürliche Enthüllungen. Die Päderasten fangen an, sich zuzählen und finden, daß sie eine Macht im Staate bilden. Nur die Organisation fehlte, aber hiernach scheint sie bereits im geheimen zu bestehen. Und da sie ja in allen alten und selbst neuen Parteien, von Rösing bis Schweitzer, so bedeutende Männer zählen, kann ihnen der Sieg nicht ausbleiben. 'Guerre aux cons, paix aux trous-de-cul ' (Krieg* den Fotzen, Friede den Arschlöchern'), *wird es jetzt heißen. Es ist nur ein Glück, daß wir persönlich zu alt sind, als daß wir noch beim Sieg dieser Partei fürchten müßten, den Siegern körperlich Tribut zahlen zu müssen. Aber die junge Generation! Übrigens auch nur in Deutschlandmöglich, daß so ein Bursche auftritt, die Schweinerei in eine Theorie umsetzt und einladet: introite usw. Leider hat er noch nicht die Courage, sich offen als Das zu bekennen (...J. Aber warte erst, bis das neue norddeutsche Strafgesetz die droits du cul anerkannt hat, da wird er ganz anders kommen. Uns arme Leute von vorn, mit unsrer kindischen Neigung für die Weiber, wird es dann schlecht genug gehn. Wenn der Schweitzer zu etwas zu brauchen wäre, so wäre es, diesem sonderbaren Biedermann die Personalien über die hohen und höchsten Päderasten abzulocken, was ihm als Geistesverwandten gewiß nicht schwer wäre.«*

Marx und Engels haben in Philosophie, Geschichte und Ökonomie Welten zerstört und neue aufgebaut. *»Die Schweinerei in eine Theorie«* umzusetzen, haben sie nicht geschafft. Sie blieben im 2000 Jahre alten Tabu Homosexualität befangen, mit seinen Wurzeln im altgermanischen Schamanismus und in der Bibel, dessen Geschichte Gisela Bleibtreu-Ehrenberg akribisch beschreibt. Was ihnen ebensowenig vorzuwerfen ist wie das Verhältnis zwischen Marx und seiner Haushälterin Helene Demuth, das Raddatz, ausgerechnet, vom deutschen Stammtisch aus kolportiert.

Wer aber heute wissenschaftlichen Sozialismus reklamiert und wissenschaftliche Klärungen zum Thema nicht zur Kenntnis nehmen will, wer heute noch in einem Vorurteil befangen ist, nachdem er seine Folgen kennt (Himmler 1936: *»... müssen wir in der Beurteilung der rassenvernichtenden Entartungserscheinungen der Homosexualität zurückkehren zu dem nordischen Gedanken der Ausmerzung der Entarteten«)* - der ist nicht mehr nur borniert zu nennen. Menschenverachtung hat er sich vorzuwerfen. Auch wenn das Vorurteil in seiner moderaten Form daherkommt und meint, Homosexualität sei kein Verbrechen, sondern Krankheit.

Vor einiger Zeit kommentierte die »Wahrheit«, die Parteizeitung der Sozialistischen Einheitspartei Westberlins, die Änderung des Paragraphen 175: » So *wurde die Strafbarkeit der Homosexualität zwischen Männern über 18 Jahren beseitigt und nicht länger kriminalisiert, was in den Bereich der Medizin gehört. «* Menschenverachtung ist auch, wenn das Lehrer-Handbuch »Geschlechtserziehung in der sozialistischen Oberschule«, das 1973 in der DDR erschienen ist, vorschreibt, in der 9. und 10. Klasse sei die Homosexualität unter dem Thema »Abartigkeiten, Sexualverbrechen« abzuhandeln. Und zwar so: *»Man soll sich nicht mit Homosexuellen befreunden, oder ihre Gesellschaft aufsuchen, aber man soll sie auch nicht verunglimpfen.«* Da ist sie wieder, die Mauer. Und da hilft weder die Anmerkung, daß es *»unter Homosexuellen bedeutende Künstler und Wissenschaftler«* gibt, noch der stolze Hinweis, für volljährige Schwule gebe es in der DDR keine Strafbestimmungen. (Die wurden übrigens inzwischen selbst in Kuba gelockert, wo sie durch die leidvollen Erfahrungen mit der männlichen Prostitution aus der Zeit, als Havanna noch der Puff von Miami war, am ehesten erklärbar, wenn auch nicht entschuldbar waren.)

Dagegen finden sich heute in der DDR aber auch sehr sachliche Darstellungen zum Problem Homosexualität. Im soeben erschienenen dritten Band der »Sexuologie« wird etwa beklagt, daß man bei zunehmender öffentlicher Toleranz *»von einer sachlich-neutralen Einstellung, wie sie eigentlich wünschenswert wäre, noch weit entfernt«* sei. Beispiele: *»Termini wie 'schwul', 'linksgestrickt, 'verkehrtrum `sind nach wie vor geläufig und werden äußerst selten nur zur populären oder vulgären Beschreibung eines Sachverhalts verwendet, zumeist vielmehr im Sinne einer emotional wertenden Stellungnahme mit negativem Akzent. Und nach wie vor werden auch Gaststätten, von denen bekannt ist, daß sie bevorzugte Treffpunkte von homosexuellen Männern sind, von der heterosexuellen Bevölkerung gemieden. « Und* in Diskotheken sei *»immer häufiger der Hinweis zu finden, daß das Zusammentanzen von Frauen nicht toleriert wird. Natürlich ist schwer zu entscheiden, welchen Anteil an dieser Intoleranz das 'kulturmissionarische' Selbstverständnis einiger Gaststättenleiter hat, die ja unter anderem auch in eigener Machtvollkommenheit Kleiderordnungen erlassen, in denen der Schlips gewissermaßen zum Inbegriff des nationalen Kulturerbes wird. Aber allein die Tatsache, daß diese 'Tanzordnung' für Frauen ebenso oft auf Verständnis der Gäste stößt wie die 'Schlipsordnung' auf Unverständnis, legt doch die Vermutung nahe, daß wir es hier tatsächlich mit einem Wandel des ästhetischen Empfindens zu tun haben. «* Auch bei uns gibt es Gaststättenleiter. Sie kennen Gut und Böse und akzeptieren auch verständnisvoll viele Dinge. Schwule, die auf ihre Nöte aufmerksam machen wollen, akzeptieren sie nicht. (Dreizehn Prozent der von Danneker/Reiche befragten Homosexuellen hatten mindestens einen Selbstmordversuch hinter sich.)

Fragt man linke Funktionäre nach ihrer Reserviertheit bis Abneigung gegenüber Homosexuellen, antworten sie meist mit dem Hinweis auf den einen oder anderen schwulen Genossen, der zu Spitzeltätigkeiten erpreßt worden sein soll. Durchaus

möglich. Aber nur dann möglich, wenn Homosexuelle unterdrückt werden. Homosexualität diskriminiert wird. Wer derart Ursache und Wirkung verwechselt und durch Vokabeln wie die von den »Außenseitergruppen« die Ursache verlängert, bekommt die Wirkung eben zu spüren.

Natürlich ist es verständlich, wenn sagen wir mal, ein Gewerkschafter im Streik verständnislos auf eine der aktivistischen schwulen Studentengruppen (mit Button: »Homosexuell? Nein danke!«) reagiert, die jeden zum »Heteroterroristen« stempeln, wenn er keine lila lackierten Fingernägel hat. Aber es gibt einfach keinen plausiblen Grund dafür, daß das Volksempfinden der deutschen Kommunisten, ihre »Norm«, gesünder ist als das der Gesundheits- und Familien-Ministerin.

ZUM WEITERLESEN

Thorsten Graf und Manfred Herzer: »Zur neueren Diskussion über die Homosexualität«, in: Das Argument 93/1975

Thorsten Graf und Mimi Steglitz: » Homosexuellenunterdrückung in der bürgerlichen Gesellschaft«, in: Probleme des Klassenkampfs 16

Martin Dannecker und Reimut Reiche: »Der gewöhnliche Homosexuelle«, S. Fischer Verlag, 430 Seiten

Gisela Bleibtreu-Ehrenberg: »Tabu Homosexualität - Die Geschichte eines Vorurteils«, S. Fischer Verlag, 445 Seiten

Konkret-Sexualität 1979, S. 71

Siegrid Schäfer

LESBIERINNEN

Was sind das für Frauen?

Zunächst einmal und vor allem *Frauen.* Sie werden als Mädchen geboren, als Mädchen erzogen, auf die traditionelle Rolle der Frau in unserer Gesellschaft getrimmt. Sie lernen Sexualität wie andere Frauen, fühlen sich als Frauen, sehen aus wie andere Frauen - und lieben Frauen. Lesbische Frauen sind mehr dadurch geprägt, In unserer Gesellschaft Frau zu sein, als dadurch, homosexuell zu sein. Sie unterscheiden sich daher in ihrem sexuellen und sozialen Verhalten auch wenig von heterosexuellen Frauen, aber sehr von homosexuellen Männern. Es ist einfach falsch, zu glauben, daß schon die gleichgeschlechtliche Orientierung Gemeinsamkeiten zwischen homosexuellen Männern und Frauen schafft. Es gibt mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten. Bei Homosexuellen - Männern und Frauen - werden die Merkmale der »männlichen« und »weiblichen« Sexualität besonders deutlich; unter anderem deswegen, weil die geschlechtstypische Sexualität ohne Regulativ des andersgeschlechtlichen Partners zu zweit gelebt werden kann und damit potenziert wird.

Ähnliches Verhalten bei homo- und heterosexuellen Frauen zeigt sich nicht nur anhand des kruden Parameters »Anzahl der Partner/innen sondern bereits im Vorfeld der Sexualität: Lesbische Frauen kennen sich meist schon längere Zeit, sind länger miteinander befreundet und haben schon eine Menge emotionale Beziehung, bevor sie miteinander schlafen. Viele der homosexuellen Männer machen gleich Sex miteinander; Freundschaft oder Zuneigung ist dafür selten Voraussetzung, bestenfalls manchmal die Folge. Die Klappe gibt es bezeichnenderweise nur für homosexuelle Männer, nicht aber für homosexuelle Frauen.

Ein Beispiel, das die Promiskuität betrifft: am häufigsten wechseln homosexuelle Männer ihre Partner; dann folgen die heterosexuellen Männer, dann die homosexuellen Frauen, dann die heterosexuellen Frauen. Die Unterschiede zwischen den Frauen sind gering, die zwischen homosexuellen Frauen und heterosexuellen Männern schon größer und die zwischen den Männern ganz erheblich.

Und: Homosexuelle Frauen in festen Partnerschaften haben selten sexuelle Beziehungen zu anderen Frauen, bei homosexuellen Männern dagegen sind trotz fester Partnerschaft andere sexuelle Kontakte an der Tagesordnung.

Der durchschnittlich geringste sexuelle Partnerwechsel bei heterosexuellen Frauen erscheint zunächst leicht erklärbar: Sie haben, vor allem, wenn sie nicht berufstätig sind, weniger Möglichkeiten, jemanden kennenzulernen, und fast alle sind ökonomisch und in ihrem Sozialstatus von Männern abhängig und damit auch deren Kontrolle ausgesetzt. In lesbischen Beziehungen dagegen spielt finanzielle Abhängigkeit oder soziale Überlegenheit und damit verbundene Macht nur selten eine Rolle. Wenn sich dennoch lesbische und heterosexuelle Frauen im Hinblick auf Partnerwechsel und feste Beziehungen kaum unterscheiden, ist dies wohl eher auf ihre gleiche Sozialisation zurückzuführen. Frauen wollen meistens keinen Sex ohne Emotionen, ohne Zärtlichkeit und Liebe! Den Gang ins Bordell oder anonymen Sex auf der Klappe gibt es daher auch nur bei Männern. Frauen fetischisieren ihre Sexualität weniger als Männer - der Schwanzkult besonders der homosexuellen Männer ist nicht zu übertreffen -und sie machen weniger als Männer die Sexualität zum Vehikel ihres Selbstwertgefühls. Daher kommt es bei lesbischen Frauen auch selten zu der zwanghaften Überbetonung und Überbewertung von Sexualität, wie sie bei so vielen homosexuellen Männern zu finden ist.

Kaum eine lesbische Frau möchte heute lieber heterosexuell sein. Zwar befürchten auch heute noch viele Lesbierinnen Diskriminierungen oder berufliche Nachteile, wobei diese Angst vor möglichen Behinderungen in unteren sozialen Schichten eher größer und realistischer ist als bei privilegierten Frauen. Generell haben lesbische Frauen aber weniger unter Diffamierung zu leiden als homosexuelle Männer, denen unsere männerorientierte Gesellschaft viel mehr verübelt, so deutlich und auffällig vom gängigen Männlichkeitsideal Abstand zu nehmen.

Simone de Beauvoir schreibt: »Die lesbische Liebe ist in den meisten Fällen ein Aufsichnehmen der Weiblichkeit und keine Ablehnung.« Ich meine, die lesbische Liebe ist kein »Aufsichnehmen« der Weiblichkeit, sondern ein *Annehmen,* was zur Bevorzugung von Weiblichkeit sogar bei der Partnerwahl wird. Das bedeutet nicht Männerhaß, wie viele glauben, bedeutet aber Ablehnung von »Männlichkeit« im Sinne des bei uns üblichen und typischen männlichen Rollenverhaltens.

Es ist deswegen kein »Aufsichnehmen«, weil Lesbischsein nicht zwangsläufig Last bedeutet, sondern auch Chance. Zwar ist Lesbischsein kein Grund zum Stolz, wie von manchen Feministinnen mit dem Slogan »gay and proud« propagiert, aber es gibt auch wenig Grund, sich selbst zu bemitleiden, weil man erstens Frau und zweitens lesbisch ist. Und erst recht lassen sich nicht alle Probleme darauf zurückführen und damit entschuldigen, daß man Frau und lesbisch ist. Auch wenn die Versuchung groß ist. Das versperrt nur den Blick für die Chancen:

Gerade lesbische Frauen haben die Chance, sich der in unserer Gesellschaft Frauen zugeteilten Rolle zu entziehen. Auch in ihrer Sexualität sind sie nicht wie heterosexuelle Frauen eingeengt und fremdbestimmt durch Männer. Sie brauchen nicht erst darum zu kämpfen, sich aus sexueller und sozialer Abhängigkeit oder Unterdrückung zu befreien und müssen sich nicht wehren gegen automatische Dominanzen der Männer, die in heterosexuellen Beziehungen fast immer bestehen. Sie müssen nicht zur Verfügung stehen für den Familienapparat, für Reproduktion und Aufzucht von Kindern. Sie haben die seltene Chance der totalen sexuellen Gleichberechtigung. Sie beweisen, daß nicht unbedingt Mutterschaft für eine Frau »Erfüllung« bedeuten muß, sondern dies sehr wohl Selbstverwirklichung in Beruf und gesellschaftlichen Aufgaben sein kann. Ehe und Familie müssen nicht unbedingt »Erfüllung« sondern können auch Handicap bedeuten.

Für alle, die das Glück hatten, ihr Lesbischsein frühzeitig zu erkennen und sich nicht erst in eine heterosexuelle Beziehung zu verirren, ist Berufstätigkeit zwingend und selbstverständlich, da die Ehe als Versorgungsinstitution für sie entfällt. Das bedeutet, daß ihre ökonomische Situation und ihr soziales Ansehen ausschließlich durch sie selbst und ihre Leistungen bestimmt werden. Berufstätigkeit, eigenes Einkommen und ihre Unabhängigkeit von Männern im privaten Bereich machen sie zwangsläufig zu den emanzipiertesten Frauen. All dies vermeintlich Unweibliche stempelt sie in den Augen vieler denn auch zur »Emanze« oder »Feministin«.

Es gibt lesbische Frauen, die Feministinnen sind. Es gibt Feministinnen, die lesbisch sind. Und es gibt Feministinnen, die sagen, daß sie lesbisch sind, weil es ihnen als letzte Konsequenz ihrer feministischen Theorie erscheint. Diese Frauen können aber bestenfalls so tun, als seien sie lesbisch, denn wie auch immer Homosexualität entsteht, ganz sicher ist sie keine beliebige Entscheidung. Die unsinnige feministische Theorie von den zwei Klassen, Männern und Frauen, gipfelt in der Deklaration: »Feminismus ist die Theorie, Lesbianismus ist die Praxis«, also: Lesbischsein als politische Widerstandsform. Diese Frauen, die sich aus »politischen« Gründen homosexuell verhalten, schlafen mit Frauen, weil sie sich den Männern entziehen und ihnen dies auch demonstrieren wollen. Eine solche Konsequenz ist nicht nur unehrlich, sondern auch zynisch und geradezu frauenfeindlich, denn sie wird hier einem bewußten Willensakt unterworfen, als Protestmittel mißbraucht, wiederum einer Ideologie untergeordnet, wiederum wird eine Frau benutzt.

Trotz dieser inhaltlich und politisch törichten Willenserklärung haben diese radikalen Feministinnen in der Frauenbewegung jedoch eines bewirkt: Sie haben vielen Frauen durch die Bewußtmachung von Frauenproblemen und Frauensexualität ohne Zweifel den Anstoß gegeben, über ihre Sexualität nachzudenken, ihre bisher gelebte Sexualität kritisch zu überprüfen, alternative Möglichkeiten zur angeblich selbstverständlichen Heterosexualität überhaupt zu entdecken. Viele haben dadurch zum erstenmal erotische oder sexuelle Gefühle für eine Frau an sich selbst bemerkt, sie nicht verleugnet, sondern wahr- und angenommen. Und viele haben erst dadurch auch ihre homosexuelle Identität gefunden und gewagt, sie offen zu leben. Das könnte ein erster Schritt dazu sein, daß in unserer Gesellschaft Homosexualität als selbstverständliche Alternative begriffen wird.

Konkret-Sexualität 1979, S. 74

Alexandra von Streit

„...als ob Lesbischsein sich nur im Bett abspielt"

Die lesbische Propaganda heißt: Wir sind edel, hilfreich und gut, vor allem aber »sauber« und geschlechtslos. Alexandra v. Streit plädiert für ein Bekenntnis zur lesbischen Sexualität

Noch vor kurzem wurde in der weiblichen Homosexualität ein Phänomen erblickt, das antisozialen und kriminellen Tendenzen den Boden bereitet. Schuld daran war die Triebhaftigkeit, die aufflackert, wenn Frauen unter sich sind. Die wenigen psychiatrischen und kriminologischen Untersuchungen, die überhaupt vorgelegt worden sind, konnten sich darunter nur unkontrollierte, haltlose Sexualausschweifungen vorstellen. Damit ließ es sich leicht rechtfertigen, die bedrohliche weibliche Homosexualität aus dem Bereich des Normalen auszugrenzen.

In populäre Vorstellungen haben diese Befunde indes wenig Eingang gefunden. Dort herrschte und herrscht immer noch Ahnungslosigkeit darüber, was Frauen überhaupt miteinander anfangen können - ein Niederschlag der gesellschaftlichen und weitgehend auch wissenschaftlichen Ignoranz gegenüber der weiblichen Homosexualität.

Einzig in der Pornografie sind die gleichen männlichen Projektionen am Werk, die schon in der psychiatrischen Sexualforschung vor den Auswüchsen aufeinander losgelassener weiblicher Sexualität meinten warnen zu müssen. Unersättliche Lesbierinnen, teils mit ausgeborgtem Penis, stehen da unter Dauerspannung, um doch nie zur Befriedigung zu gelangen und schließlich einem richtigen Mann das Feld zu überlassen.

Moderne Sexualwissenschaft und liberale Öffentlichkeit sind jetzt offenbar angetreten, dem Spuk ein Ende zu bereiten. Jene Sexualforschung, der es heute mehr um vorsichtige Eingemeindung als um Verketzerung sexueller Minderheiten geht, bringt über die weibliche Homosexualität lauter Dinge zutage, die noch den sittenstrengsten Moralisten freundlich stimmen. Lesbierinnen, so geht aus den einmütigen Ergebnissen der - allerdings spärlichen - Untersuchungen hervor, sind in hohem Maße liebes- und bindungsfähig, ihre Freundschaften dauerhaft, stabil und von gegenseitiger Treue getragen.

Mit dieser konstatierten Anpassung an das herkömmliche Liebesideal hat es ohne Zweifel vielerorts seine Richtigkeit; allerdings geht die Würdigung dieser Tugenden regelmäßig damit einher, daß der sexuelle Aspekt homosexueller Freundschaften weitgehend unter den Tisch fällt. Homosexuelle Frauen, so scheint es, finden eher über geistige Gemeinsamkeiten und inniges Sich-Verstehen zueinander als etwa über sinnliches Begehren. Das Sexuelle am Homosexuellsein - das als konstitutives Moment des Außenseitertums doch gerade Gegenstand von Sexualforschung sein sollte - interessiert diese Sexualforscher wenig. Unabhängig von der tatsächlichen Bedeutung oder auch Bedeutungslosigkeit sexueller Aktivitäten unter homosexuellen Frauen geht es jenen vor allem darum, ein möglichst gefälliges Bild zu präsentieren: Dauerhaftigkeit und Monogamie in homosexuellen Beziehungen müssen dafür herhalten, daß homosexuelle Frauen anständig und »doch nicht so anders« erscheinen.

Auch die Medien nehmen sich mittlerweile der lesbischen Liebe an und räumen dabei mit exotischen Vorstellungen auf; man bemüht sich um Aufklärung darüber, daß es sich hier um Frauen »wie du und ich« handelt. Die homosexuelle Frau von heute hat sich zwar noch mit einigen Überresten an Diskriminierung herumzuschlagen, geht aber ansonsten ihrer Arbeit nach wie andere auch, lebt in Zweisamkeit wie andere auch und pflegt mit ihrer Freundin eine harmonische Beziehung, deren Erotik sich allenfalls in sanfter David-Hamilton-Beschaulichkeit erschöpft. Solchermaßen entschärft ver-

noch jemand Anstoß zu nehmen an einer einst als abnorm geltenden Triebrichtung, um deren Triebhaftigkeit es sich offenbar nicht lohnt, viel Aufhebens zu machen. Ganz sicher zeichnet sich hier eine Tendenz zur repressiven Toleranz ab, die auch die homosexuellen Frauen erfassen will, die es aber denen, an deren Toleranz appelliert wird, möglichst leicht machen will. Indem man die lesbische Liebe sauber hält von der Sexuallust, zumindest aber deren Zweitrangigkeit ständig betont, wird die Vorstellung über die weibliche Homosexualität zweifellos für eine breite heterosexuelle Öffentlichkeit erträglicher; nur erweist man selbst der »triebschwächsten« homosexuellen Frau keinen Gefallen mit einer »Toleranz«, die ihr die Grenzen vorschreibt, innerhalb derer sie noch damit rechnen kann; geduldet zu werden.

Auch in der Frauenbewegung, in der die weibliche Homosexualität mittlerweile Gegenstand des theoretischen Interesses und der Selbsterfahrung ist, wird das Thema nicht ohne Tabuisierung und unter Beibehaltung normativer Vorstellungen vom weiblichen Sexualleben angefaßt.

Wo sich die Definition weiblicher Homosexualität nicht schon erschöpft darin, daß das Besondere an ihr die Abwesenheit von Männern sei - woraus geschlossen werden soll, daß es sich hierum ein Schongebiet handelt, das sich dem Zugriff nicht nur männlicher harter Hände und sexistischer Phantasien versperrt -,findet oft eine Verklärung der in der Idylle zweier

Frauen vorgestellten Liebe statt. Die Ansprüche, die an die homosexuelle Liebe gerichtet werden, sind hoch; soll sie doch Alternativen für alle in heterosexuellen Freundschaften erlebten Frustrationen bereithalten.

Artikel und Illustrationen in Zeitschriften von Frauen legen Zeugnis davon ab, daß mit homosexuellen Beziehungen hauptsächlich Erwartungen und Erfahrungen tiefer gegenseitiger Anteilnahme und emotionalen Versorgtwerdens verknüpft werden. Der Rest ist nicht so wichtig. Der Rest - Gefallen am weiblichen Körper, erotische Anziehungskraft, das Verlangen nach sexueller Befriedigung - wird, sofern er überhaupt ausgesprochen wird, mit gehörig tabuierenden Auflagen versehen. Es wird peinlich darauf geachtet, daß die sexuelle Attraktion nicht zu sehr in den Vordergrund rückt oder gar zum Hauptinhalt der Verbundenheit unter Frauen wird, um nicht in den Ruch zu kommen, die vormals an Männern abgelehnten Sexualpraktiken nunmehr selbst übernommen zu haben.

Überhaupt werden die Grenzen des eng abgesteckten Bereiches nichtsanktionierter Sexualität unter Frauen besonders heftig dann verteidigt, wenn in ihnen Frontlinien zur feindlichen, da vermeintlich von Männern geprägten Sexualität gesehen werden. Das gilt für alles, was jenseits liebevoll-zärtlicher Entspannung liegt: aggressive Sexualität, sadistische und masochistische Strebungen, Penetrationswünsche aktiver wie passiver Art sind verpönt und werden, wenn so etwas doch einmal passiert, als klischiertes männliches Verhalten eingestuft, das, wenn Frauen es sich aneignen, noch niedriger erscheint.

Die weibliche Homosexualität wird entdeckt, und schon ergeht an die betroffenen Frauen ein breites Angebot an »Toleranz«, oder besser: es werden Direktiven angeboten, die ihnen bedeuten, wie sie sich zu verhalten haben, um wohlgelitten zu sein. So ist es kein Wunder, daß auch homosexuelle Frauen selbst ihre Homosexualität auf einem ähnlich sublimierten Niveau ansiedeln, wie es ihnen von einer »aufgeklärten« Öffentlichkeit vorgegeben wird. Wenn das Sexuelle am Homosexuellsein die Toleranz in Frage stellt, macht sich seine Verklärung ins Sublime bezahlt. So vergeht kaum eine der beliebt gewordenen Gesprächsrunden und Interviews verschiedenster Medien mit homosexuellen Frauen, ohne daß auch von diesen der Stellenwert sexueller Befriedigung übergangen oder auf eine bloße triebhafte Vorform eines höheren Liebesideals heruntergespielt wird.

»Als ob Lesbischsein sich nur im Bett abspielt« war in einer ausführlich wiedergegebenen Gruppendiskussion mit homosexuellen Frauen die einzige, aber beredte Stellungnahme zum Thema Sexualität.

Darin steckt sicher auch eine berechtigte Abwehr des alten Vorurteils, das sexuell aktive Frauen der Unanständigkeit zieh und erst recht homosexuell aktiven Frauen ihre »Weiblichkeit« absprach. Gerade diese Einsicht in die Motive homosexueller Frauen, ihr Sexualleben eher verschämt zu unterschlagen, verweist aber auf dessen Existenz.

Daß die sexuelle Freizügigkeit der Frau allenfalls dann anerkannt wird, wenn sie in das heterosexuelle Paarideal einmontiert ist, bekommen nicht nur, aber gerade homosexuelle Frauen zu spüren, die die eigene Triebhaftigkeit nicht hinter einem auf Potenz und Aktivität getrimmten männlichen Partner verschanzen und damit legitimieren können. Das schützt sie allerdings auch nicht vor der Verinnerlichung dieser nach wie vor restriktiven Sexualmoral, die ihnen Stillschweigen- über das Unstatthafte angeraten erscheinen läßt. Homosexuelle Frauen wollen partout nicht auf ihren Trieb reduziert werden und nehmen es deshalb auf sich, eher als nette Schulfreundinnen denn als sexuell miteinander verkehrende weibliche Wesen eingestuft zu werden.

Dabei liegt in der Homosexualität ein breites Spektrum an Befriedigungsmöglichkeiten, dessen Vielfalt dadurch erhalten bleibt, daß es nicht von herrschenden Sexualkonventionen in Regie genommen wird, da diese nur für den heterosexuellen Verkehr vorgesehen sind. So beziehen sich homosexuelle Praktiken tendenziell auf alle Körperzonen, wobei der Befriedigung oraler Sexualität besondere Bedeutung zukommt. Ebenso gehören vaginale und anale Lust zur weiblichen Homosexualität, obwohl ihr Vorkommen oft zur Ausnahme erklärt wird. Deren seltenes Eingeständnis deutet weniger auf ihre geringe Verbreitung hin als auf das sie umgebende Tabu: Durch das Bekennen solcher Lustgefühle befürchten homosexuelle Frauen in die Nähe meist männlicher Vorurteile zu geraten, die die lesbische Sexualität als unzureichenden Koitus-Abklatsch schmähen.

Nicht immer steht die abwertende Einstellung zur Sexualität im Dienste der Verleugnung der eigenen Realität; Freundschaften, die im Laufe der Jahre zwar an Intimität und Nestwärme gewonnen haben, in denen jedoch Distanzierungsbedürfnisse als unerträglich empfunden werden, büßen oft die zur lustvollen sexuellen Betätigung notwendige Spannung ein. Zwar machen diese Erfahrung keineswegs nur homosexuelle Frauen. Allerdings können sie durch ihre Bereitschaft, einen solchen sexuellen Notstand als Tugend anzudeuten, in Bedrängnis kommen mit ihrem Anspruch, Liebe zur unabdingbaren Voraussetzung von Sexualität zu machen. Auf diese Weise werden Dauerbeziehungen erhoben zu Reservaten für die sexuelle Betätigung; sie können aber auch zu einer Falle für sie werden.

Die allgemeine »Liberalisierung« mit sexualfeindlichem Akzent scheint einem Bedürfnis vieler homosexueller Frauen zu entsprechen, sich als das darzustellen, was man von ihnen erwartet - wenn schon nicht gelungen heterosexuell, so doch

immerhin anständig.

Sei es, daß sie dabei ganz einfach nicht zu ihrem Triebleben stehen können, sei es, daß ihnen die herrschende Sexualmoral gerade recht kommt, um Phasen der »Enthaltsamkeit« besser auszuhalten: Man wird den homosexuellen Frauen am ehesten gerecht, wenn man die Konflikte zu verstehen versucht, die sich hinter dem von ihnen verfochtenen »hohen« Liebesideal verbergen. Wenn man dagegen das, was von ihren Anpassungsbemühungen an die Oberfläche gelangt, nur zur Rechtfertigung eigener Sexualideologien benutzt, hat sich letztlich an der Tabuisierung der weiblichen Homosexualität nicht viel geändert.

Konkret-Sexualität 1979, S. 77

LESBISCHSEIN, unser unbewußter politischer Widerstand

Zu uns: Ulrike (33) ist gelernte Graphikerin, hat 6 Jahre in diesem Beruf gearbeitet und studiert jetzt im 2. Semester Psychologie. Sie ist nach 4 Jahren Ehe geschieden und seit 2 Jahren in der Frauenbewegung. Ute (38) war Fremdsprachenkorrespondentin und ist jetzt Studienrätin an einer Gesamtschule. Nach 3 Jahren Ehe geschieden und seit 7 Jahren in der Frauenbewegung. Wir stehen zu unserer Biographie

Lesbischsein wird, auch in der Frauenbewegung, fast immer noch ausschließlich als emotionale, sexuelle und persönliche Angelegenheit verstanden. Noch zu wenig wird der Zusammenhang zwischen der *psychischen Widerstandsform Lesbischsein* und anderen politischen Kampfformen gesehen. Wir begreifen Lesbischsein als *psychische Antwort auf Männermacht und Gewalt.* Die Geschichte des Patriarchats zeigt, daß die Unterdrückung der Frau sich im Verlaufe des Geschlechterkampfs mehr und mehr von der physischen Gewalt (deren Höhepunkt vielleicht die Hexenverbrennungen waren) auf den Bereich der psychischen Gewalt verlagert hat. Das läßt sich sehr gut an den Klitorisbeschneidungen verdeutlichen: In den sogenannten rückständigen Kulturen wird die Klitorisbeschneidung auch heute noch physisch durchgeführt; in den westlichen Kulturen wurde eine derartige ärztliche Praxis zu Beginn des 20. Jahrhunderts »überwunden«, das heißt durch eine subtilere psychische Praxis ersetzt, nämlich durch kulturell hergestellte Frigidität von Frauen und durch den Mythos vom vaginalen Orgasmus, eine »massenhysterische Anpassungsleistung« von Frauen an die männliche sexuelle Norm. Wo aber die psychische Anpassung nicht klappt, beispielsweise beim Vaginismus von Frauen, greifen die Ärzte auch heute noch bei uns zum Messer!

Was können wir Frauen heute dagegen tun? Für uns lautet die Antwort: Lesbischsein als politische Widerstandsform bewußt begreifen, leben und verbreiten. Es ist ein gewaltloses Mittel des Widerstandes. Wir können uns den Männern entziehen. Wir können mit Frauen leben. Wir können uns ganz auf Frauen beziehen, und das heißt auch endlich auf uns selbst. Lesbische Frauen entziehen den Männern ihre Kraft und Liebe, beides geben sie Frauen. Damit stärken sie Frauen und sich selbst. Sie entziehen ihren Unterdrückern ihre Unterstützung. Viele Frauen werden sagen: »Wir werden nicht unterdrückt, und wir lieben unsere Männer.« Auf dem Brüsseler Tribunal *Gewalt gegen Frauen* haben wir die scheußlichsten Verbrechen gehört -tagelang -, die an jedem Tag an Frauen in dieser Welt begangen werden. Diese Verbrechen werden von Männern begangen - die Frauen sind die Opfer. Sie werden verachtet, verhöhnt und geschlagen. Das ist die Liebe der Männer für Frauen. Das sind keine individuellen Schicksale! Der Phallokratismus, die Männerherrschaft, macht diese Verbrechen gegen Frauen möglich. Er *braucht* sie sogar, um die Angst in uns Frauen, die uns klein hält, immer neu zu erzeugen. Diese Angst können wir nur zusammen mit anderen Frauen bekämpfen und überwinden, diese Angst, die uns gefesselt hält, diese Angst, die uns zwingt, uns zu Objekten erniedrigen zu lassen.

FRAUEN, wir müssen unsere Liebe, unsere Zärtlichkeit, unser Verstehen und unsere Kraft unseren Schwestern geben, um für uns alle eine Welt zu erschaffen, in der wir alle leben können. Es ist nicht mehr viel Zeit, diesen Planeten bewohnbar zu erhalten. Auch für die Kinder müssen wir diesen Kampf führen, gegen eine Männerherrschaft, die den Menschen und die Natur zerstört hat und immer weiter zerstört.

FRAUEN, wir können nur auf uns selbst zählen. Wir müssen zusammen kämpfen, zusammen arbeiten, zusammen leben und lernen, uns selbst zu lieben. Dann können wir auch andere Frauen lieben. Erst dann werden wir stark sein!

FRAUEN, Lesbischsein ist die Fortsetzung der autonomen Frauenbewegung im privaten Bereich. Das ist lesbische Politik. Diese Politik ist radikaler als alles, was sozialistische Bewegungen bisher erdacht haben, weil sie an die Wurzel des Patriarchats und damit auch an die Wurzel des Kapitalismus geht.

Was, Lesbischsein soll Politik sein?
Ihr seid wohl toll geworden?

Unsere Mütter, Väter, Tanten, Großtanten und Onkels, unsere Lehrerinnen und Lehrer verboten es uns. Wie schade.

Trotzdem überlebten einige superverrückte Frauen den Psychoterror, die Gehirn- und Gefühlswäsche unserer Erziehung. Wir glauben, sie machten im Untergrund weiter, im Unterbewußtsein, machen einfach, was sie wollten: starke Menschen sein, gleichberechtigt sein, Macht haben und kein schwaches Weibchen sein. Und plötzlich - waren sie als Lesben verschrien! Tja, Frau, was wird dann aus dir, wenn du so ein Selbstwertgefühl hast, daß du keine minderwertige Frau

werden willst? Erstmal bist du weder Fisch noch Fleisch, weder Mann noch Frau, ein Zwitter. Aber sie zwingen dich: Du hast ja ein biologisches Geschlecht, basta. Du bist biologisch Frau, also füge dich in Machtlosigkeit, Unterwerfung, Ehe, Kinderkriegen, Männer anhimmeln, also lieben. Willst du dennoch deine Richtung, weil du dich zu gut dafür fühlst, willst du Frau sein und Frauen lieben, wirst du gezwungen, halb Mann zu werden, psychisch.

Als ich soweit war, habe ich von einer Frau gehört: »Du bist irgendwo Klasse, wenn du'n Mann wärst, könnte ich dich akzeptieren.«

Wenn eine Lesbe doch eigentlich nur eine starke Frau sein will, warum wird sie dann verfolgt? Ganz einfach. Weil eine Lesbe der Männergesellschaft das verweigert, was eine Frau zu bringen hat, nämlich:

Wenn Frau Männer nicht anhimmelt, sich nicht in sie verliebt, wenn Frau nicht dauernd das Signal gibt: »Hilfe, ich bin eine schwache Frau! «, dann kann Mann sich nicht mehr groß fühlen. Muß er doch selbst mit uns zwangsneurotische Eiffeltürme bauen, Hochhäuser, Denkmäler, Raketen, Pistolen, Gewehre, Autos - alles wie monumentale Pimmel, aus denen es möglichst auch noch rausschießt. Diese organisierte Kriminalität pimmelähnlicher Waffen-, Wohn-, Kunst- und Fahrsysteme müssen wir Frauen dann auch noch gut finden, damit er sich groß fühlen kann.

Wo sollten denn die Kinder herkommen, wenn alle Frauen wüßten, wie toll sie sind, daß sie Männer nur brauchen, weil sie uns abhängig gemacht haben in einer jahrhundertelangen Geschichte 3. Klar kann Mann das nicht gut finden, wenn eine Frau als Lesbe was gegen Verkehr mit Pimmeln hat. Ihr Sexualorgan ist ihre Klitoris *und* ihr ganzer Körper, nicht nur die Vagina. -Wie sollte der Mann sich dann aber fortpflanzen, wenn alle Frauen wüßten, daß sie lesbisch sein könnten? Also muß mann) sie verfolgen. Denn wo sollten sonst die Arbeitskräfte, das Kanonenfutter und »unsere« Renten herkommen, wenn nicht aus unserem Bauch?

Der Mann müßte in den bezahlten Puff gehen, wenn es den kostenlosen Ehepuff im Schlafzimmer, Hausarbeit, Kindererziehung, Wäschewaschen, Krankenpflege und Seelenmassage - alles unbezahlt, nur aus Liebe - nicht mehr gäbe.

Kurz gesagt: Lesben sind eine Gefahr für die wirtschaftliche Macht der Männer, deshalb werden sie verfolgt. Bei ihnen klappt die totale Ausbeutung und Versklavung von Frauen nicht: hauswirtschaftlich nicht und sexualwirtschaftlich, erziehungswirtschaftlich, psychowirtschaftlich, pflegewirtschaftlich und menschenmaterialwirtschaflich nicht. Und so werden sie verfolgt: Mann raubt Frau das gesamte Bewußtsein dieser Zusammenhänge und verfolgt, verurteilt, verhöhnt Lesben moralisch und wissenschaftlich, indem er Lesbischsein beispielsweise in der Medizin als Krankheit behandelt, so daß die normalen Frauen und auch die Lesben vor diesem Zustand tüchtig Angst haben müssen. So sichert der Mann seine Macht.

Und wenn ich nun als Frau die politische Bedeutung von Lesbischsein eingesehen habe, was hab' ich dann davon? Ich kann doch nicht lesbisch werden, nur um durch Frauenstreik die Männermacht anzugreifen! Das kann Frau doch nicht über den Kopf machen!! -Stimmt. Aber bislang können nur wenige Frauen den Schaden ermessen, der unseren Köpfen und Gefühlen angetan wurde. Wir müssen uns wiederentdecken, und mit mehr Wissen und weniger Angst kann Frau leichter auf ihre *angeborenen* Möglichkeiten, auf sich und andere Frauen zugehen, sich und andere Frauen lieben.

Wenn übrigens die Frauenbewegung diesen Machtfaktor des Lesbischseins nicht begreift und für sich nutzbar machen kann, wird sie von den Männern nur Anpassung des patriarchalischen Systems erreichen, aber kein gleiches Recht für Frauen. Vielleicht wird sie sogar untergehen wie die alte Frauenbewegung zu Beginn dieses Jahrhunderts, weil sie kein Bewußtsein von der wahren Macht von Frauen entwickelte. Die Frauenbewegung ist zwar augenblicklich die revolutionäre Bewegung mit dem größten Wachstum, wird das aber kaum bleiben können. Die patriarchalischen Staatsapparate geben sich durch winzige Zugeständnisse wie verschlimmbesserte Abtreibungsparagraphen oder die Einführung von Erziehungsgeld und Schwangerschaftsjahr schon jetzt alle Mühe, der Frauenbewegung den Wind aus den Segeln zu nehmen und der Masse der Frauen Sand in die Augen zu streuen. Wenn Frauen aber lesbisch werden oder wenigstens verstehen und sympathisieren, hätte die Frauenbewegung ein mächtiges Kampfmittel.

Vorabdruck aus Lottemi Doormanns Buch: „Keiner schiebt uns weg“.

- Elizabeth Gould Davis: Am Anfang war die Frau. München 1977. -

Ernest Bornemann: Das Patriarchat. Frankfurt 1975.

2 Ti-Grace Atkinson: Der vaginale Orgasmus als massenhysterische Oberlebensreaktion. in: Amazonen Odyssee. München 1978, S. 2024

3 Wenn ihr wissen wollt, wie die das geschafft haben, findet ihr außer bei Gould Davis und Bornemann auch in folgenden Büchern wichtige Informationen:

Shulamith Firestone: Die sexuelle Revolution. Frankfurt 1975.

Jill Johnston: Nationalität Lesbisch. Berlin 1976.

Carla Lonzi: Die Lust Frau zu sein. Berlin 1975.

Clit-Papiere I: Rufe alle Lesben, bitte kommen! Berlin 1977.

Konkret-Sexualität 1979, S. 79

Wolf Biermann, Ingrid Klein

LIEBESLIED AN BLÖDE ZIEGEN

Einen »deutschen Bier-Mann« nannte die Feministinnen-Zeitschrift »Courage« den Liedermacher Wolf Biermann, Frauen seien ihm bloß »Freiwild« und »Fleisch« und Solidarität unter Frauen verspotte er. Wirklich? Ingrid Klein hat Biermann für SEXUALITÄT KONKRET befragt

KONKRET: Wolf, wir machen ein Konkret-Heft über Fragen der Sexualität... Du lebst hier mit einigen Frauen zusammen. Gibt das Probleme?

BIERMANN: Ich lebe nicht mit einigen Frauen zusammen. Ich lebe mit Tine und Benjamin hier. Und Eva Maria Hagen wohnt hier auch mit ihrem Mann. Ja, und wir haben auch Probleme, wir sind nicht aus der Welt. Aber ich habe keine Lust, meinen Schwanz auf den Tisch zu legen - obwohl, wenn man schon anfängt, über Fragen der Sexualität zu reden und kein Wissenschaftler ist, dann kommt man doch immer wieder in die Gefahr, über sich selbst zu reden. Das ist ja auch mein Beruf. Denn was tut jemand, der Gedichte schreibt, anderes, als daß er über sich redet. Allerdings so über sich und nur dann, wenn das Private zugleich eine gesellschaftlich bedeutsame Seite hat. Sonst darf man nicht andere Menschen behelligen mit seinen sehr privaten Angelegenheiten. Das wäre dann keine Offenheit, sondern Schamlosigkeit, die im politischen Sinne auch ganz und gar unproduktiv ist.

KONKRET: Schamlos finde ich zum Beispiel dieses Zitat von dir in dem Courage-Artikel über den Bier-Mann: »Alle meine Weiber sitzen einträchtig in der Chausseestraße. Sie kratzen sich nicht die Augen aus, sondern lieben sich. Ihr Zankapfel Biermann ist weg.«

BIERMANN: Dieser Satz ist gelogen, ist nie aus meinem Munde gekommen. Den hat sich im November 1976 der »Stern«Redakteur ausgedacht, der seinen Artikel ein bißchen interessanter machen wollte. Ich will gar nicht behaupten, daß ich ein großer Frauenbefreier bin, dazu fühle ich mich auch nicht berufen. Die sollen sich gefälligst selber befreien, und ich will so gut ich kann dabei nützlich sein. Aber für diesen Drecksatz kann man sich nur schämen. Und ich wurde schamrot bei dem Gedanken, daß meine Freunde in der DDR das lesen.

Weißt Du, die Art, wie in der bürgerlichen Presse unsere sehr privaten Angelegenheiten durch die Scheiße gezogen wurden, sollte von der linken Presse nicht nachgeäfft werden mit nein linken Touch. Was ist denn eigentlich die politische Prosa unserer privaten Geschichte? Da sind Menschen plötzlich im Exil, die in der DDR zusammenlebten auf eine Weise, die nicht weniger kompliziert ist als das, was ihr hier jeden Tag erlebt. Und die landen eines schönen Tages unfreiwillig in diesem herrlichen Westen. Und sind abgeschnitten von all ihren Freunden und Verwandten zuhaus. Alles wird nur noch schwieriger. Ich hatte sieben Jahre mit der Eva zusammengelebt. Ich habe Kinder mit der Sybille, der Tochter von Robert Havemann, und ich habe Benjamin mit Tine. Und wenn jemand sich die Mühe macht, meine Lieder anzuhören, dann kann er auf meiner Liebesliederplatte nachhören, was da pasiert ist. Im Grunde genügt der einzige Satz: Meine Beziehungen zu Eva, zu Tine und zu Bylle sind normal kompliziert. Und als wir nun alle in Hamburg gelandet waren, dachte ich an meinen Freund Hussel, der oft sagte: »Wolf, jetzt gibt's nur noch eins: durch!«

EVA: Wolf, erzähl' doch mal die Anekdote von Hussel und seiner Scheidung.

BIERMANN: Mein Freund Hussel ist ein Schelm, mit anderen Worten: ein ernsthafter Mensch. Wir saßen oft bei mir in der Chausseestraße. Und da kamen so Ende der sechziger Jahre allerhand neukonvertierte Linke, Bürgerkinder, die Marx gelesen hatten und im Überschwang ihrer neuen Entdeckung in ihrem neuerworbenen linken Kauderwelsch daherredeten, und heilig die letzte Schlacht schlagen wollten. Und der Hussel hatte die Angewohnheit, solche strammen Neulinken aus dem Westen auf eine schöne Art zu irritieren: Er redete dann bierernst von der Herzogin Luise und vom Hohenzollernhaus und vom letzten Kaiser, bis die Westler nicht mehr wußten, was sie sagen und denken sollten. Sie dachten, sie wären an eine entscheidende Front der Weltrevolution gekommen und trafen auf einen verrotteten Königstreuen. Er foppte ihre Dummheiten mit Gegendummheiten. Und ich habe manchmal Angst, daß ich in solche Husselschen Verkleidungskünste gedrängt werde, wenn ich mit Emanzen über Frauenemanzipation rede. Weil ich dann oft verführt bin, Sachen zu sagen, einfach um sie zu ärgern, um sie zu irritieren in ihrer lähmenden, hilflosen Selbstsicherheit.

KONKRET: Mich hast Du gestern aber auch reichlich irritiert mit deinen »Blechfotzen«! Das fand ich auch zickig.

BIERMANN: Und eben solche Dummheiten, die möchte ich mir und anderen ersparen. Aber zurück zu uns. Wir hatten jedenfalls in der Zeit meiner Ausbürgerung, wie du dir wohl denken kannst, andere Probleme, als wer mit wem im Bett liegt. Und als wir, die Bylle, Eva, die Nina und die Tine aus sehr verschiedenen Gründen hier zusammenkamen, war das für die Boulevardpresse natürlich attraktiv. Der Biermann, das muß ja ein ungeheurer, wie heißt das, Potenzling? sein.

Na gut. Also mit Bewunderung, Neid und Abscheu und Geifer haben die das dargestellt, fanden das auch komisch. Es wurde das Bonmot verbreitet »das war der letzte und entscheidende Schlag der DDR-Obrigkeit gegen Biermann. Das, was sie in zehn Jahren nicht geschafft haben, ihn kaputtzumachen, das schaffen sie jetzt, indem sie ihm drei Weiber hinterherschicken. Die werden es schon schaffen.«

Für uns Betroffene war das alles gar nicht so komisch. Wir sind nicht freiwillig hier, auch wenn Bylle, Eva und Tine einen Antrag gestellt haben auf Übersiedelung nach dem Westen. Aber was sollten die denn da, ohne Arbeit, getrennt von dem Menschen, mit dem sie besonders eng verbunden sind. Und die Kinder, die ich liebhabe, und die mich auch brauchen und die ich brauche. Und sie waren schließlich nicht nur Opfer, sie sind aktive Menschen, die aus politischen Zusammenhängen gerissen wurden. Die Stasi könnte dir ein Lied davon singen, wie aktiv z.B. Bylle in Jena war.

Zu all diesen Schmerzen und dem Schaden und komplizierten Problemen kommt dann noch der Rotz der Bürgerpresse über diese Menschenschicksale, die eben mehr romanhaft kompliziert sind und dort heruntergewirtschaftet werden zu einer drolligen Anekdote von drei Schwänen, die übers Wasser zu Herrn Biermann hinüberschwimmen. Und ich habe den Eindruck, daß diese Emanzipationsdamen sich in diesem Punkt nicht unterscheiden, sondern nur von ihrer Sicht, von bornierten Positionen, dieselbe menschenverachtende, oberflächliche Haltung haben. Deswegen habe ich auch so wenig Lust, mich darüber zu unterhalten.

KONKRET: Da kannst Du uns aber nicht mit einbeziehen.

BIERMANN: Kennst Du das Lied:

»Wer legt schon sein Herz auf den Tisch/so hungriger Leut?«

Die Grenze zwischen politischer Bedeutsamkeit und persönlichem Klatsch nicht zu überschreiten, ist schwer. Weil eben diese sehr privaten politischen Dinge so innig miteinander verwoben sind. Politisch sprechen, ohne phrasenhaft zu werden, gelingt ja nur, wenn ich gleichzeitig doch mein Herz auf den Tisch lege. Und dann passiert es eben, daß andere mit ihren verrosteten Gabeln darin rumfuhrwerken.

KONKRET: Dennoch, Kritik an deinem Frauenbild will ich auch üben.

BIERMANN: Dann müßtest du aber schon konkret werden. Denn ich schreibe Lieder und Gedichte und keine wissenschaftlichen Bücher. Und bin auch kein Versuchskanickel, das durch sein Privatleben irgendetwas beweisen will.

KONKRET: Ich sags erstmal sehr allgemein. Du lebst hier zum Beispiel mit Frauen zusammen, die emanzipiert sind, andererseits singst du von Frauen, die schlichte Weibchen sind, warme sanfte Wesen, die sich ankuscheln, so richtige Objekte.

BIERMANN: Das halte ich für dummes Zeug. Lies mal meine Gedichte mit neuen Augen!

EVA: Was regst du dich denn so auf?

BIERMANN: Weil es mich ärgert. Also, ich warte noch ein paar Jahre ab, bis die wieder in einer anderen Phase ihrer Turbulenzen sind, und dann kann man vielleicht mal wieder reden. Ich komm schon ein bißchen länger her. Und ich hab Geduld.

KONKRET: Hast du denn so was nur hier erlebt?

BIERMANN: Nur hier. Drüben sind die Frauen weiter. 87% der Frauen in der DDR gehen arbeiten. Hier reden sie etwas mehr davon, wissen auch manches mehr, weil sie mehr darüber reflektieren, wie es ne politische Bewegung gibt, die ich im großen und ganzen für vernünftig halte. Nur die obligaten Schiefheiten sind mir zuwider.

Wenn Carmichael ne Rede darüber hält, daß Weiße Scheißdreck sind und Neger schöne Menschen und klug und wunderbar, dann weiß ich natürlich, daß das der erste Versuch war, sich aus der jahrhundertealten Unterdrückung zu lösen. Und daß das nicht über den goldenen Mittelweg geht, und daß man da zu Überschwenglichkeiten neigt, die ja fast unvermeidbar sind.

Und die Emanzen - von mir aus sollen sie Frauenkneipen gründen, wo keine Männer reindürfen. Gestern hab ich mit einer Frau aus der Frauenbewegung in Westberlin darüber gesprochen. Was die mir erzählt hat über diese unvermeidlichen Schiefheiten, das ist greulich.

Juden und Neger raus! In Westberlin gibt es Kneipen, da dürfen Frauen nicht einmal ihre eigenen Söhne mit reinnehmen. Die Jungs werden Jungficker genannt.

Es ist ja zum Weinen. Ich habe nie von mir behauptet, daß ich für die Frauenbefreiung besondere Taten vollbringen könnte. Es ist nicht meine Stärke. Im übrigen glaube ich, daß die wissenden Frauen auch wissen, daß sie sich die Frauenbefreiung nicht auch noch von den Männern machen lassen dürfen. Deswegen ist das so ein absurder Wunsch, von Wolf Biermann zu erwarten, daß er da große Heldentaten vollbringt.

KONKRET: Um Heldentaten geht es gerade nicht.

BIERMANN: Man kann von mir erwarten, daß ich nicht unter dem Niveau der Geschichte bleibe, daß ich nicht reaktionäre Haltungen propagiere, daß ich mich fördernd, günstig verhalte gegenüber dieser Entwicklung. Das ist auch mein eigener Wunsch. Guck mal hier zum Beispiel, das ist ein Lied, das diese Emanzen besonders aufregt:

»Bloß paar Sprünge weg vom Wege/legte ich ihr weißes Fleisch ins Gras« Das ist Eva nämlich.

EVA: Ich hab dich ins Gras gelegt!

BIERMANN: Schau, ich würde diesen Damen raten, nicht so mit ihrer Barbarei, mit ihrer Unbildung zu protzen. Sie wissen nicht, in welcher Tradition das steht und in welchem Zusammenhang. Das weiße Fleisch im Gras. Eva ist eine emanzipierte Frau, und unsere Beziehung war immer gleichberechtigt. Eva würde ums Verrecken nicht auch die leisesten Andeutungen von Geringachtung ihrer Menschenwürde hinnehmen. Und dieses Lied. Ach, wozu will ich es zerreden? Die klappern die ganze Literatur ab mit ihrem schiefen Blick und suchen. Aha! hier! da! Die suchen Stellen statt Menschen, sie suchen Anekdoten statt die Wahrheit.

Warum hab ich also dieses Lied geschrieben, »... bloß ein paar Sprünge weg vom Wege, als ich sie mit meinem Maße maß ...«, Mensch, das war einfach eine Feier! Ich habe nicht behauptet, daß da eben nur ein Zentner Fleisch ist. Das ist nun mal so mit sexuellen Beziehungen, daß da manchmal nur bestimmte Seiten im Vordergrund stehen. Wenn zum Beispiel eine Frau die schönen Augen ihres Geliebten besingt. Oder das Lied einer Bergarbeiterfrau im alten England:

»Black is the colour of my true love's hair ...«

KONKRET: Dann darfst du auch nicht von Blechfotzen reden ...

BIERMANN: Doch, natürlich darf ich das, denn damit will ich sie diskriminieren, damit will ich sie ärgern, damit will ich sie ungerecht behandeln.

KONKRET: Weil du dich ungerecht behandelt fühlst. Warum kannst du da nicht drüber stehen?

BIERMANN: Weil ich nicht drüber stehe. Ich bin ja im Getümmel, wie du auch, ich sitz ja nicht in der Loge, ich gehöre zu den schwitzenden, stinkenden Menschen, die da unten herumrasen.

KONKRET: Du lebst auf jeden Fall unten *und* oben, privat und öffentlich zugleich.

BIERMANN: Ja, das ist wahr.

Ich hab auch über Arbeiterfrauen geschrieben, ich habe über die verschiedensten Frauen geschrieben. Dabei müßte eigentlich diesen Emanzen das Herz lachen, wenn es nicht so eingekapselt wäre. Außerdem habe ich mich im Laufe der Jahre auch verändert. Dieses Lied von dem weißen Fleisch im Gras habe ich geschrieben, als ich sehr jung war, als ich noch, stell Dir vor, glücklich darüber war, daß mein Schwanz das tut, wozu er da ist.

Warum? Weil ich, so mit 18 Jahren mit einem Mädchen, das ich zu sehr liebte, und der Schwanz tat nicht, was er sollte. Und da meine Mutter mir über sexuelle Dinge wenig erklären konnte und mein Vater totgeschlagen war, und die Bedingungen nicht so günstig waren, da hat eben einer der Genossen, der es gut mit mir meinte, mich, als ich 15 war, mal beiseite genommen und hat mir gesagt: »Wolf, du kommst jetzt in das Alter«. Dabei war ich noch gar nicht in »dem« Alter, ich war etwas spät, mir wuchsen noch keine Haare am Sack, und meine Stimme war noch piepsig. »Onaniert wird nicht«, sagte er, »wenn du onanierst, dann kannst du später mal die dicksten Weiber stemmen«. Wörtlich!

So, diesen Satz habe ich mir gemerkt: »Die dicksten Weiber stemmen!« Und als mir nun passierte, daß mein Zentralorgan nicht das tat, was es sollte, unerfahren wie ich war, da war mir sonnenklar, daß jetzt die Strafe gekommen war, jetzt war das Rückenmark ausgelaufen. Denn ich hatte natürlich onaniert auf Teufel komm raus, und immer mit dem schlechten Gewissen, daß ich der einzige auf der Welt bin, der sowas Niedriges tut, mit der Scham und der Schuld im Nacken. Und immer die Furcht im Genick, daß ich später mal nicht die dicksten Weiber stemmen kann, was ich ja wollte, oder glaubte, wollen zu müssen. Und ich war unglücklich darüber, und habe aus Angst, daß mir das nochmal passieren könnte, ein ganzes Jahr lang, mir alles, was Frau war, vom Leibe gehalten.

Jedenfalls, als ich dieses Lied schrieb, da war das für mich der Abschluß einer Angst. Es war eine Feier. Diese naive kindliche Freude darüber, wie die Russen dazu sagen: Rabotajet! Es arbeitet! Deswegen auch diese Kraftmeierei: »Als ich sie mit meinem Maß maß.«

Etliche Emanzen ärgern sich zum Beispiel auch darüber, daß Che Guevara ein Mann ist. Fragten mich, warum schreibst du ein Lied über Che? Und die Frauengruppe in München hat eine intelligente und sympathische Kritik formuliert in ihrer Umdichtung. Original:

»Uns bleibt, was gut und klar war/daß man bei dir immer durchsah/und Liebe, Haß, doch nie Furcht sah,/Kommandante Che Guevara.«

Und die Frauen singen:

»Wir stehen auf Rosa und Clara,/ auch, wenn man bei denen nicht immer durchsah/und Liebe, Haß und auch Furcht sah / Kommandante Tante Clara.«

Also, der Kritikpunkt: ... **und auch Furcht sah!** Gefällt mir sehr. Menschen, die nicht vollkommen beknackt sind, haben auch Furcht! Nun, das wußte ich schon, bevor ich dieses Lied schrieb. Aber es ist kein abstraktes Lied über Furcht oder Nicht-Furcht bei Revolutionären im allgemeinen, sondern es ist ein Lied über diesen besonderen Menschen Che Guevara. Und der hatte natürlich Furcht, klar (in Klammern: sie lesen natürlich auch Texte nicht richtig. Ich hab ja nicht geschrieben, daß er keine Furcht hatte, sondern daß man sie nicht sah!), aber man sah seine Furcht nicht, und das ist die Wahrheit. Möglicherweise konnte er seine Furcht deshalb nicht zeigen, weil er von so vielen Menschen umgeben war, die zuviel Furcht hatten. Und weil es eben ein Lied über diesen konkreten Menschen ist und nicht über das Phantom »Revolutionär«, ist das Besondere an diesem Menschen, daß er seine Furcht nicht vorführte, sondern geradezu ein Symbol einer fast schon übertriebenen Furchtlosigkeit geworden ist. Also kann ich diesen Text nicht ändern, finde aber die Kritik der Frauen sympathisch und berechtigt, nur am falschen Objekt. Und ich habe deswegen oft in Konzerten auch diese Strophe gesungen.

KONKRET: Erlebst du das heute immer noch, solche Anmache?

BIERMANN: Das fand ich nun grade keine Anmache. Und Anmache war nie die Regel, das ist immer mal passiert. Und viele Frauen sind anders. Die sind ja nicht alle so vernagelt. Bloß die reden nicht so viel. Den Anmachern geht es ja auch nicht um die Lieder oder um die sogenannte Sache, denen geht es um die günstige Gelegenheit, mal vorzuführen, daß sie da sind und etwas für die Frauenbefreiung tun.

Und solche Dummheiten sind kein Frauen-Privileg. Ich denke daran, wie vor einigen Tagen in meinem »Wintermärchen« ein nicht mehr ganz junger Mann auftrat, der - bevor ich überhaupt ein Wort gesagt hatte - eine Liste von zehn Fragen runterrappelte. Der sagte: Ich bin von der DKP und ich möchte dich 1. fragen, warum bist du ein Agent des CIA, z. warum läßt du dich von der Springer-Presse aushalten, 3. warum antwortest du nicht, 4. warum hast du dem Konterrevolutionär Solschenizyn ein Manuskript geschickt, 5. warum bist du aus der spanischen kommunistischen Partei ausgeschlossen worden, 6. warum antwortest du nicht etc.

Schau, ich bin doch keine Maschine, die Lyrik absondert. Und meine Produktivkraft hängt auch mit meiner Sensibilität zusammen, und die mag ich mir nicht zertrampeln lassen. Ich will auch nicht irre werden an den Maßstäben, die für mich wichtig sind bei der Arbeit.

Warum setzt man nicht mein Lied über das weiße Fleisch im Gras in Verbindung mit anderen Liedern und schaut mal, wie sich das entwickelt und verändert hat? Nimm zum Beispiel das Frühstückslied: »Ich bring noch das Salz ...« Da regen sich einige Leute auf, daß Tine genannt wird, »am Morgen noch Traube, am Mittag Rosine, am Abend schon Wein.« Die Frau ist also nur ein Genußmittel! Wenn ich sowas höre, daß die Tine keine Traube sein darf, dann kommt mir eben dieses dumme Wort von der Blechfotze in den Mund. Von solchen Blechfotzen möchte ich nichts darüber hören, die sollen nach Hause gehen.

Wenn die richtig hinhören würden, würden sie sehen, daß das ein Sittengemälde ist, von dem ganz normalen Leben von einem Mann und einer Frau, und -interessante Veränderung - es ist nicht der Mann, der hinausgeht in das feindliche Leben und dort Kämpfe besteht, um das Geld zu beschaffen, und die Frau macht ihn fit für den Weg nach draußen, putzt ihm noch die Schuppen vom Jackett und steckt ihm noch die Stulle ein, sondern die Frau geht raus und der Mann bleibt zu Haus. Dort wird eine ganz neue Beziehung von Männern und Frauen abgebildet und sachte gefeiert.

Eva Maria kam vorhin nur kurz rein und hat diesen einen schönen Satz gesagt. Mit ihr sollte KONKRET mal ein Gespräch veröffentlichen. Eva macht jetzt eine eigene Langspielplatte mit dem Titel »Nicht Liebe ohne Liebe... « - das sind Zigeunerromanzen, russische Balladen und Lieder, die ich im letzten halben Jahr ins Deutsche gebracht habe. »Nicht Liebe ohne Liebe« - das könnte auch eine Überschrift für Euer Sonderheft über Sex sein.

Dieses Lied schrieb Biermann nach dem Besuch auf der Akropolis vor zwei Jahren:

DIE KARYATIDEN

Sieh an, mein Freund, die Leichtigkeit
Mit der die Fraun es tragen
Das Tempeldach auf ihrem Kopf
Sie stehn da, schön geschlagen
Von schwerer Männerhand
In Stein

Die eine, außen links, als ich
Da oben ihr zu Füßen saß
Und aß auf der Akropolis paar Kirschen, sprach:
Ach Kleiner, du! auf dich wart ich schon
Seit sie dich gejagt haben in das Exil
Mein Lieber, laß man! ich hab viel
Mehr Unrecht hier mit angesehn
Wir hier. Die Menschen unten dumm!
Und stumm die Götter oben

Ich sagte: Komm mit mir: ach komm, wir wolln
Was trinken! was singen! was selig sein!
Sie sagte: Mein Lieber, ich will ja, ich kann nicht
Sonst stürzt meine Ecke hier auch noch ein

Sieh an, mein Freund, die Leichtigkeit
Mit der die Fraun es tragen

Das Tempeldach auf ihrem Kopf
Sie stehn da, schön geschlagen
Von schwerer Männerhand
In Stein

Konkret-Sexualität 1979, S. 82

Gerhard Mauz

SEXUALSTRAFPROZESS UND ÖFFENTLICHKEIT

Gerhard Mauz, Gerichtsreporter beim »Spiegel«, über journalistische Triebtäter

Ein Sittlichkeitsprozeß ist die zielbewußte Entwicklung einer individuellen zur allgemeinen Unsittlichkeit, von deren düsterem Grunde sich die erwiesene Schuld des Angeklagten leuchtend abhebt.

KARL KRAUS

Der Sexualtäter gleicht, was die Presse angeht, einem elektrischen Hasen. Kommt er in Sicht, so beginnen die Hunde zu rennen. Auf geht's, die Jagd ist frei. Und weil man des elektrischen Hasen nicht habhaft wird, weil er einfach entschwindet - bleibt der Hunger ungestillt. Der Start des nächsten animierenden Vehikels löst das nächste Rennen aus.

Ob es den Sexualtäter überhaupt gibt, was eigentlich eine Sexualtat kennzeichnet - das und anderes muß dahingestellt bleiben. Die Presse, oder sprechen wir besser von den Medien, denn so fein, wie sie gern tun, sind Funk und Fernsehen auch nicht, die Medien also lassen Differenzierungen nicht zu. Von der Tatausführung, der Person des Täters, der des Opfers oder der Zahl der Opfer her wird »die Bestie« dekretiert, das »Tier in Menschengestalt«, und allemal haben die Bestie und das Tier in Menschengestalt im sexuellen Bereich getobt. (Es wäre lehrreich, einmal zu untersuchen, welche Täter nicht Bestie oder Tier genannt werden; Wirtschaftskriminelle, die Hunderte von alten Leuten um ihren Lebensabend brachten, indem sie ihre Ersparnisse vergeudeten, sind nach meiner Kenntnis noch nie Bestien genannt worden).

Ich will ein besonders niederschmetterndes Beispiel von Berichterstattung vorführen. Es ist »Triebverbrecher-Tiger im Schafspelz« überschrieben. Da heißt es: »Von nun an wurde sein (des Täters) Leben immer unsteter. Getrieben von innerer Unrast und päderastischer Gier trampte er ständig umher, häufig die Landesgrenzen überschreitend. « Wenig später wird der Täter ein »Unhold« genannt. Zum Tatort kehrt er nämlich »kaltblütig« zurück. Vor einem Doppelmord feiert der Täter »erst einmal« bei der Hochzeit seiner Schwester mit. Er zieht, erfährt man, durch die Lande, »nur um zu schänden und zu morden«.

Endlich gefaßt, äußert sich der Täter schließlich freimütig. Wie es in dem Bericht heißt, aus dem ich zitiere, bewahrt er sich »ein vorzügliches Eigenimage«. Denn er schreibt: »Ich glaube, daß mein Charakter gut ist. Ich habe in meinem Leben stets das Gute gewollt, war bestrebt, meine Arbeiten gut und gewissenhaft zu erledigen, und verdiente mein Geld auf ehrliche Art.« Das ist für den Berichterstatter unerträglich. Der Täter, um den es geht, hat mehrfach getötet. Bei den Vernehmungen weint er oft, »doch nie sehr lange«, wie der Berichterstatter anmerkt. »Mimosenhaft empfindlich bei allem, was die eigene Person betrifft, ist er im besonderen besorgt um seinen guten Schlaf - wehe, wenn irgendwo in der Haftanstalt eine Zellentür zu laut ins Schloß fällt.« Und dann hagelt es auch noch Beschwerden des Täters, »wenn einmal die Hormontabletten der Gefängnisapotheke ausgehen«; der Täter deutet sogar an, »daß nun womöglich wieder was passieren werde und dann wir schuld seien«.

Der Berichterstatter kommentiert das: »Hingegen suchen wir vergebens nach einem Wörtlein des Bedauerns für die Hingeschlachteten, um deren Schlaf sich nun kein Pfleger mehr kümmern kann. Dafür ergötzt den Massenmörder das tägliche Geläut der Kirchenglocken. Hört er in ihnen die Totenglocken? Man denkt an Gilles de Rais, der kirchliche Gesänge über alles liebte, und auch an Landru und Bartsch, die mit Eifer Chorknabe und Meßdiener spielten.« Und er widmet den »Kriminalpsychiatern der alten Schule« ausdrücklichen Dank, weil für sie »Freiheit, soziale Verantwortung und Menschenwürde keine leeren Worte darstellen« und weil sie »der alten Erfahrung eingedenk sind, die hinter dem bekannten Sinnbild steckt: 'Der Teufel ist nicht krank, sondern böse'«.

Der Berichterstatter bezieht unmißverständlich Stellung: »Alles verstehen wollen aber führt nur zu leicht zum Alles-Verzeihen. Täter wissen das sehr wohl.« Der Täter, um den es hier geht, wurde einmal für geheilt gehalten und entlassen. Und so liegt die Frage nahe: »Und wieviele werden demnächst sterben müssen, weil weitere Mörder aus den Strafanstalten heimkehren? Man schätze diese Frage nicht gering! Es gibt nun einmal neben den besserungsfähigen auch die unverbesserlichen Kriminellen, die chronischen Rückfallverbrecher, bei denen 'Hopfen und Malz' verloren ist. Und zu den gefährlichsten dieser Verlorenen gehören, wie wir sehen, die mordenden Triebtäter. Schuld und Willensfreiheit hin und her - man muß sie einfach deshalb für immer hinter Schloß und Riegel bringen, damit andere, harmlose Menschen friedlich überleben können: ne occidatur. Es ist darum eine der lebenswichtigen Aufgaben ... in diesem Sinne die 'Tiger' auszumachen und von den 'Lämmern' abzusondern. Daß letzteres auf Dauer zu geschehen hat und nicht die Tiger von Zeit

zu Zeit Ausgang zu den Lämmern haben dürfen, zu dieser Einsicht braucht es kein Extra-Studium, sondern nur einen gesunden Menschenverstand«.

Die »triebhaften Massenmörder« sind die »allergefährlichsten Verbrecher«, und so wird denn auch abschließend die lebenslange Freiheitsstrafe gegen jene in Verwahrung genommen, die sie »antasten wollen«. Es gibt einfach keinen Ersatz für sie, denn: »Tabletten und Operationen bieten gerade vor den gefährlichsten Verbrechern, den eingefleischten 'Lustmördern', keinen sicheren, den Rückfall ausschließenden Schutz«.

Ein erschreckender Bericht. Nur - er ist nicht in einem Boulevard-Blatt erschienen. Und sein Verfasser ist auch nicht etwa ein karrieresüchtiger Journalist. Der Artikel »Triebverbrecher - Tiger im Schafspelz« erschien vielmehr in Heft 6/1976 der »Kriminalstatistik« und verfaßt hat ihn ein Erster Staatsanwalt, der Dr. jur. ist. Im Vorspann zu diesem Bericht über den Fall eines »multiplen Mörders« heißt es, es gehe in diesem Beitrag um eine »im wahrsten Sinne des Wortes lebenswichtige Generalfrage«, um die Frage nämlich: »Resozialisierung auf Kosten der Sicherheit der Allgemeinheit«.

Ich habe so ausführlich zitiert, weil ich meine These ausführlich begründen möchte; die These, daß die Öffentlichkeit auf sogenannte Sexualstrafprozesse derzeit nicht anders reagieren kann, als sie reagiert. penn wenn schon ein Volljurist und Erster Staatsanwalt derart vom »Triebverbrecher« handelt - was soll man da von einer ungelehrten, in verständlichen Emotionen getroffenen Öffentlichkeit erwarten?

Und wie sollen denn auch die Medien anders, besser, einsichtiger reagieren? Da wird, diesmal tatsächlich in einem Boulevard-Blatt, ein Mann, der vier Mädchen getötet hat, ein »mörderischer Vulkan« genannt; da steht man vor dem Phänomen eines »reißenden Urmenschen mit immer stärker werdendem Blutdurst in der Maske eines netten Mannes«. Doch darf man sich darüber wundern? Ist das noch vorwerfbar? »Nach jedem Lustmord lachte er befriedigt«, so eine Illustrierte. Doch ein Herr Erster Staatsanwalt hat sich über einen vergleichbaren Fall so geäußert, als gäbe es Wissenschaftler, die nichts anders als die Freiheit von Wiederholungstätern im Sinn haben, und als sei der Sexualtäter ein Tier, angesichts dessen nicht einmal von pflegender, behütender Bewahrung die Rede sein darf. Der Erste Staatsanwalt hat einen »kaltblütig« handelnden »Triebtäter« geschildert ...

Leider ist noch ein Wort an die Sexualforscher unumgänglich. Ihre Wissenschaft ist jung. Aber das entschuldigt nicht, daß sie sich mitunter auf die Produktion unvereinbarer, einander ausschließender Thesen kaprizieren. Die Sachverständigen, die in sogenannten Sexualstrafprozessen auftreten, sind nicht durchweg Märtyrer. Und nicht nur »Kriminalpsychiater der alten Schule« stiften in solchen Strafprozessen Unheil. Die Sexualforschung läßt die Praxis im Stich. Sie bietet ein allzu buntes Bild. Wo die vorderste, gesicherte Linie ihrer Erkenntnisse verläuft, bleibt zu oft unklar, mitunter schon allein dadurch, daß man es um Verständnis Bemühten, es gibt ja doch schon immer wieder einige, zu schwer macht. Auch eine junge wissenschaftliche Disziplin hat einen Kothurn, von dem herab sie tönen kann.

Die Öffentlichkeit und die Medien brauchen Hilfe (auch gegen die zähen Gewißheiten der Juristen). Daß ihnen Emotionen im Gemüt schwelen, darf man ihnen nicht verdenken. Man muß schon ein wenig um sie ringen, ihnen helfen. Sonst werden sie weiter hinter dem nächsten elektrischen Hasen herrasen, geifernd und jaulend und eine »Triebbeherrschung« fordernd - von der wir ihnen doch schon längst in schlichten, eingängigen Worten sollten sagen können, wie es um sie beschaffen ist.

Konkret-Sexualität 1979, S. 83

Günter Amendt

ROCK ´N ´ROLL MACHT ES DIR

Musik spielt im Leben von Jugendlichen eine herausragende Rolle. Um allerdings genau zu sein, müßte man sagen, das Hören von Musik hat große Bedeutung für die meisten Jugendlichen, denn Musikunterricht und die Beherrschung eines Instrumentes ist immer noch ein Klassenprivileg. Die Mehrzahl der Jugendlichen verhält sich deshalb gegenüber Musik passiv: Sie hören, aber sie spielen nicht.

Über die Geschichte des Blues und der Rock-Musik weiß kaum einer der heute Jungen Bescheid, obwohl diese Musik doch gerade erst in der vergangenen Generation »entdeckt« und populär wurde.

Auf einer Ausstellung zur Geschichte des Rock'n'Roll waren auch Bilder von nackten Rock-Stars in eindeutigen Haltungen und zweideutigen Gesten zu sehen, und ich hörte, wie eine junge Besucherin fragte: » Was hat denn Rock'n'Roll mit Sex zu tun?« Man könnte auch fragen: »Was hat Sexualität mit deinem Körper zu tun?«

Rock'n'Roll, das ist, wenn Musik vom Kopf in den Körper rutscht. Rock'n'Roll, das ist, wenn du deinen Körper spürst, egal ob er massig ist wie ein Schaufelbagger oder leicht wie eine Feder; egal ob du ihn schön findest oder häßlich; egal ob du alt bis oder jung.

Jede Generation hat die Musik, die sie sich erkämpft

In Musikzeitschriften, in Büchern und in Fernsehsendungen über Rock Musik streiten sich Autoren und »Fachleute« über das Entstehungsdatum des Rock'n'Roll und darüber, wer nun eigentlich der erste »Original-Rock'n´Roller« gewesen sei. Aus solchen fachidiotischen Streitereien kann man sich raushalten. Weder läßt sich ein Datum festlegen, noch kann irgendwer für sich in Anspruch nehmen, der oder die erste gewesen zu sein. Der Rock'n'Roll hat viele Mütter und Väter; die meisten blieben Unbekannte, nur wenige traten ins Rampenlicht. Doch zwischen Hinterhof-Kellern und Rockpalästen lag eine Zeit, in der diese Musik (- diejenigen, die sie herstellten, und diejenigen, die sie zu ihrer Musik machten -) sich gegen alles durchsetzen mußten was der Elterngeneration als wert und heilig galt.

Rock Musik war von Anfang an verbunden mit den kleinen und großen Alltagserfahrungen ihrer Produzenten und ihrer Hörer.

Geschenkt wurde ihnen nichts. »Du bist gemein, bösartig und hemmungslos«, sagt der Film-Vater von James Dean in » Jenseits von Eden«. Gemein, bösartig und hemmungslos, so sahen viele der Älteren - wahrscheinlich die meisten - das, was sich in der Rockmusik tat und um sie herum.

Zeitungen und Verlagshäuser, die heute im Musikgeschäft ihren Profit absahnen, schrieben damals von den »niederen Instinkten«, die sich in dieser »Gossenmusik« austobten. Als die ersten RockFilme über die Bildschirme kamen, wurden die Funkhäuser bestürmt: Weg mit dieser Urwaldmusik, weg mit dieser Niggermusik ... und so weiter. Doch wer kann schon den Kindern des Großstadtdschungels mit dem Urwald drohen? Und wer zuckt nicht zusammen, wenn er das Wort »Niggermusik« aus dem stinkenden Maul ausgerechnet von Leuten hört, die gestern noch »Judensau« gebrüllt hatten?

»Black and white together« (Schwarze und Weiße gemeinsam ...) auch diese Zeile eines Protestliedes wurde damals gesungen. Und zwar von den gleichen Leuten, die mit dem Rock'n'Roll etwas an sich entdeckten, das ihnen vorher wie abgestorben und verdorrt vorkam. Ihren Körper!

Wer euch die Geschichte des Rock'n'Roll erzählen will und es unterläßt, das Leben und die Revolten der Jugend zu beschreiben, die den Rock'n'Roll erst zu ihrer Musik machten, der verfälscht die Geschichte.

Selbstverständlich war es nur eine Frage der Zeit, bis die Absahner auch im Rock'n'Roll ihren Markt entdeckten. Was dann folgte, war ein unglaublicher Aufschwung der Platten- und Kassettenindustrie, der Gitarrenfabriken und Elektronikhersteller, der Konzertveranstalter und der Zubehörmacher. Selbst in den Tanzstunden wurden Blues, Rock'n'Roll und Boogie in Schrittfolgen aufgeteilt und auf Regeln festgelegt, schließlich »gesellschaftsfähig«. In dieser von der Industrie ausgelegten breiten Geldspur sind viele Rock-Produzenten steckengeblieben. Der Rock'n'Roll erlebte die Höhen des Rauschs und die Tiefen der Anpassung und Geschmacklosigkeit, aber er war nicht auf Dauer unterzukriegen. Er wird nicht unterzukriegen sein, weil er immer neuen Generationen lustvoll beibringt, ihren Körper zu fühlen. Anders zu fühlen als in der Tretmühle am Arbeitsplatz, auf den Kasernenhöfen der Bundeswehr und in den Knochenmehlfabriken des

Leistungssports.

Jede Generation hat die Musik, die sie sich gefallen läßt

Ein trauriger Versuch, Protest und Rebellion, wie die Schwestern und Brüder vor ihnen, mit der Musik zu verbinden, war die kurzlebige Punkbewegung. Es war der Versuch, Rock'n'Roll neues Leben einzuhauchen, ihn wieder näher an die Probleme und Empfindungen von Jugendlichen zu rücken. Doch kaum hatten die Punker ihren Protest lärmend angemeldet, waren sie auch schon abgemeldet.

Ich sagte, ein *trauriger* Versuch, weil diese Musik nicht aus den Köpfen hirnverbrannter Computertechniker kam, sondern von den Straßen und Kneipen englischer Vorstädte, was heißt: Triste Wohngegenden, ohne Nachbarschaft, Arbeitslosigkeit, niedrige Löhne für die, die überhaupt Arbeit haben, enge Wohnungen, elende Kneipen und Langeweile. Vor allem Langeweile. Das sind die gleichen Wurzeln, die einmal *Beatles* und *Rolling-Stones* nährten und sie aus der » Gosse« auf die großen Rock-Bühnen trieben.

Nur wenn Musik von unten kommt, wenn sie Lebensfreude und Leiden an der Wirklichkeit oder auch nur die Langeweile derer in sich aufgesogen hat, die Musik herstellen, wird sie zur Musik der Massen.

Noch in Härte-Sprüchen wie: »Wenn du drei Akkorde auf einer Gitarre beherrschst, gründe eine *Punk* Band«, steckt mehr von der Kraft und der Wahrheit des Rock'n'Roll als in allen perfekt produzierten Platten, die unsere gespitzen Stereo-Ohren mit fein ausgepegelter Apparatmusik versorgen. Ahnten die Typinnen und Typen aus den englischen Industriestädten, daß man ihnen diesmal keine Zeit lassen würde, eine eigene Musik und alles, was dazu gehört, zu entwickeln? Haben sie deshalb so aufs Gaspedal getreten? »Parole Bleifuß«. Von Anfang an waren sie auf der Flucht vor den Umarmungen der Plattenindustrie und ihren Abteilungen für Öffentlichkeitsarbeit. Vielleicht geriet ihnen deshalb alles eine Nummer zu groß, eine Sekunde zu früh, einen Schlag zu viel.

Als *Punk* schließlich als modische » Welle« in die Bundesrepublik schwappte, saßen ihm die cleveren Einfädler der Jugend-Unterhaltungsindustrie längst im Nacken. Hier kam *Punk* nur noch als zarte Brise an, als schlaffe Welle ohne Schaumkronen. Keine Spur mehr von den Stürmen, die draußen einmal tobten. i Wenn es um Musik geht, muß man nicht erst den » Generationskonflikt« bemühen, die Auseinandersetzungen zwischen Eltern und Kindern. Da gibt es bereits Streit zwischen älteren Geschwistern und jüngeren. »Du mit deiner Scheiß 'teeny'-Musik«, sagt der große Bruder, knallt die Tür zu, stülpt sich den Mofa-Helm über und rast zur nächsten Diskothek. Was soll man da schon sagen? Fragen kann man sich einiges. Zum Beispiel, woher die Musik kommt, die einem gefällt, und was sie bringt. Besonders, was sie denen einbringt, die sie als » Soundsosound« unter ständig neuen Namen auf den Markt werfen. (Während dieses Buch geschrieben und gedruckt wird, spricht man vom Disco-Sound. Davor gab es den Philli-Sound... Wer weiß, wie die Suppe heute heißt, die man euch beim Erscheinen dieses Buches auftischt.)

Ihr habt Recht, wenn ihr gegen Brüder und Schwestern aufmuckt, die eure Musik herablassend als Teeny Musik zur Seite schieben wollen und gar auf die Zeiten verweisen, als es sowas wie die Beatles noch gab. Die haben auch nichts anderes gesungen als »I want to hold your hähähähand« (Ich möchte deine Hand halten). Das wollten wir damals, das wollt ihr heute, das werden Leute immer wollen. »All I really want to do is, Baby, be friends with you«. (Ich möchte nichts anderes sein als dein Freund, Kleines/Kleiner). Eben.

Sagt nicht Scheiße, sondern hört hin, wenn euch ein Freund oder eine Freundin auf *ihre* Musik heben wollen. Die Musik der andern verstehen zu wollen, ist nichts anderes als der Versuch, die Gefühle der andern zu verstehen. Der Rock'n'Roll ist so vielfältig wie die Gefühle der Menschen unterschiedlich sind.

»Was soll dann das Gemotze gegen den Disco-Sound oder welchen Sound auch immer?«

Das ist kein Gemotze, sondern die Warnung vor einer stumpfsinnigen Maschinenmusik. Diese Musik kommt nicht von unten, sondern von oben, aus den Chefbüros großer Musik- und Freizeitkonzerne. Und dort will man euch mehr verkaufen als einen Sound.

Die wollen Weltanschauung verkaufen. Dabei schauen sie auf die Welt von oben nach unten; und auf euch von oben herab.

Es war einmal ein Ur-Klo

drinnen wurde nur froh

wer Sprüche lesen wollte.

Einer hats mir angetan

er stand auch in der Bundesbahn

und stammte von Isolde.

In den Travolta-Filmen werden Mädchen runtergemacht.

Da tanzen knackige Typen in Leder und Halbseide, die Beine leicht angewinkelt, die Arschbacken zusammengekniffen und den Unterleib nach vorn gedrückt.

Und »Schnipp-schnapp« tippeln die Mädchen herbei, brav und sittlich, den Blick gesenkt. Für Travolta-Typen gibt es zweierlei Mädchen. Solche, die man umlegen kann - die sind nichts wert. Und solche, die man umwirbt und nicht verdirbt - die werden geheiratet. Es ist das Frauenbild von der Madonna und der Hure.

Daß man uns damit wieder kommt, hat gute Gründe. Gut für die Herren, die über uns verfügen wollen. (Die Travolta-Szene ist auch ein Beitrag zur Lösung der wirtschaftlichen Krise in den kapitalistischen Ländern.) Überall sind Leute am Werk, die das (alte) Frauenbild neu aufpolieren. Weg vom Arbeitsmarkt, rein in die Küche. Das muß man Frauen wieder schmackhaft machen. Gleichberechtigungsforderungen, qualifiziertes Berufsleben sind störend im Weg. Entweder/oder: Frauen haben Mütter und Hausfrauen zu sein (- entweder) Huren und Sexbomben (- oder). Am besten Mütter, Köchinnen und Betschwestern in einem.

Zur Frau - die, ob sie will oder nicht - den Haushalt versorgt, paßt das junge Mädchen, das einfach blöd darauf wartet, geheiratet zu werden. Das sind die Madonnen bei Travolta. Das ist die Botschaft, die »Disco« und die dazugehörigen Kunstfiguren à la Travolta rüberbringen.

»Ihr habt keine Ahnung vom Körpergefühl der jungen Leute«, schrieb einer an die Redaktion einer Jugendzeitung. »Warum wollt ihr uns die Disco-Musik und alles drumherum madig machen?«, fragte er die Zeitungsleute.

Körpergefühl? Was für ein Irrtum! Es sind deine Knochen, die in Bewegung gesetzt werden. Was hat das DISCOGestampfe mit Körpergefühl und mit Tanzen zu tun? Oder sind wir abgerichtete Tanzbären?

»Vor-vor-Seite-ran; rück-rück-Seite-ran. Und Drehung. Rück-rück-Seite-ran; vor-vor-Seite-ran« Wenn das Tanzen ist, dann kann die Bundeswehr ihre Einberufungsbefehle gleich an den Eingängen der Disco-Läden verteilen und die Musterung auf dem Tanzboden abziehen. Das ist Tanzen als Marschbefehl, als allgemeine Mobilmachung: Stumpfsinnige Kommandos, wo du deine Füße hinzusetzen hast, wo deine Hände zu bleiben haben, wie du führst, oder, wenn du das Pech hast, ein Mädchen zu sein, wie du dich führen läßt.

Ist die Ampel rot, steigt man auf die Bremse; wenn das Wasser rauscht, geht man pinkeln; wenn der Disco-Sound dröhnt, setzt man sich in Bewegung. Reine Nervensache. Befehle aus einer Hirnzentrale ans Knochengerüst.

Rock'n'Roll dagegen: Rock'n'Roll das ist dein Körper. Dein Körper, das ist deine Sexualität. Das ist deine Haut, das sind deine Haare. Das sind deine Füße und deine Hände. Das ist das Baßdröhnen in deinem Bauch. Du weiß nicht, was deine Füße machen werden im nächsten Augenblick, wo deine Hände hinfahren und nach welcher Seite deine Hüfte ausschert. Vielleicht bleibst du einfach nur stehen, vielleicht treibt es dich wie eine Furie über die Tanzfläche. Rock'n'Roll, das ist dein Körper, und es sind die Körper der andern.

Du machst es nicht. Der Rock'n'Roll macht es dir.

Auszug aus einem neuen Sexualaufklärungsbuch, das im Herbst unter dem Titel »Das Sex Buch« beim Weltkreisverlag, Dortmund, erscheinen wird. Zeichnungen: Felix Reidenbach.

Konkret-Sexualität 1979, S. 86

Eric Burdon

ROCK´N´ROLL IST SEX

Sex ist Rock'n'Roll. Rock'n'Roll-Musik ist eine sexuelle Ausdrucksform - Sexualität drückt sich musikalisch aus. Die sexuelle Begegnung setzt bestimmende Grundelemente voraus - so das Männliche, das Weibliche, die Liebe, den Haß oder ein Drittes (Mann/ Frau/Geliebte - Mann/Frau/Kind); auf übertragene Weise zeigen sich dieselben Grundelemente im Rock'n'Roll.

Ein Beispiel: die meisten Rock'n'Roll-Songs bauen auf drei Grundakkorde auf. Dann gibt es noch den vom Drummer auf der snare-drum gespielten starken 'back beat', der als wesentliches Element den Rock'n'Roll von allen anderen Musikformen absetzt. Für mich ist der 'back beat' gleichbedeutend mit dem Herzschlag eines Menschen, der lustvoll mit einem anderen körperlich zusammen ist. So wie bei einem Rock'n'Roll-Auftritt der 'back Beat' gegen Ende hin immer schwerer und pulsierender wird, verstärkt und beschleunigt sich auch der Herzschlag kurz vor dem Orgasmus. So wird der Geschlechtsakt mit der Begegnung vergleichbar, die ein Rock'n'Roll-Künstler mit einem Publikum hat.

Rock'n'Roll-Musik ist aus dem Verschmelzungsprozeß zweier ausgeprägt amerikanischer Spielweisen hervorgegangen. Die eine ist Country und Western, Hillbilly - die Musik des weißen Mannes. Die andere Rhythm and Blues, 'Rate music' - die Musik des schwarzen Mannes. Zwei Stilrichtungen kommen zusammen, so wie der Mann und die Frau zusammenkommen.

Noch vor Jahrzehnten erklärten die schwarzen Amerikaner den Blues zur Musik des Teufels. Viele Blues-Songs sind ausschließlich männlich bestimmte Bilder sexueller Kraft und Glücksversprechens. Weit vor dieser Zeit - als der schwarze Mann noch als Sklave in Amerika arbeiten mußte - waren die Songs Ausdruck von Unterdrücktheit, Gefangenschaft und Sklavenexistenz. Das waren die Blues-Kollers und Blues-shouts -Verständigungsformen der Menschen, die auf den Feldern arbeiten mußten, ohne Bezahlung, ohne Stolz, hoffnungslos. Später dann - im Zuge der Landflucht, als in den 30er, 40er und 50er Jahren alle in die Städte zogen - wurde der Blues weiterentwickelt und verarbeitete neue Elemente. Songs über verlorene Liebe, wiedergefundene Liebe, Vergebung, Haß, Rache, Masochismus und Sadismus; Masochismus und Sadismus - die extremen Elemente im Gesamtspektrum der geschlechtlichen Begegnung.

Blues hat für mich immer *eine* Bedeutung gehabt: eine Art Traumzustand - die Suche nach einer Frau, die geheimnisvoll und schön ist, gleichzeitig aber auch schmutzig und fordernd (mean) sein kann. Wenn ich 'mean` sage, dann meine ich 'mean' - im amerikanischen Sinne des Wortes (eben ein lustvoll erduldetes 'Schlecht'-Behandeln - Anm.), nicht wie die Engländer es ursprünglich gebrauchen ('unbedeutend, gemein, niedrig` etc. - Anm.) Ich kann es hier wohl am besten erläutern mit Elvis Presleys Interpretation des 'Mean Roman Blues': I *GOT A WOMAN MEAN AS SHE CAN BE/I GOT A WOMAN MEAN AS SHE CAN BE/SOME TIME 1 THINK SHE IS ALMOST MEAN TO ME. Mean!!*

Das ist also -aus meiner Sicht -die masochistische Seite des Blues. Ein einfacher Blues, wie dieser hier, war für mich immer die Möglichkeit, ein Massenpublikum zum Zuhören zu bringen. Sie hören jedem Wort zu, das du zu sagen hast - egal, wie einfaches ist, egal, wie leer es sein mag. Sie hören dir zu -jedes einzelne Wort. Jeder Atemzug. Und das ist für mich in gewisser Weise das sadistische Element, denn ich schau auf die Gesamtheit des Publikums als auf ein weibliches 'Wesen' -ich, der Mann. So enthält also diese einfache musikalische Grundform Blues innerhalb der eigenen Struktur Ying und Yang, männlich und weiblich, richtig und falsch, Tag und Nacht: *»YOU ARE THE ONE- ONLY YOU AND YOU ALONE/THE ONLY THING UNDER THE SUN/WHETHER YOU'RE NEAR OR FAR/IT MAKES NO DIFFERENCE WHERE YOU ARE/I THINK OF YOU NIGHT AND DAY. «*

Trotz allem - der Blues ist nur eines der Grundelemente des Rock'n'Roll. Sicherlich der bedeutendste Teil, aber eben nur ein Teil und nicht die gesamte Erfahrung. Das ist vielleicht dem Kochen vergleichbar - wenn man Brot backt. Wenn du Brot backst, gehören vor allem Mehl und Wasser dazu. Doch letztlich hängt alles vom Geschick der Person ab, die das Brot backt und die kleinen Tricks beherrscht, von denen man sagt - hausgemacht, so gut kann es sonst keiner.

Mutters ganzer Stolz, *MOTHER'S FINEST.* Ich will die Gelegenheit nutzen, und all denen, die herausfinden wollen, was mit dem Rock'n'Roll heute los ist, die Gruppe 'Mother's Finest' empfehlen. Diese Gruppe integriert Schwarze und Weiße - sie kommen aus Georgia. Ich finde, sie spielen eine Musik, die man guten Gewissens Rock'n'Roll nennen kann - Rock'n'Roll, der mit heute und dieser Zeit und diesem Erleben zu tun hat. Sie spielen eine Musik mit der Stärke, Zärtlichkeit, Beweglichkeit und Feuerkraft, die für Rock'n'Roll stehen. Leider, leider nimmt kaum jemand von 'Mother's

Finest' Notiz. Doch wer einmal dabei war, steigt voll ein: *»ALL RIGHT, ALL RIGHT. «*

Ich setze meine Zeitreise fort - beschäftige mich mit einigen bedeutenden Augenblicken des Rock'n'Roll und seinen großen Songschreibern. Manchem Leser wird das bekannt vorkommen - als *seine* ganz eigenen fantastischen sexuellen Bewegungen der Vergangenheit. Mir fällt dazu beispielsweise Chuck Berrys *SWEET LITTLE SIXTEEN* ein - *als* ein erotischer, sinnlicher, zärtlicher, sozialer Kommentar zum Thema 'Amerikanischer Traum', so wie er vor 20 Jahren existierte. Und es war ein Amerikanischer T r a u m. Nur ein T r a u m. *»JUST A DREAM.«* Er war ja schließlich ein schwarzer Mann. Chuck Berry war und ist ein schwarzer Mann. Er *sang: »SWEET LITTLE SIXTEEN/SIE HAT DEN PUBERTÄTSBLUES/ENGE KLEIDER UND LIPPENSTIFT/SIE WAGT SICH AUF STÖCKELSCHUHEN/DOCH MORGEN FRÜH IST WIEDER ALLES VORBEI/DA GEHT SIE WIEDER IN DIE SCHULE/ALS SÜSSE KLEINE SECHZEHN«.* Chuck Berry sang nicht über seine Rasse, - er sang nicht über die Schwarzen und er vertrat sie auch nicht. Er vertrat 'das' amerikanische Volk - und das lange bevor die Rassenintegration zum Gesetz und zur Lebensform in Amerika wurde. In Amerika schließlich, im Land der Gesetzlosen, werden Sachen eben solange nicht realisiert, wie sie nicht auch Gesetz geworden sind. Eine merkwürdige Ökonomie, finde ich.

Laß uns in diesem Zusammenhang auch über Fats Domino reden. Die wundervoll zärtlichen Gefühle in »I *FOUND MY THRILL ON BLUEBERRY HILL«.* Das ist wie Zauberei. Schlicht und einfach Zauberei. Reine, zärtliche, sanfte erotische Zauberei und Träume. Tausende von Meilen den aggressiven, zurückgebliebenen, grellen, lauten und brutalen Klängen voraus, die heute mit Rock'n'Roll verwechselt werden. Für mich ist das Anti-Aussage, Mißbrauch, Verachtung, Sadomasochismus. Das ist die Musik heute. Das vertritt sie heute. Die vielen Musiker, die auf jenen frühen Aufnahmen mitspielten - neben Leuten wie Chuck Berry, Elvis Presley, Ray Charles, Bo Diddley, Howlin' Wolf, ihr kennt sie alle - sie spielten, wie's im Musikerjargon heißt, hinter dem Beat oder mit dem Beat - so wie man auch hinter einer Frau liegen kann oder neben ihr oder sogar auf ihr. Egal wie, eines ist entscheidend: man muß es mit Takt, mit Feingefühl und ausgesprochener Achtung für den Partner tun. Respekt.

Wenn du das beachtest, dann wirst du eine Begegnung ohne jede Angst oder Erstarrtheit haben - Gefühlszustände, die in der körperlichen Sexualität zu vorzeitigem Erguß und im Rock'n'Roll-Auftritt zur Konfusion führen. Das ist genau der Punkt, wo Rock'n'Roll-Musiker - so wie heute Rock'n' Roll gespielt wird - mit sich selbst nicht im klaren sind.

Für mich ist das Gefühl alles. Ich möchte das noch einmal verstärken am Beispiel einer Konzerterfahrung - sicherlich gibt es viele, die wie ich die J. Geils Band, Patti Smith und Johnny Winter in der Rockpalast-Nacht im Fernsehen gesehen haben. Ich will über die Erfahrung reden, Patti Smith neben Johnny Winter gehört zu haben. Für Johnny Winter war es überhaupt kein Problem, mit dem Publikum Kontakt aufzunehmen. Ganz einfach, weil er mit viel Gefühl und Respekt für das Publikum spielte - mit Respekt auch für die anderen Musiker in der Band. Eine glasklare, völlig nüchterne Annäherung an die Herausforderung, Zuschauermassen gute Musik näherzubringen - mit Hilfe des Mediums Fernsehen. Und dabei hatte er alles unter Kontrolle. Auf der anderen Seite Patti Smith. Sie ist ein Medienfreak, ganz klar - weiß, wie man in die Kameras und für welche Kameras spielt. Sie hat sich selbst total verloren, verlor ihr Publikum und verlor auch meinen Respekt.

Kurzum: worüber ich rede, ist der Unterschied zwischen zwei Künstlern. Der eine weiß genau, welche Macht er hat, - weiß, daß er Macht hat, ist aber während seines Auftritts so sehr damit beschäftigt, von sich selbst etwas zu geben, daß er gar keine Zeit zum Nachdenken über diese Macht hat. Auf der anderen Seite eine Frau, die von den Medien besessen ist und nicht eine Minute lang die Macht vergessen kann, über die sie verfügt. Du bist ganz schlicht im Arsch, wenn du weißt, daß du mächtig bist und deine Gedanken nicht davon wegkriegst - wenn du's nicht schaffst, benebelt und kaputt zu werden - wenn du nicht hart genug arbeitest, um dann auch tatsächlich abzuschalten und nur du selbst zu sein. Wenn das nicht geht, dann bist du wirklich im Arsch. »Rock'n'Roll Selbstmord. Rock'n'Roll Selbstmord.«

Jimi Hendrix beispielsweise hat verzweifelt daran gearbeitet, weiterzukommen, immer weiter - das Publikum so zu nehmen, daß es ihn wiederum mitnahm ... ein bißchen weiter nach vorne, ein bißchen weiter nach draußen, ein bißchen weiter nach unten, - wohin auch immer. Aber leider wurde er als feste Rollenbesetzung gehandelt - als Nigger, Mädchenhändler, Terrorist, der neben jedem Poster von Che Guevara an den Zimmerwänden jedes weißen amerikanischen High-School-Mädchens hing. Ich glaube, das hat er gehaßt. Er hat es nicht geschafft, jemanden zu finden, der ihn liebt - denn er ist nur aus Geschäftsgründen in diese Rolle gesteckt worden; unglücklicherweise war er ein wirklicher Romantiker.

Dies Gefühl habe ich jedenfalls aus der gemeinsam verbrachten Zeit, aus den Gesprächen und Auftritten mitgenommen. Wie schlimm jedenfalls muß es für diesen echten Romantiker gewesen sein, als großer Künstler in seiner Zeit zu leben - jetzt, gegen Ende der 70er Jahre, da sich die dritte Welt erhebt, könnten wir in ihm einen wirklichen Künstler der dritten Welt haben. Wenn er heute noch lebte, würden die Völker der dritten Welt verstehen, was Jimi Hendrix ihnen zu sagen

hätte. Jimi Hendrix' Kraft lag in erster Linie in der Offenheit - ein sexuell ehrlicher Angriff auf sein Publikum. Letztlich aber ein romantischer Angriff auf die Sinne. Das Gefühl ist alles.

Und gegen Ende der 70er Jahre - mit dem Zusammenbruch des amerikanischen Traums in Vietnam -wird klar, daß ein echter Amerikaner wie Jimi Hendrix seine Zeit so sah, wie sie war, und es auch in seiner Musik ausdrücken konnte. Keiner kann Texte schreiben wie »Manchmal schaue ich aus meinem Fenster und fühle mich, als lebte ich auf dem Boden eines Grabes« und gleichzeitig mit Bewußtsein wahrnehmen, was mit seinem Land, mit seinem Volk und der Welt geschieht.

Aber so etwas brauchten wir damals - als Publikum und als Plattenkäufer. Wir brauchten dieses Element in und von Jimmy. Dieses Element allein hat ihn nicht ausgemacht, aber wir haben ihn darin festgehalten und eingesperrt. Er war plötzlich mit seinem Sado-Element in einem selbstgebauten Gefängnis. Wir haben ihn festgehalten, wenn er - real, körperlich - seine Fender-Gitarre zerstörte und aufschrie: »Foxi Lady -I'm going to get you. « Leider war das immer nur ironisch gemeint. Es war eigentlich nur Spaß für ihn. Er hat OT*HELLO* bis an die Grenzen getrieben. Seine Show hörte weder auf der Bühne noch hinter der Bühne auf. Konsequenterweise hat sich Othello dann das Leben genommen - und es gab keine Desdemona, die mit dem schönen schwarzen Prinzen des Rock'n'Roll gemeinsam gestorben wäre - oder für ihn gestorben wäre - oder sich mit ihm im Tod verschrieben hätte - oder als toter Leib wenigstens noch zu schänden gewesen wäre. Oder aber vielleicht - - - vielleicht war der geschändete Leichnam sein Auftritt in Woodstock, als er das erste Mal seine kaputte Version des *STAR SPANGLED BANNER* spielte. Sein Publikum war nur noch ein riesiger Müllhaufen, den die sich zerstreuenden Masser zurückließen. Sie fuhren mit ihren Autos auf die Freeways, zurück in den Alptraum New York. Sie ließen hinter sich den verlorenen Traum einen neuen Amerika, - ein Traum, den wir sooft geträumt hatten, - den wir fast geglaubt hatten, zu leben - in den sechziger und siebziger Jahren.

Der Rauch hat sich also verzogen. Die Kids haben die Straße verlassen. Sie sind aus den Straßen verschwunden, in die Discotheken. Es gibt kein LSD mehr, kein gutes Marihuana. Nur junge Narren, die sich für Marlboro-Zigaretten, Coca Cola, Kokain, Haschisch krummlegen - es ist kratziges Haschisch, das in der Kehle brennt. Sie leben in Wohnungen, die aussehen wie *ABBA*-Plattencovers. Das mögen die Eltern. Es ist cool.

Die jungen Rebellen heutzutage haben so wenig, dem sie sich zuwenden können. Wem können sie sich zuwenden? Wem können sie sich zuwenden? Politik? Politik mischte sich in den Jazz ein und brachte ihn um. Politik hat sich jetzt in den Rock'n'Roll eingemischt und wird ihn ebenfalls umbringen. Ted Nugent benutzt seine Gitarre wie ein Superpower-vollautomatisches Maschinengewehr. Pervers, Mann. Aber man kann es sich wohl leisten, unpolitisch zu sein - jetzt. Da bleib ich zurück mit meinen Gedanken und dem Gefühl, daß meine Politik die Politik des Sex ist.

Ein kleiner verdrehter und verkrüppelter englischer Held sang vor kurzem SEX *AND DRUGS AND ROCK AND ROLL,* und das sagt eine ganze Menge. Wir müssen neue Wege suchen, die uns von den falschen Drogen wegbringen, ein Sklave der Technologie zu sein - leg die Hand des Menschen, die Hand des Mannes dort hin, wo sie hingehört: zurück auf die Brust der Frau statt auf den Gewehrgriff.

Ja, ich meine es todernst mit meiner Politik. Sie ist Sex und Musik. Entfesseltes Metall, entfesseltes Atom. Entfesselte Wissenschaftler. Wo haben sie uns hingeführt? Nirgendwohin! Obwohl alles für uns da ist. Es ist wirklich alles da. Die Sonne kann die ganze Erde mit Kraft versorgen. Das hat sie jahrhundertelang getan.

Durch unsere Frauen können wir uns wie Könige fühlen. Ein Mann, dem es im Bett gut geht - ein Mann, der Liebe erfährt, - der befriedigt ist, wird für niemanden, mit niemanden in den Krieg ziehen.

Ich will kein Star sein. Ich will nur in deinen Augen leuchten. Musik machen, die in deinen Ohren klingt. Du sollst tanzen, nicht mehr marschieren. Ich habe es satt, Menschen immer wieder marschieren zu sehen. Ich will sie tanzen sehen - über die ganze Erde weg.

Die Regierungen sind lächerlich, man lacht über sie - hoffentlich sagt es ihnen mal jemand. I *WANNA STUDY WAR NO MORE.* Ich will mit diesem flammenden Inferno nichts mehr zu tun haben. Ich will sehen, wie es vom Himmel zur Erde stürzt - und bald schon wird es von grünem Gras überwachsen sein, wo immer du hintrittst. Blut ist dicker als Schlamm. Öl und Wasser mischen sich nicht.

Vergiß nicht die Grundelemente: den Herzschlag, den Back-beat, Sex und Rock'n'Roll.

Deutsch: Horst Königstein.

Konkret-Sexualität 1979, S. 90

EMPFÄNGNISVERHÜTUNG

Was es gibt an Verhütungsmittel und wie es wirkt

»'Theoretisch sichere Kontrazeption ist verfügbar, praktisch einfache Kontrazeption, das heißt ohne einige Anstrengung (vorübergehend oder dauerhaft) ist dagegen eine Illusion« schreibt Prof. Dr. Piet Nijs in »Sexualmedizin« (2/79). Deshalb halten wir auch nichts von Empfehlungen, die übersichtlich tabellarisch geordnet »alle Verhütungsmittel auf einen Blick« zeigen, ohne sie zu kommentieren. KONKRET hat mit Prof. Dr. H.G. Siedentopf, Leiter der Frauen-Poliklinik der Universität Frankfurt am Main gesprochen.

Seine und unsere Empfehlungen

EMPFEHLENSWERT: HORMONALE KONTRAZEPTION (PILLE, MINIPILLE, DREI-MONATSSPRITZE)

Nichts ist sicherer als die Pille. Die Pille hat die geringsten Versager. Wer sie verträgt, ist gut geschützt. Altersbegrenzungen sind aus medizinischer Sicht meist Unsinn. Natürlich gibt es Ausnahmen (lud Kontraindikationen, wie Thrombosen, akute Leberinfekte usw. Älteren Frauen und starken Raucherinnen ist die Pille ebenfalls nicht zu empfehlen.

Nachteile: Sie ist verschreibungspflichtig. Und es gibt sie nur für Frauen. Von den Forschungskapazitäten und -möglichkeiten her ist es ein Witz, daß es bisher noch keine Pille für den Mann gibt. Was den Frauen seit Jahrzehnten zugemutet wird, nämlich mit einem hormonalen Eingriff in ihren Körper fertigzuwerden, ist dem Mann hierzulande nicht »zuzumuten«. China macht uns gerade das Gegenteil vor: Daß die »Pille für den Mann« - ohne Hormone übrigens - technologisch schon lange möglich und Männern »zuzumuten« ist. Aber die hiesige Forschung »beschäftigt sich heute nur noch theoretisch mit dem Problem« (Professor F. Neumann von Schering, Berlin). Die Widerstände der Frauen gegen diese »Manipulation« nehmen zu. Sie fühlen sich chemisch gesteuert.

Auch aus diesem Grund ist das Verhältnis zur Pille ambivalent. Frankfurter Ärzten') fiel auf, daß Abneigung gegen die Pille hauptsächlich von Frauen geäußert wurde, die körperlich erkennbar *nicht* unter der Pille litten. Ihre Empfehlung: Nicht den Frauen bei der Beratung die neuesten Forschungsergebnisse vorführen, sondern sie über Erfahrungen lernen lassen. Zusammen mit den Ärzten. Die müssen auch dringend umlernen.

AUCH EMPFEHLENSWERT: INTRAUTERIN-PESSAR (SPIRALE)

Nach der Pille das sicherste Verhütungsmittel. Geeignet auch für ganz junge Mädchen und für ältere Frauen. Auch hier sind oft Vorurteile und Ängste größer als sachliche Gegengründe. Nicht die Spirale als solche bringt in der Regel Entzündungen oder Schmerzen, sondern die schlechte ärztliche Technik beim Einsetzen und die psychosomatische Abwehr der Frauen. Wer sich rational mit der Spirale auseinandersetzt und sie emotional akzeptiert, kommt gut damit klar. Besonders Studentinnen akzeptieren sie. Sie wirkt im Gegensatz zur Hormon-Pille nur lokal. Außerdem wird man nicht jeden Tag daran erinnert, daß man kein Kind will. Die Sicherheit ist aber ungefähr um den Faktor zehn geringer als bei der Pille. Dafür muß man sich zwei bis drei Jahre um nichts weiter kümmern. Nur die üblichen Nachuntersuchungen. Nachteil: Das Einsetzen der Spirale von niedergelassenen Ärzten muß bezahlt werden. In den meisten Universitätskliniken wird die Spirale kostenlos eingelegt. Außerdem gibt's zu wenig gute Gynäkologen, die die Technik beherrschen.

NICHT SO EMPFEHLENSWERT: MECHANISCHE/CHEMISCHE VERHÜTUNG

Wichtigster Grundsatz: Niemals Mechanisches allein, niemals Chemisches allein benutzen! Nur in Kombination sind diese Methoden relativ sicher. Außerdem ist es dann eine Angelegenheit beider, der Frau *und* des Mannes.

Ein Nachteil bei mechanischen Mitteln ist, daß sie die Gefühlsintensität mindern. Ein Vorteil des Kondoms ist, daß er höchstwahrscheinlich einen gewissen Schutz gegen Geschlechtskrankheiten bietet.

Zusätzlicher Nachteil bei mechanischen Mitteln: Für junge Menschen wird es schwierig sein, zum Partner zu sagen: »Wart noch 'nen Moment, muß mir mal eben mein Pessar einsetzen bzw. mein Kondom überstreifen.« Das Pessar muß außerdem individuell vom Facharzt angepaßt werden, was viele nicht können. Dann kann es selbst eingesetzt werden. Muß vor dem Verkehr mit samentötendem Gel bestrichen werden und kann nach acht Stunden rausgenommen werden. Man kann es jedoch nicht den ganzen Monat drin lassen. Diese Empfehlung von Professor Muth, Chefarzt der Frauenklinik Hamburg-Altona, gegeben in der »Brigitte« vor etwa zwei Jahren ist gefährlich: Es kommt mit Sicherheit zu Entzündungen und

Verletzungen der Scheidenhaut.

NICHT EMPFEHLENSWERT: MESSEN. RECHNEN, UNTERBRECHEN

Das Temperaturmessen (Basaltemperatur) ist zwar im Prinzip sehr sicher, aber wer mißt schon so diszipliniert und regelmäßig? Knaus-Ogino (Errechnen der fruchtbaren und unfruchtbaren Tage) ist allerhöchstens in Kombination mit strenger Temperaturmessung ein geeigneter Schutz. Und das Unterbrechen (Coitus interruptus) ist leider immer noch die häufigste, gleichzeitig aber die unsicherste und brutalste Verhütungsmethode.

ZWIESPÄLTIG: STERILISATION

Nur dann empfehlenswert, wenn wirklich klar ist, daß Mann und/oder Frau nie wieder oder überhaupt kein Kind wollen. Dieser Eingriff kann bei beiden vorgenommen werden, ist beim Mann jedoch medizinisch gesehen sehr viel problemloser, stößt aber noch auf massive Abwehr der Urologen.

Bei Frauen gibt es inzwischen die unterschiedlichsten Verfahren: Durchtrennen, Verkochen, Verschmelzen oder Unterbinden der Eileiter. Letztere Methode läßt d're Eileiter im wesentlichen unverletzt. Außerdem kann dieser Eingriff leichter als die anderen *eventuell* wieder rückgängig gemacht werden.

Die vorübergehende Sterilisation, ambulant durchgeführt, ist, neben der »Pille für den Mann«, die interessanteste Verhütungsmethode der Zukunft. Bisher macht die westliche Medizin nur bei der Sterilisation leise Fortschritte.

---

1)O. Jürgensen, W. Klein u. H.G. Siedentopf: »Psychologie der intrauterinen Kontrazeption«, in: »Sexualmedizin« 2/79

Konkret-Sexualität 1979, S. 92

Ingrid Klein

IST ABBRUCH SCHÖN?

Warum man dem Staat nicht erlauben darf, über den Bauch der Frau zu bestimmen. Und warum frau sich nicht alles erlauben soll, was sie dem Staat nicht erlauben will, zu verbieten. Ein Bericht von Ingrid Klein

»Also, Zahnarzt ist viel schlimmer!« strahlt Ursula W. aus Stuttgart. Sie hat gerade einen Schwangerschaftsabbruch hinter sich. Eingemummelt in warme Decken ißt sie jetzt mit Appetit ein Brötchen. Ihre Erleichterung hilft den anderen sieben Frauen, die es noch vor sich haben.

Wir sind bei Pro Familia in Bremen. In dieser bisher einzigartigen Einrichtung können Frauen sich beraten lassen, eine »Indikation« bekommen und auch den Schwangerschaftsabbruch vornehmen lassen. Alles unter einem Dach (s.a. KONKRET 7/78). Nach holländischem Vorbild wird hier die ambulante Absaugmethode praktiziert. In ein paar Minuten ist es vorbei. Die Frauen können wieder nach Hause. Nach wochenlangem seelischem Druck, Erniedrigungen, Demütigungen, Enttäuschungen und Ängsten fangen sie wieder an zu leben.

Das Bremer Modell läuft seit Februar 1979. Spätestens seit einem Artikel im »Stern« ist es bundesweit bekannt und wird zum Teil mit 'Frau Irene' verwechselt: Adoptionsfragen und medizinische Probleme - Pro Familia soll helfen. Hauptsächlich natürlich bei Schwangerschaftsabbrüchen. Das Telefon klingelt ununterbrochen. Die meisten Anrufe kommen aus Süddeutschland. Nichts kann die totale individuelle Unsicherheit und das institutionelle Minus an Hilfsangeboten in Sachen Familienplanung besser demonstrieren als ein Tag in Bremen. Und Bremen ist allein. »Wir befürworten das Modell, aber solche Einrichtungen liegen im Kompetenzbereich der einzelnen Landesverbände«, sagt Elke Toss von der Geschäftsführung des Bundesverbands der Pro Familia. Deswegen steht wohl auch auf der Tagesordnung des Symposions der Pro Familia vom 2.4. Mai 1979 in Frankfurt am Main weder das Modell Bremen noch das Thema §218. Bei soviel »Befürwortung« seitens des Bundesverbandes ist es nicht verwunderlich, daß bisher nur in den Landesverbänden Hessen und Hamburg laut überlegt wird, wie eine ähnliche Einrichtung wie in Bremen geschaffen werden kann. Und der Antrag der Bremer auf Modellförderung beim Bund »stieß auf grundsätzliche Bedenken des Haushaltsausschusses«. Resultat: Sperrung der Maßnahme. Heutiger Stand: Antje Hubers Familienministerium ist grundsätzlich für das Modell. Also liegt der Antrag wieder auf dem Tisch des Haushaltsausschusses. Vielleicht haben die dort zur Abwechslung mal statt grundsätzlicher Bedenken schlicht kein Geld.

Die Bremer kämpfen nicht nur um die Existenz ihres Modells. Es soll auch richtig laufen, kein »Holland in Bremen« werden. Keine Abbruchklinik. Deshalb werden täglich nur acht Frauen behandelt. Morgens. Nachmittags wird beraten, einzeln oder in Gruppen. Es kommen Schulklassen, Jugend-, Männerund Frauengruppen. Schon das Mengenverhältnis macht das Ziel des Modells deutlich: Aktuelle Hilfe für Frauen bei Pannen. Ja. Schwerpunkt der Arbeit ist und bleibt aber, ungewollte Schwangerschaft überhaupt zu verhindern. Und das ist eine Sache der Aufklärung, vorher. Das betrifft nicht nur die Frauen, das betrifft alle.

Noch den flotten Spruch meiner Freundin in den Ohren: »Ich geh' mal eben zu meinem Gyni!«, wollte ich einfach nicht glauben, was sich in Bremen vor meinen Augen als ärztliche Kunst, andernorts ausgeübt, präsentierte: Ein Myom in der Gebärmutter würde das Schwangerwerden eh verhindern, also keine Vorsichtsmaßnahmen nötig. Ein Eisprung würde nicht stattfinden, keine Pille tut's auch. Dabei war der Ehemann zeugungsunfähig, der Freund aber nicht. Und die berühmte Pillenpause, medizinischer Quatsch, aber bester Garant für Bevölkerungsnachwuchs. Der Leiter der Frauen-Poliklinik der Universität Frankfurt am Main, Prof. Dr. H.G. Siedentopf dazu: »Die Diskussion hierüber ist genauso blödsinnig wie das Pro und Kontra bei der Pille für junge Mädchen. Aussetzen bringt aus medizinischer Sicht mehr Störungen als kontinuierliche Einnahme. Das zur Pillenpause.

Und die Geschichte mit dem noch nicht regelmäßigen Zyklus bei jungen Mädchen ist auch Unsinn. Erstens gibts den auch oft ohne Pille und zweitens kann man regelmäßigen Eisprung auch medikamentös auslösen. In jedem Fall lieber das sicherste Verhütungsmittel anwenden, und das ist die Pille. Lieber sie allen Frauen, die sie vertragen, altersunabhängig verschreiben, als einen Abbruch riskieren. Das ist in jedem Fall physisch und psychisch ungleich gefährlicher für die Frauen.«

Das ist richtig. Richtig ist aber auch, daß die Frauen nicht fertig werden mit dem Problem »Pille«. Eine Gynäkologin aus Hamburg: »Es ist für die Frauen einfach zu abstrakt. Schluckst jeden Abend ne rosa Pille und kriegst dafür kein Kind. Das Nichtbegreifen dieser weißen Macht, dieses Hormons, führt bei vielen zu Abwehr und Beschwerden. Untersuchungen mit

richtigen und Zuckerpillen zeigen, daß Frauen die gleichen Beschwerden haben, die allerdings mehr im psychischen Bereich liegen. Und darauf gehen die Ärzte mit Sicherheit zu wenig ein. Wenn die rosa Pille nicht vertragen wird, dann gibt's halt noch die gelbe, die weiße, und so weiter.«

Oder es gibt eben ein ungewolltes Kind. Und damit haben die Ärzte dann nichts mehr zu tun. Dafür gibt es schließlich Pro Familia. Eine Frankfurter Untersuchung') ergab, daß niedergelassene Ärzte die Reform des § 218 entweder einfach boykottieren oder ratsuchende Frauen zur Pro Familia abschieben: Nur 81 Prozent der Frauen bekamen eine »Indikation«, davon zu vier Fünftel von Pro-Familia Ärzten. Ein Fünftel wurde abgewiesen.

Boykott und totale Willkür bei der Indikationsstellung - so sieht es für die Frauen drei Jahre nach der »Reform« aus. Die gleiche Geschichte, vorgetragen von verschiedenen Frauen mit unterschiedlicher Wortgewandtheit, bringt beim selben Arzt mal eine »Indikation«, mal nicht. Abgelehnt wurde zum Beispiel eine 44jährige Frau, verheiratet, Mutter von neun Kindern. Sie putzt halbtags für 800 Mark. Der Ehemann kriegt 1500 Mark als Arbeiter. Ein pflegebedürftiger Großvater ist auch noch zu versorgen. Die Pille mußte sie aus medizinischen Gründen absetzen. War in der 18. Woche schwanger und hatte nichts gemerkt, weil sie unregelmäßige Blutungen hatte. Dachte, sie wäre in den Wechseljahren.

Dieser Mutter von neun Kindern wurde der Vorschlag gemacht, sich nach der Entbindung sterilisieren zu lassen und das Kind zur Adoption freizugeben.

Die Tendenz, Frauen zum Austragen der Schwangerschaft zu raten, ist durchgängig vorhanden. Egal, ob sie jung oder alt sind. Das geht bis zum offenen Psychoterror. Im »Deutschen Ärzteblatt« wurde vor kurzem diskutiert, daß man den Frauen Fotos von der Gebärmutter zeigen sollte. Mit Ultraschall aufgenommen, sieht der noch nicht lebensfähige Embryo auf der überdimensionalen Vergrößerung dann schon wie ein richtiges Baby aus.

Einerseits müssen Frauen sich gegen die Ideologen, Moralisten, Pfuscher und Geschäftemacher im weißen Kittel wehren, die für ihre eigene Familienplanung zu blöd sind. (Siedentopf: »Typisches Beispiel sind die geringen Abstände zwischen den einzelnen Geburten in Medizinerehen. Die denken, während der Stillzeit ist es unmöglich, schwanger zu werden.«) Andererseits werden Frauen nicht mit ihren innerseelischen Konflikten fertig.

Eine Untersuchung aus dem Sigmund-Freud-Insitut in Frankfurt am Mainz) unter Leitung von Prof. Dr. Emma Moersch ergab: Die Reform des § 218 ist im Rechtsbewußtsein der Frauen ganz klar eine »Fristenlösung«. Der Schuldkomplex wird auf »Vater Staat« verlagert. Daß die Frauen dennoch ein schlechtes Gewissen haben, zeigt die mangelnde Bereitschaft, überhaupt über seelische Konflikte zu reden.

Und sie haben sie reichlich. Ganz typisch äußern sich die inneren Widersprüche immer wieder darin, daß sie zu spät zur Beratung kommen und mangelhaft bis gar nicht verhüten. Sie wollen bewußt kein Kind. Gleichzeitig tun sie alles, um einen Abbruch doch noch zu verhindern. Kommen im Extremfall im Umstandskleid zur Beratung. Dieser Widerspruch wird in der psychoanalytischen Theorie mit der ödipalen Problematik erklärt. Das kleine Mädchen wünscht sich unbewußt ein Kind vom Vater. Dieser inzestuöse Wunsch muß natürlich mit dem Abbruch bestraft werden. Parallel dazu schlüpfen die Frauen wieder in ihre Mädchenrolle. Die frühere Abhängigkeit von der Mutter ist jetzt eine neurotische Bindung. Das Festhalten am Wunsch nach dem Kind vom Vater und die Identifizierung mit der Mutter unter Ausschluß der eigenen Sexualität sind die beiden Seiten der nicht gelungenen Auflösung des Ödipus-Komplexes.

Hinzu kommen Beziehungsprobleme. Dabei kann ein zusätzliches Kind oder ein Kind überhaupt als unerträgliche Belastung empfunden oder als Erpressungsmittel benutzt, die Schwangerschaft vor dem Mann aus Angst vorm Verlassenwerden verheimlicht werden. Durch jahrtausendelanges Einüben des 'femininen Masochismus' sind Frauen tendenziell der opfernde Teil innerhalb einer Beziehung.

Bei zwei konkurrierenden Möglichkeiten entscheidet sich eine Frau bewußt oder unbewußt immer auch gegen sich selbst. Die Verlagerung dieses Entscheidungskonfliktes auf Dritte, also auf Ärzte, ist ein Abschieben des individuellen schlechten Gewissens. Das unwissende Gefasel des Bundesverfassungsgerichts vom »Abwägen« zweier Rechtsgüter und von der »autonomen« Entscheidung der Frau verstellt den Blick auf die Wirklichkeit: Frauen werden entmündigt und verhalten sich auch so. Ihre Bereitschaft, über Konflikte zu reden, ist gleich Null.

Natürlich gehört schon einiges an Erfahrung dazu, herauszufinden, welcher Art. der innerseelische Konflikt ist, wenn die einzige Sorge von Frau D. bei der Abbruchberatung bei Pro Familia Bremen ist, ob sie zwei Tage später zu einer Pudelausstellung fahren kann. Oder ob die Tränen nach dem Abbruch Tränen der Erleichterung oder der Trauer sind. Klar ist jedenfalls, unbewußter Kinderwunsch hin oder her: Zureden zum Kind ist immer falsch. Eine ausgetragene Schwangerschaft hebt den Konflikt nicht auf. Schon gar nicht bei einer Mutter mit neun Kindern oder bei jungen Mädchen in der Ausbildung.

Pro Familia kennt diese Konflikte. Deswegen wird jede Frau gefragt, wie es zur Schwangerschaft gekommen ist und wie sie nach dem Abbruch verhüten will. Am liebsten wird das mit beiden Partnern besprochen. Beide müssen lernen, daß lustvolle Sexualität abhängig von gemeinsamen Lernerfahrungen ist, und daß sichere Empfängnisverhütung dazu gehört. Gesellschaftliche Tabus und Aufklärungen des Typs »Man achte beim Verkehr darauf, daß die Geschlechtsteile des Partners in erreichbarer Nähe sind« machen diese Lernerfahrungen nicht gerade leicht. Und: »Lust kommt ganz selten aus ärztlicher Hand« (Sigusch), weil Ärzte alles andere als Experten auf dem Gebiet der Sexualität sind:

Allgemeinmediziner wollen jungen Mädchen durchschnittlich erst ab 17 1/2 Jahren die Pille verschreiben. In einem Alter, in dem über 50 Prozent bereits ihre ersten Koituserfahrungen hinter sich haben. Derartige Ignoranz entspricht voll den Leitsätzen der Bundesärztekammer: Bei Minderjährigen ist die Aufklärungspflicht zu beachten (von Eltern, die vom Sexualleben ihrer Kinder meistens überhaupt nichts wissen).

Ob das Bremer Modell weiterlebt und von den anderen 95 Pro Familia Beratungsstellen übernommen wird, ist unklar: Klar ist, daß Kardinal Höffner und seine Bischöfe »sich niemals mit diesem Kautschuk-Paragraphen abfinden werden«. Wir auch nicht.

---

1) Grünwald, Ursula: Auswirkungen der Neufassung des § 218 StGB, in: Sigusch, Volkmar: Sexualität und Medizin, Frankfurt 1979

2)Moersch, Emma und Menne, Klaus: Erfahrungen aus der Superversion von Schwangerschaftskonfliktberatungen (erscheint demnächst in der »Psyche«)

Konkret-Sexualität 1979, S. 94

Peggy Parnass

ICH BIN PEGGY PARNASS,

freiberuflich -nicht zufällig, sondern weil ich nicht will, daß einer den Daumen drauf hat; Junggesellin -genausowenig zufällig, sondern aus dem gleichen Grund. Ich lebe allerdings zum ersten Mal in meinem Leben allein, seit drei Jahren. Ganz bewußt. Freiwillig. Und möchte es wohl nie mehr anders haben.

Bis dahin habe ich entweder meine Wohnung mit andern geteilt oder mit andern in deren Wohnung zusammengelebt. Zeitweise natürlich auch mit Männern, das dauerte im Durchschnitt immer ein Jahr. Und meist war ein Jahr schon elf Monate zuviel. Das heißt, wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich das Jahr auch noch verlängert, und weiter verwässert, weil ich nie wahrhaben wollte, daß die Seligkeit, der Rausch der allerersten Zeit nicht wiederkehren. Ich habe meine Zeit damit verbracht und meine Kraft dabei verbraucht, diesen Urzustand wieder herzustellen. Das war natürlich Quatsch.

Gleichzeitig habe ich immer arbeiten müssen. Aber die Männer, mit denen ich meine Ehen führte, waren keine Partner. Nicht nur haben sie mich nicht ernährt, sondern sie haben auch alles getan, mir meine Arbeit zu versauen. Das Zusammenleben erschwerte die Arbeit, statt sie zu erleichtern. Soweit ich begreife, haben die Männer das getan, weil sie den Erfolg der Frau, mit der sie zusammenleben, nicht ertragen können. Oder nur aus der Ferne. Denn sie lassen sich anziehen vom Erfolg einer Frau und empfinden es als Aufwertung, mit einer erfolgreichen Frau schlafen zu dürfen. Aber wenn sie mit ihr leben, wird ihnen die Leistung der Frau zur eigenen Blamage.

Ich habe nie die ruhige Liebe erlebt, ich habe von Männern immer nur den Rausch und das totale Vergessen erhofft und erwartet. Das ist im Grunde das einzige, was ich von Männern erwarte. Ich will kein Geld von ihnen, ich will keinen Ehering, ich will alles mögliche nicht, aber das will ich: das Eine, wofür sie beschimpft werden, das Eine, was sie angeblich immer nur wollen - das will ich und sonst nichts.

Und wenn ich ungeschickt bin, fange ich auch noch an, mit den Männern zu reden - dann ist es aus. Das erste Gespräch ist das Ende. Nicht: Dumm fickt gut, das wäre ungerecht: Die meisten dieser Männer waren auf ihrem Gebiet nicht dumm. Doch da, wo ich meinen eigenen Kopf einschalte, setzt die Ekstase aus. Erst bei mir, und wenn Männer mitkriegen, was sich in meinem Kopf abspielt, auch bei ihnen. Das beste wäre also, wenn ich, schon mit Liebhabern rede, was ich eigentlich nicht sollte, nur über Liebe zu reden, über Lust und Verlangen, über alles, was die Erregung steigert, und jedes andere Gespräch zu meiden. Doch daran habe ich mich nie halten können, weil die Männer schwächer waren als ich. Auch wenn sie stärker aussahen. (Es waren riesengroße Männer, mir körperlich weit überlegen). Um sie aufzubauen, damit sie sich nicht mehr unterlegen fühlten, mußte ich auf sie eingehen.

Ich erlebe auch ruhige, anhaltende Lieben, aber nur mit Männern und Frauen, mit denen ich befreundet bin, mit denen ich sexuell nichts zu schaffen habe. Meine Freunde liebe ich, und ich fühle mich auch von ihnen geliebt. Das sind echte und treue und durch nichts auszulöschende Lieben. Die haben nichts vom Drogencharakter meiner sexuellen Beziehungen an sich. Liebhaber waren für mich immer Drogen, und ich brauche immer größere Dosen. Es genügt nicht, das Anfangsstadium zu halten, es muß sich verdoppeln, vervierfachen, vervielfachen. Das klingt, als ob ich totgefickt werden möchte. Möchte ich auch. Aber nicht aus körperlichen, sondern aus psychischen Gründen. Ich habe solche Verhältnisse auch erlebt, ohne daß der Mann am gleichen Ort war. Die Droge konnte auch durch Briefe verabreicht werden oder durch Telefonate. Es ist das Ausgelöscht werden wollen und der Wunsch, den andern auszulöschen. Nicht zu vernichten! Aber das ineinander auflösen. So, daß es mich wahnsinnig macht, daß man Haut hat, daß dem Durchdringen Grenzen gesetzt sind. Daß ein Schwanz nur so viele Zentimeter, wie er hat, eindringen kann. Daß man sich nicht gegenseitig völlig durchbohren kann. Ich hätte also auch gern einen Schwanz - das ist nicht dieser uralte Penisneid -, um damit in dem andern drin zu sein, reinzukönnen. Am liebsten in tausend Öffnungen.

Diese Intensität zieht wahrscheinlich Männer erstmal mit rein, überwältigt sie, und macht ihnen dann Todesangst. Es ist für mich auch etwas auf Leben und Tod. Ich bin dabei immer der Unterlegene, der Abhängigere, weil ich es dringender brauche. Was meine Männer brauchen, können sie an jeder Ecke haben. Was ich brauche, ist Wahnsinn. Und es läuft mit Männern auch nur, solange sie sich auf den Wahnsinn einlassen, vorübergehend selber wahnsinnig sind. Wenn sie sich wieder normalisieren, ist alles aus. Mit einem ganz normal und gesund funktionierenden Mann kann ich eigentlich gar nicht ins Bett gehen. Sexuelle Techniken oder Praktiken rufen den Wahnsinn nicht hervor. Es genügt also nicht, daß ein Mann jung ist, daß er schön ist, daß er groß ist - das alles waren die meisten -, es muß der Wahnsinn hinzukommen, oder es geht nicht.

Ich sehe es immer mehr als Krankheit und mich selbst als rückfällig, in die Sucht. Jetzt passiert es so ungefähr einmal im Jahr. Aber jetzt verbringe ich nicht mehr das Jahr mit dem Mann. Und da ich nicht mehr mit ihm lebe, muß ich den

Niedergang, den Alltag nicht mehr so erleben. Sondern fast nur noch den Höhepunkt und dann die Katastrophe. Dann mach ich wieder dicht.

Wenn ich von Liebe spreche, kann ich keinen Geschlechtsunterschied machen. Es gibt Frauen, die ich mit aller Kraft liebe und ohne die ich nicht sein möchte. Ich brauche keine Frauenbewegungen, um zu sehen, wen ich liebe. Ich wäre sehr ungern Mann, wenn ich mir sagen lassen müßte, es sei eine Strafe mit mir zu schlafen und daß ein Schwanz »penetriert«, wie ein Skalpell. Ich könnte keine Frau mehr anfassen, aus Angst, daß sie sich hinterher bei ihren Freundinnen darüber beschwert, daß sie geliebt worden ist.

Im Bett haben für mich Männer den Frauen voraus, daß sie wenigstens diese paar Zentimeter mehr haben, daß ihr Glied im wahrsten Sinne des Wortes ein Binde-Glied sein kann. Es hat was von einem Puzzle, das paßt.

Ich kenne sehr wenige Männer, die stark genug sind, eine Liebe zu leben. Ich spreche jetzt gar nicht von meinen komischen, urkomischen Geschichten, sondern von Lieben, die ich beobachte. Es sind, bis auf wenige Ausnahmen, immer die Frauen, die tragfähiger sind, stärker, aufbauender. Die Ängstlichkeit der Männer macht mich verrückt. Zu sehen, daß ich einem Mann Angst einflöße statt Hoffnung, macht mich verrückt. Sie rennen um ihr Leben, sobald sie sehen, daß eine Frau nicht eine totale Null ist.

Ich weiß nicht, wie es ist, wenn Frauen miteinander leben. Ich habe nie mit Frauen zusammengelebt. Nur mit einigen Frauen geschlafen. Und das nur mit Frauen, die mir nicht wichtig waren. Aus Angst, mit meiner Hemmungslosigkeit etwas Wichtiges kaputtzumachen. Aber ich sehe ja viele Frauen, die miteinander leben, und es ist ganz selten, daß sich dort nicht die bekannten Machtverhältnisse breitmachen. Ich weiß trotzdem, daß Frauen für mich besser waren als Männer. Natürlich nicht die, die einen für einen Mann oder eine Frau in die Pfanne hauen. Richtige Liebesverhältnisse zu Frauen werde ich wahrscheinlich erst haben, wenn ich besser mit Liebe umgehen kann.

Aber man lernt nicht aus seinen Fehlern, auch ich nicht. Man macht seinen gleichen Scheiß, es sei denn, daß man jetzt, wie ich, aus reiner Notwehr dicht macht. Und dicht hält, bis einem der nächste Mann wie ein Stein auf den Kopf fällt oder einen wie ein Auto überfährt. Einem zustößt wie ein Unglücksfall.

Ich habe mir überlegt, wie ich das bekommen kann, was ich brauche, und ich bin auch drauf gekommen. Ich muß jetzt nur noch lernen, wie ich es anstelle: nicht einen Liebhaber zu haben, sondern drei oder vier oder fünf. Dann wird jeder froh sein, wenn er mal kommen darf, und sein möglichstes tun, um mich zu begeistern, denk ich, denn er ist dann ja nicht überfordert. Und vielleicht kommt es dann grade hin. Vielleicht kann er mir dann die Illusion geben, die ich brauche: daß er ohne mich zugrundeginge.

Mich hat noch keiner emotional und sexuell überfordert, sondern nur in allem andern, was ich zu investieren hatte an psychischer Kraft, an Leistung, an Phantasie, an Existenzrettung - wobei ich nie Geld hatte, aber meine Einfälle sind ja auch Gold wert. Ich wäre sehr dankbar gewesen, wenn andere mir einen Teil dieser Arbeit, einen Mann zu tragen, abgenommen hätten. Was ich mir jetzt ausgedacht habe, sehe ich deshalb auch nicht als Untreue an. Die Herren können sich doch gegenseitig dankbar die Hände schütteln. Und wenn es sie quält, müssen sie ja nicht voneinander wissen. Wenn ein Mann sich dadurch so gedemütigt fühlt, wie er sonst andere demütigt, kann man ihm das ja ersparen. Wenn er Angst davor hat, verglichen zu werden. Sonst scheitert es immer an der Überforderung der Männer - ich würde ihnen nur den Teil abnehmen, der ihnen zuviel ist. Dagegen: wenn ein Mann fremd geht, heißt das, daß er von dem bißchen, das er einem zuteilt, noch etwas abzwackt für andere, die davon auch nicht satt werden. Ein Freund hat mir zwei Zeilen von Karl Kraus zitiert: »... um seine Zigarre anzuzünden, entfacht er ihren Höllenbrand.« Das ist es. Sie gehn als Brandstifter herum, kokeln überall alles an, ohne jemals den Brand löschen zu wollen oder zu können.

Ich habe nicht immer so süchtig geliebt wie heute. Ich bin in Schweden aufgewachsen, dort erzogen, und -eigenwillig, wie ich war - hatte ich den Mut, nein zu sagen zu sexuellen Erlebnissen mit 11,12 oder 13 Jahren. Als ich es dann doch tat, bewußt und selbst die Initiative ergreifend (ich bin in meinem Leben nie verführt worden, ein paarmal wurden Vergewaltigungen versucht, da haben die Jungs einen in die Eier gekriegt, ich hab also noch nie mit jemandem geschlafen, ohne daß ich es selber wollte), war das eine lustige Sache, ein angenehmer Körperkitzel. Da hatte ich auch eine Anzahl von Jungs nebeneinander. Treu war ich meinem Bruder, treu war ich ein paar Freunden, bestimmt nicht irgendwelchen hübschen Jungs, die ich mir fürs Bett griff. Erst die erste Liebe, die viel später kam, setzte Maßstäbe und machte es mir unmöglich, mich noch auf Kinkerlitzchen einzulassen.

Anfangs dachte ich noch, daß der Rausch Freiheit bedeute, dann es war ja meine freie Entscheidung. Es schien die optimale Freiheit, mit dem zusammen sein zu dürfen, der mir diesen Rausch verschaffte. Heute fühle ich mich nur noch frei in den Phasen, die ich ohne Mann lebe. Frei im Kopf, das brauche ich, um arbeiten zu können, frei mit meinen Freunden, mit denen ich so oft und so lange zusammen sein kann wie ich möchte. Wenn ein Liebhaber da ist, hätte ich keine Freude daran, ich warte dann nur, daß er kommt oder daß ich zu ihm gehe. Das ist dann stärker als andere Beziehungen, die ich habe, bessere Beziehungen.

Das dazwischen, das sind wirklich nur noch Krankheitsphasen. Vor einigen Jahren hatte ich noch eine Liebe zu dieser Krankheit, ich bat alle Freunde, mir zu helfen, meine Krankheit zu erhalten. Wenn es mir jetzt zustößt, bitte ich meine Freunde wieder, mir zu helfen. Anders. Rauszukommen aus dem Dreck. Liebe gleich Dreck ... Ich komm mir dann auch vor wie ein Rekonvaleszent, der wieder gehen lernt, sehen lernt, riechen und schmecken lernt. Es hatte ja nur das Essen geschmeckt, zu dem ER ja sagte.

Ich brauche viele Dinge für mich. Eine Menge Dinge für den Kopf. Ich brauch maßlos viel für den Körper. Ich brauch eigentlich auf allen Gebieten maßlos viel. Es ist leichter für mich, ganz darauf zu verzichten, als nur ein bißchen zu haben. Ich glaub, daß ich den Männern und mir einen Gefallen tu, wenn ich meine Bedürfnisse und Leidenschaften auf mehrere verteile. Es gibt so einen Ausspruch: Weniger wäre mehr.

Das ist es. Ich bin auf allen Gebieten unendlich hungrig. Zu hungrig.

Konkret-Sexualität 1979, S. 96

Piet Christians

NOTIZEN AUS EINEM GESCHLECHTSLEBEN

Ein durchschnittlicher Intelligenzler, Chauvi wie du und ich, wird erwachsen. Autobiografisches über den mühseligen Weg zur ehelichen Zufriedenheit - eine Liebeserklärung an Frau und Tochter

Es sieht so aus, als wäre es schließlich doch noch gut gegangen, mit Frau und Kind und Heim und Bett. Es war nicht zu erwarten.

Ich bin jetzt vierzig, Hanna ist dreißig, unsere Tochter drei. Sie sitzen zuhaus, während ich hier schreibe. Wenn ich fertig bin, geh ich runter zum Metzger und zum Gemüsemann. Dort kennen sie mich schon mit Namen. Es wird wieder dauern, bis ich weiß, was ich will, ich werd' mich neben die Schlange stellen und noch ein paar Leute vor mir dran lassen. Vielleicht hat der Schlachter heute Kalbsnieren. Oder soll ich Lammkeule machen, Bannbrauch ich aber noch Flageoletts...

Sorgen kann ich haben! Werner, der Kumpan, mit dem Unehelichen und den dünnen grauen Strähnen, macht mich dauernd an: Mit dir kann man nichts mehr unternehmen! Immer sitzt du zuhaus! Deine Frau hat dich ganz schön unterm Pantoffel! Werner ist frei. Abends geht er »Wohnstube kaufen«, zum Portugiesen, zum Türken oder ins »Vienna«. Er ist mit Wirten und Stammgästen per du, alle kennen seine Leiden. Wir haben ihm zum letzten Geburtstag einen Pschyrembel geschenkt, damit er sich ein paar neue Krankheiten aussucht - das schiefe Rückgrat und das Ziehen im rechten Augapfel waren nicht mehr auszuhalten.

Werner ist ein feiner Kerl. Wie Hannes, genannt Fuzzy. Sie sind Junggesellen, und sagen, es gefalle ihnen. Vor einem Jahr mußte Hannes unterm Sauerstoffzelt aufgeweckt werden. Die Schwedin, Ulla, im Club 69 auf dem Kiez, sagt er, sei »klasse«. Sie mache es ohne Gummi. Und sei auch sonst sehr nett, ganz intelligent, man könne richtig mit ihr reden.

Wir waren mal in derselben Werbefirma, in derselben Abteilung. Ich war damals schon verheiratet. Das erste Kind war während des Studiums gekommen, ungewollt, jedenfalls von mir. Aber getraut, mit ihr darüber zu reden, hatte ich mich auch nicht. Also Ehe, ein Kind, kurz darauf das zweite. Und natürlich waren wir glücklich. Ich hatte einen ganz guten Job als »kreativer« Texter gefunden, die Wohnung war groß und man konnte über den Hafen sehen, die Kinder waren hübsch und gesund. Nachts, wenn sie schrieen, hab ich sie gestreichelt, ermahnt, angebrüllt. Dann geschlagen. Draußen, wenn's um Erziehung ging, vertrat ich das »Modell Summerhill«. Soviel Mist, war einer meiner beliebten Sprüche, wie die bürgerliche Erziehung an jedem Tag fabriziere, könnten alle antiautoritären Kinderläden nicht in Jahren machen.

Ein anderer: Wer es mit der ersten Frau nicht aushalte, sei zu schwach zu einer Zweierbeziehung. Abends machten wir uns an die neueste Serviererin in der Betriebskantine ran. Hahnenkämpfe. Sektwetten. Hannes kriegte fast jede. Ich fast auch.

Angefangen hatte es mit einem richtigen Verhältnis. Dann gings immer schneller: Zwei Wochen, acht Tage, eine Nacht. Hopp und ex. Doch auch dann konnte man dieser Sekretärin und jener Buchhalterin am nächsten Morgen begegnen. Ideal; wenn man das noch hätte ausschließen können. Die klarsten aller Verhältnisse sind halt die der Waren. Ihnen bleibt man nichts schuldig, vor ihnen braucht man sich nicht zu rechtfertigen.

Sexualität daheim? Bestenfalls der Morgen nach dem Abendbier. Die Kinder wuchsen zu Klötzen am Bein, die Geburtstagsgeschenke wurden immer größer. Die Frau bekam zu Weihnachten einen zu teuren Pelz. Schlechtes Gewissen wurde meine Existenzgrundlage. Doch draußen immer noch: der intelligente, kämpferische, nette Fortschrittler. Der Unkorrumpierbare. Seltsam, auch heute noch, wo ich weiß, wie korrumpiert, wie verkommen das Verhältnis zwischen meinem privaten und öffentlichen Leben war, habe ich meinem damaligen politischen Tun nichts vorzuwerfen.

Eines Abends dann wieder die übliche Tour: Kommen Sie noch mit, auf ein Bier, bei »Eddy«? Und diesmal endete es ein paar Stunden später mit einem Handkuß auf offener Straße, vorm Haus ihrer Eltern. Erst der dritte Abend endete, wo er sollte. Sie war sehr jung, knabenhaft schlank, sah aus, wie ich - immer vergeblicher -meine Frau zu sehen versucht hatte, seit ich wußte, daß ich sie heiraten mußte. Sie hieß Hanna, hatte mit einem gleichaltrigen Jungen zusammengelebt, einem aus ihrer Schulklasse. Sex war eine unangenehm-unvermeidliche Begleiterscheinung gewesen, wohl für beide.

Natürlich war sie: junges Fleisch, zu Anfang. Es hätte sonst keinen Anfang gegeben. Wir gingen ins Hotel oder liebten uns nachts im Auto, vor den Voyeuren im Stadtpark, die um die Parkplätze strichen. Drei Monate, nachdem ich sie getroffen hatte, verließ ich meine Familie, zog ins Hotel. Kurz darauf zogen wir zusammen, unter komplizierten Arrangements: Nur möbliert, zum Beispiel, damit man mit dem Koffer in der Hand zu jedem Augenblick ausziehen konnte. Heirat und Kinder ausgeschlossen. Keine Fragen. Endlich frei. Nie wieder schlechtes Gewissen. Bei Mißstimmungen sofortiger Auszug, für eine Nacht ins Hotel oder aufs Sofa im Nebenzimmer. Wenn du gehn willst, geh. Wenn du bleiben willst, nimm mich, wie ich bin.

Sie hielt das aus, ich weiß nicht wie. Nach einem Jahr wurde sogar diese lose Bindung zu eng. Wir zogen um -jeder in seine eigene Wohnung. Meine hatte sie für mich gesucht, nach Wunsch: möbliert. Nach einigen Wochen häuften sich unsere Verabredungen. Wir schliefen bei ihr (sie hatte das breitere Bett), wir badeten bei mir (ich hatte die größere Wanne).

Schließlich zog ich zu ihr. Aber Einrichtung gabs keine: Ein Zimmer für die Pakete aus der Wäscherei, ein Zimmer für die Schmutzwäsche, eins fürs Bett und Bücherregal, die ich aus der ehelichen Wohnung holen ließ. Die Scheidung zögerte ich hinaus, damit ein unüberwindliches Hindernis blieb. Keine Experimente. Ich hatte jetzt alles: Wochenenden im Bett, Ausflüge mit Freunden, Nächte mit Kumpanen. Ich war unheimlich clever.

Eines Tages, es war ihr Geburtstag und ich hatte groß eingekauft, sagte sie: Ich hab mich da in einen verknallt. Ich lächelte: Naja, das gibt's, und das gibt sich. Dann kam sie eines Nachts nicht nachhaus. Ja, sie habe mit ihm geschlafen. Ich schlug um mich (nicht sie!), schrie, trampelte, verlor die Kontrolle über meine Motorik. Sie sagte, er wolle sie heiraten, wolle Kinder mit ihr haben. Sie wußte nicht, wollte verreisen, allein, »zu sich kommen«. Freunde gaben mir Valium. Es wirkte wie Kaffee. Mit fast geheimdienstlichen Mitteln brachte ich heraus, daß er ihr nachgereist war. Ich zerschlug eine Whisky-Flasche an der Bürowand. Ein Kollege nahm mich in den Schwitzkasten und wand mir die Schere aus der Hand, mit der ich um mich geschlagen hatte. Ich heulte, daß die Brust schmerzte wie nie zuvor.

War es der Schock der ersten Niederlage? Ich war doch der, der bestimmte, wann es aus ist! Diese Tobsucht -nur verletzter Stolz? Seit meinem sechzehnten Lebensjahr hatte ich mich nicht mehr geprügelt. Ich rief den andern an: Er solle seine schmierigen Finger von ihr lassen, wenn ihm sein Leben lieb sei. Ich tagträumte, wie ich frontal in seinen silbergrauen Mercedes hineinfahren würde. Immer wieder. Kindisch - ja das war es: Ich war es und wollte es bleiben und erlebte die Schmerzen eines auf einen Moment zusammengedrängten Erwachsenwerdens. Viele werden es nicht mehr, in dieser auf Infantilität und Senilität orientierten Gesellschaft, aus deren kurzen Hosen der Kalk rieselt.

DONT'T CRY FOR ME

Sie kam zurück. Ihr war es nicht viel besser gegangen. Wir lagen nebeneinander, doch ich durfte sie nicht berühren. Sie wollte abwarten, ob sie schwanger war. Dann wäre sie ausgezogen. Es dauerte Wochen, sie fuhr noch einmal weg, zu ihren Eltern, dann kam sie ganz zurück. Wir suchten eine Leerwohnung und richteten uns ein, langsam, Stück für Stück, das wir gemeinsam aussuchten. Später auch allein, um uns zu freuen, daß wir den Geschmack des andern getroffen hatten.

Sie wurde schwanger. Wir konnten darüber reden, wir konnten uns zusammen zu einem Nein vorreden. Danach, in der Klinik, konnten wir uns schon wieder küssen.

Ein Jahr später war's wieder so weit, nach einem Sommerurlaub an der portugiesischen Küste. Wir hatten all unser Geld ausgegeben für ein Häuschen mit uneinsehbarem Garten, in dem wir den ganzen Tag tun konnten, was wir wollten. Und wir wollten und tatens, zärtlich und rauh und herzhaft und lieb. Wir hätten in diesen Wochen den Nachwuchs eines Alentejo-Dorfs für zwei Generationen zeugen können. Ich sagte: Wolln wir ficken? Und sie sagte: Ich kenne das Wort nicht, und lachte und zog mich an meiner hervorragenden Stelle auf die Decke.

Jetzt redeten wir wieder drüber, nur kurz, zum Ja. Es wurde eine Tochter, Pauline, wie meine Urgroßmutter, genannt Paul. Ein Fehler, der lustige kurze Jungenname, ich weiß. Aber wir werden ihn gemeinsam ausbaden, alle drei. Das heißt, wir werden Paul demnächst, bevor sie was merkt, Pauline rufen. Hoffentlich.

Paul ist ein Sensibelchen. Die Ärzte begingen grade mal wieder ihren Tag des Kunstfehlers und leiteten die Geburt »versehentlich« einen Monat zu früh ein. Paul wollte nicht richtig essen, erbrach die Muttermilch, und wir lernten in den ersten Monaten einige Notärzte kennen. Nachts schrie sie drei- bis fünfmal, wir nahmen sie auf den Arm, streichelten sie, trugen sie herum, summten ihr was vor, am besten wirkte: Don't cry for nie, Argentina... Ich blieb gleichbleibend zärtlich, wurde nie aggressiv, ob um Mitternacht oder morgens um vier, wenn ich naßgeschwitzt aus dem tiefsten Schlaf kam. In nun bald drei Jahren hab ich nicht auch nur einmal den Wunsch gehabt, Paul körperlich zu strafen, und sei es auch nur mit dem sogenannten »Klaps auf den Po«. Ich wollte Paul, jetzt hab ich sie und möchte, daß sie mich will. Und sie will: Seit ich ihr das erste Mal Rosenkohl gekocht habe, (erst in sprudelndem ungesalzenem Wasser, damit die Bitterstoffe rausgehen, dann in leicht siedendem gesalzenem, schließlich gut abgetropft in Butter rundum zart angebräunt und etwas Muskatnuß darübergerieben...) - also seitdem rührt sie kein Alete mehr an.

NUR DIE SCHULTERN SIND ETWAS BREITER GEWORDEN

Hanna ist aus der Klinik zurückgekehrt wie neu. Konfektionsgröße 38, nur die Schultern sind vom Pauline-Tragen etwas breiter geworden. Vielleicht hätte ich diesmal auch einen von Schwangerschaftsnarben faltigen Bauch lieben können. Ich

bin froh, daß ich nicht vor die Probe gestellt wurde. Das klingt nicht nur inhuman, das ist inhuman. Aber es ist so, ich bin so, und ich weiß, daß ich weniger Unheil anrichte, seit ich das weiß.

Bin ich jetzt »glücklich«, ist sie »glücklich«. Wir sagen uns das, und manchmal sind wir's vielleicht. Sicher ist, daß wir oft fröhlich sind, meistens zufrieden, und nicht auf dem Weg nach unten. Gestern abend, Paul schläft jetzt manchmal durch, war's fast wie damals in Portugal (bis auf die Pinien). Und das Omelett mit Steinpilzen, das ich hinterher gemacht habe, war ein Gedicht, das wir synchron aufsagen konnten.

Peter ist auch zum zweitenmal verheiratet und hat einen kleinen Sohn, In der ersten Ehe war er sexuell zu kurz gekommen, er ist in die zweite ausgebrochen, mit dem Ziel, den Weg sexueller Erfahrung bis zu Ende zu gehen. Natürlich mußte er auch bei der Entbindung dabei sein. Alles ist Natur und gut und schön. Es dauerte dann ein Jahr, bis er wieder mit seiner Frau schlafen konnte. Das war *sein* »Modell Summerhill«, das Versagen einer infantilen Psyche an einer senilen Theorie. Ob er's noch schafft?

Der Preis ist fast unerschwinglich, die Kosten an Jahren, Geld, Tränen, Opfern, eigenen und fremden, vor allem fremden. Wie zäh, wohlhabend und intelligent muß einer aus unserem sozialen Milieu schon sein - und wieviel Glück muß er dann noch haben, um kein armes Schwein zu werden? Oder, wenn's gut geht, fertig zu werden mit dem Defizit, das dann immer noch bleibt, zwischen dem Kopf und dem Bauch?

Zum Beispiel damit, daß Hanna Pauls wegen ihr Studium unterbrochen hat und wir beide fürchten, daß es »abgebrochen« heißen müßte. Oder damit, daß ich mit meiner Tochter turnen, albern, herumziehen, aber nicht ernsthaft spielen kann, weil Kraft und Phantasie nicht ausreichen. Oder mit den psychischen Anstrengungen, die das Treuegebot macht, mit dem wir nicht sehr schwer, aber ohne das wir gar nicht zusammen leben könnten. Schließlich die Tabus: Das verlangte und zu gewährende Recht, den Umgang mit Körper und Psyche des andern zu begrenzen. Der Verzicht auf Orgasmusdiskussionen. Das heimliche Einverständnis, frühere sexuelle Erlebnisse mit andern nicht zu »verbalisieren«.

Wir können zusammenleben, weil wir psychische Kraft proben meiden. Ist das spießig? Kinder wollen, was nicht geht. Greise können nicht mehr, was sonst ginge. Wie versuchen nichts, was nicht gehn kann, und versuchen al les, was nicht zu schwer geht.

Konkret-Sexualität 1979, S. 100

Friedemann Pfäfflin

DIE PROGNOSE DES GUTACHTERS WAR SCHLECHT

Fehlleistungen von Sachverständigen und Juristen in Sexualstrafprozessen

»Auf Ersuchen der Oberstaatsanwaltschaft am Landgericht Hamburg erstatte ich über die Zurechnungsfähigkeit und als gefährlicher Gewohnheitsverbrecher das folgende psychiatrische Gutachten ... « Freud mit Ihnen, Herr! Daß psychiatrische Gutachter oft genug als Gewohnheitsverbrecher tätig sind, war spätestens seit Tilman Mosers Streitschrift »Repressive Kriminalpsychiatrie« bekannt. Für den Pakt zwischen Strafjuristen und Kriminalpsychiatern, den Moser denunzierte, hat jetzt Friedemann Pfäfflin vom Hamburger Institut für Sexualforschung die Beweise zusammengetragen. Pfäfflins Analyse von 936 Gerichtsakten über rechtskräftige Verurteilungen von Sexualstraftätern in den Jahren 1964 bis 1971 bestätigt eindrucksvoll die Richtigkeit aller Vorurteile über Ignoranz, Zynismus, Überheblichkeit und Moralismus der Gutachter.

In den 936 Verfahren gab es 317 psychiatrische Gutachten. Davon 109 mündliche, 208 schriftliche. 63 Prozent erstellte der Gerichtsärztliche Gesundheitsdienst, das heißt, es handelt sich dann um nicht-liquidierbare Dienstgutachten. Und diese zeichnen sich zu 80 Prozent dadurch aus, daß sie mangelhaft bis schlecht waren. Ein Dokument gutachterlicher Sorgfalt:

»Bei M. handelt es sich um einen äußerst reizbaren, affekt-labilen, charakterlich haltlosen Menschen. Man könnte diesen abartig veranlagten M. ärztlicherseits die verminderte Zurechnungsfähigkeit im Sinne des § 51,2 StGB nur dann mit großer Wahrscheinlichkeit zubilligen, wenn er bei der Begehung der Straftat unter erheblicher Alkoholeinwirkung gestanden hat. § 51,1 StGB ist mit Sicherheit auszuschließen. Eine Untersuchung nach § 81 StPO erscheint nach diesem Untersuchungsergebnis ärztlicherseits begründet. «

8 Schreibmaschinenzeilen. Es gibt nur ein Argument, das für Kürze spielt: Der Platz ist zu knapp für Beschimpfungen, Diskriminierungen und Diffamierungen: Es beginnt bereits mit der Anrede. 60 Prozent aller Gutachter nennen die Probanden 'Angeklagter' oder 'Beschuldigter`. Ein Drittel diskreditiert sie als Lügner. Einige Wort-Beispiele aus der wissenschaftlichen Gosse:

»Abartig, hemmungslos, schamlos, kriminell, triebhaft, maßlos, dumpfteigig, heimtückisch, kaltblütig, großmäulig, minderwertig, unterwertige - alles stets im Superlativ.

Unter Sexualanamnese versteht ein Drittel der Sachverständigen folgendes:

»Er kam mit 14 Jahren in die Pubertät und onanierte übermäßig stark. Mit 18 lernte er seine jetzige Ehefrau kennen, mit der er seither den Geschlechtsakt angeblich ohne Perversitäten ausführt. a

Ein Viertel kommt völlig ohne Anamnese aus - in Sexualstrafprozessen!

Es ging Pfäfflin bei seiner Untersuchung nicht darum, eine zweite Streitschrift à la Moser zu erstellen, die dann gleichermaßen von der Fachwelt als unwissenschaftlich ignoriert worden wäre. Er wollte die Ungeheuerlichkeiten öffentlich machen, sie belegen, nachprüfbar machen. Sonst würde erstens niemand glauben und zweitens keiner was dagegen unternehmen, daß jedes zehnte Gutachten Freiheitsentzug als Therapie vorschlägt. Eine »normale« Therapie wird etwa dreimal so häufig vorgeschlagen. Dabei steht Kastration an erster, Psychotherapie an letzter Stelle.

Mit methodischer Sorgfalt wird die Vorurteilsstruktur der Gutachter freigelegt. Raus kommt, daß die Hälfte sexualfeindlich ist, weniger als die Hälfte neutral ist, nur 44 Prozent präzise arbeiten. Alle neigen zu Pseudotheorien, Moralisierungen und sozialen Vorurteilen:

»Aufgrund seiner bei ihm eindeutig vorliegenden Bedenkenlosigkeit versuchte er zu notzüchtigen.«

»Die Mutter soll eine feurige Zigeunerin sein.«

»Seine Mutter führt einen liederlichen Lebenswandel, seine Schwester kam wegen Arbeitsscheu und Herumtreiberei in Freiheitsentzug. Der Angeklagte selber ist seiner Sozialstruktur nach nur ein Parasit und gehört zu der Gruppe von Menschen, die es bequemer finden, von öffentlicher Fürsorge zu leben als selber zu arbeiten. Es fehlen ihm jegliche Ausdauer, Gleichmaß, Pünktlichkeit und Einordnung.«

Es wird mit Unterstellungen gearbeitet, an der Glaubwürdigkeit der Probanden gezweifelt und schließlich das Urteil dem Richter abgenommen:

»Es ist eher Furcht vor Strafe, die ihm die Freude an der Perversion verdirbt.«

»Auch heute würde ich strafrechtliche Verantwortlichkeit dahingehend beurteilen, daß man es mit einem sexuell abartigen endprimitiven infantilen Schwachsinnigen zu tun hat. Schon im kurzen Gespräch merkt man ihm an, mit wes Gotteskind man es zu tun hat. u

Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Zu solchen Gutachten passen solche Fehlleistungen im Urteil:

»Die Prognose des Sachverständigen war schleck t. «

Viel schlechter ist, daß die Hinzuziehung und Auswahl eines Gutachters sowie die Bewertung und Berücksichtigung der Ergebnisse im Ermessens- bzw. Beurteilungsspielraum der richterlichen Irrkompetenz liegen. Noch zu Hans Gieses Zeiten (Begründer der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung) wurden Anträge auf seine Berufung als Gutachter nur selten berücksichtigt. Berufen werden Gutachter, die ungestraft solche Äußerungen von sich gaben:

»Eine Untersuchung durch ein 'sexualwissenschaftliches` Institut hingegen erübrigt sich, denn zum einen ist die Wissenschaftlichkeit solcher Institute meist bereits dadurch fragwürdig, daß ihre Leiter oder Mitarbeiter selbst sexuell Perverse sind, zum anderen geht es aber auch nicht um die genaue Registrierung des Verhaltens des Untersuchten, da dieses ja in alle Einzelheiten hinein bekannt ist. u

---

1)Pfäfflin, Friedemann: »Vorurteilsstruktur und Ideologie psychiatrischer Gutachten über Sexualstraftäter« in: Beiträge zur Sexualforschung, Band 57, Stuttgart 1978

Konkret-Sexualität 1979, S. 102

Eberhard Schorsch

IRREN IST MENSCHLICH

Klaus Dörner und Ursula Plog haben ein Lehrbuch der Psychiatrie/Psychotherapie geschrieben. Eberhard Schorsch stellt es vor

Die Entwicklung dieses Buches, seine Vor- und Urgeschichte habe ich, oft ohne es zu merken, miterlebt. Ich kenne Klaus Dörner lange aus einer 15 -jährigen Arbeit in der Hamburger Psychiatrischen Klinik, Ursula Plog fast ebensolange.

Als ich vor Jahren von der Absicht der beiden erfuhr, ein Lehrbuch der Psychiatrie zu schreiben, habe ich gedacht und gesagt: Wie kann man nur! Die psychiatrischen Wissenschaften, dieses Knäuel aus Irrsinn, Mythos, Natur, Geist, Philosophie, Ideologie, verkrusteter Reaktion, eingebettet in eine schlimme Geschichte - wie kann man sich daran machen, dies alles zu sichten, zu ordnen, zu sortieren und es als Ganzes wieder zusammenzusetzen? Wie kann man, dachte ich, in dieser Wissenschaft anders arbeiten und überleben, als sich irgendwo am Rande, unter dem Gestrüpp verborgen, einzurichten, sich ein Nest zu bauen und in irgendeiner Nische abseits zu hausen (die Sexualforschung ist eine solche Nische)? Wie kann man diese Macchia durchforsten wollen, ohne überall hängen zu bleiben, sich blutig zu kratzen, sich zu verirren oder aber alles umzumähen und auszuroden? Man kann!

Zurück zu der Ur- und Vorgeschichte dieses Buches. Wir - ich spreche von einigen an der Klinik damals, die sich nicht nur als Lehrlinge in dem Sinne verstanden, daß sie Herkömmliches übernehmen und sich aneignen wollten, sondern die unsicher und unbefriedigt zunächst ein ungezieltes Suchverhalten an den Tag legte - wir wußten natürlich von Dörners intellektuellem »Vorleben«, kannten sein politisches Engagement in seiner Berliner Studentenzeit. Wir hatten irgendwie große Erwartungen in Klaus Dörner gesetzt und gehofft, so eine Art »Big Brother« in den Prozessen der allmählichen Politisierung, in denen wir nachhinkten, uns verirrten, nach Orientierungspunkten peilten, in ihm zu finden - und wurden darin im wesentlichen enttäuscht. Klaus Dörner hockte hauptamtlich in einem kargen Zimmer in einer Baracke, das er morgens mit einem verrosteten Fahrrad (geliehen!) erreichte und spät wieder verließ. Mittags gab es grüne Tomaten und dortige Semmeln, sonntags auch mal einen Apfel - eine Askese, die viel Respekt und etwas Ungemütlichkeit verbreitete. Hinter Türmen von Büchern konnte man allenfalls Teilansichten von Profil und Nase erspähen. Manche behaupten, er habe die psychiatrische Bibliothek von oben links bis unten rechts durchgelesen.

In politischen Fragen und Auseinandersetzungen in der Klinik verhielt er sich weitgehend abstinent, blieb im Hintergrund - und wir fühlten uns im Stich gelassen. Nach allen Seiten freundlich und konziliant, mit jedermann auf gutem Fuße, setzte er sich bösen Vermutungen aus, er sei opportunistisch, leistete wilden Spekulationen und Projektionen bezüglich seines »heimlichen« politischen Standpunktes Vorschub (Irren ist menschlich). Was am Ende dieser Epoche, ohne viel Gegacker, herauskam, war das Buch »Bürger und Irre« - ein Buch von großer Belesenheit, voller Anregungen, streckenweise packend zu lesen, in dem einige Ansätze der späteren Arbeit, die sich dann in dem »Lehrbuch« niederschlagen, bereits vorformuliert waren. Es war aber zu sehr versackt in der Literatur und blieb schließlich ein Buch aus der Bibliothek für die Bibliothek.

Danach kam abrupt die große Kehrtwendung. Bibliotheken schienen vergessen, als gäbe es sie gar nicht mehr. Klaus Dörner vergrub sich in den psychiatrischen Alltag, als seien es Bücher. Mit einem gleichen, ausschließlichen Eifer widmete er sich den Kommunen, kleinen und großen Patientenproblemen; man konnte ihn zwischen weinerlichen Omas und ausgeflippten Teenies hin und her eilen sehen, stets um konkrete Lösungen bemüht.

Bei dieser Wendung ist ganz sicher der Einfluß von Ursula Plog entscheidend gewesen; es war der Beginn eines sehr fruchtbaren Arbeitsbündnisses. Ursula Plog war bis dahin eine couragierte Einzelkämpferin gewesen, die wesentlich dazu beigetragen hat, ihrem Berufsstand, der Psychologie, in der Psychiatrie Geltung und Anerkennung zu verschaffen. Bis dahin (man kann es sich heute nur noch schwer vorstellen) galten die Psychologen als eine Art technisches Hilfspersonal, rangierten in der Hierarchie weit unter einer »Oberschwester« und waren im Kreise der Psychiater als eine Mischung aus modernem Hofnarr und altmütterlichem Pulswärmer geduldet.

In dieser, wie es uns zunächst erschien, blindwütigen Alltagsbesessenheit wirkten sie zunehmend ansteckend und entwickelten allmählich charismatische Qualitäten. Um Klaus Dörner und Ursula Plog und die von ihnen aufgebaute »Tagesklinik« scharte sich ein zunächst kleiner, dann immer weiter wachsender Kreis von Menschen, die an sozialen und sozialpsychiatrischen Fragen interessiert waren und interessiert wurden - wobei besonderer Wert darauf gelegt wurde, nicht

nur Ärzte und Psychologen, sondern auch sogenannte Laien wie Krankenschwestern, Pfleger, Sozialarbeiter anzusprechen und zu beteiligen. Aus diesem Kreis gingen dann, wieder auf eher stille Weise und ohne Trommeln und Gackern, eine Reihe außerklinischer sozialpsychiatrischer Aktivitäten und Institutionen hervor, die, wiederum ganz am konkreten Problem orientiert, die Psychiatrie in Hamburg verändern oder zu verändern beginnen.

Ich schildere diese Entwicklung nicht, um Histörchen zu erzählen. Sich diese Geschichte zu vergegenwärtigen, ist unverzichtbar, um zu verstehen, daß es sich in der Zusammenschau um eine von Beginn an geschlossene und konsequente Entwicklung handelt: eine eminent politische Entwicklung von einer Radikalität der Art, daß der Verfassungsschutz nicht die Ohren zu spitzen braucht. Im Kern verkörpert dieses »Lehrbuch« die Umsetzung des politischen Ansatzes in engagierte Mitarbeit an der Veränderung von Lebensbedingungen. Das fast zu Tode debattierte, jedenfalls arg zerstrittene Pärchen »Theorie und Praxis« tritt hier gemeinsam auf als eine alltägliche Zweierbeziehung, die durch Gewohnheit und Sympathie zusammengehalten wird, ohne Höhepunkte und Leidenschaften, aber auch keine Strindberg'schen mit Bruder-Mord im Nebenzimmer.

Dieses Buch schildert nicht explizit, aber demonstriert implizit, was es heißt, eine Wissenschaft wie die Psychiatrie politisch zu begreifen, nämlich als den Alltagskampf und die stündliche Rangelei um menschliches Elend aus Betroffenheit und in der Sorge um Abhilfe. Es ist weit entfernt von dem Irrsinn, Patientenkollektive zu mißbrauchen als Kamikaze-Flieger und Amokläufer in einer kriegerischen Reiterattacke gegen »die Gesellschaft«. Es geht nicht um Umsturz der Gesellschaft mit Pfeil und Bogen; die Erfahrungen haben zu klug gemacht, um mit »Dumm-Dumm-Argumenten« gegen Beton zu hämmern. Es geht vielmehr um Umstrukturierung von Gemeinschaften, Erweiterung von Spielräumen, mitmenschliche Verantwortung und Verantwortlichkeit, getragen vom Pathos der alltäglichen Gemeinsamkeiten, ohne den politischen Großraum aus den Augen zu verlieren, der zwar nie beschrieben wird, gelegentlich aber anklingt, wenn es z.B. heißt: »Jetzt haben wir daran zu arbeiten, daß die Sachzwänge der Automatisierung und der Kernenergie nicht den 'total verfügbaren Menschen' - als für das 20. Jahrhundert 'vernünftig' von uns verlangen« oder: »Es ist leichter, einen Menschen, der unter seiner 'Unvernunft' leidet, zur Vernunft zuführen (auch ist es normaler), als jemanden, der schon vernünftig ist, noch vernünftiger zu machen oder - was leider sehr oft als Möglichkeit übersehen wird - zu größerer Unvernünftigkeit zu helfen«.

Das Buch ist keine Schrift der »Anti-Psychiatrie«, die als plakatives Programm und Reizwort, nicht als praktische Arbeit ihren Sinn hat, weil sie zu sehr auf »Psychiatrie« im Herkömmlichen bezogen bleibt. Es deutet vielmehr die Richtung an, in der es in der Dialektik des Veränderungsprozesses weitergehen könnte, wenn Psychiatrie und Anti-Psychiatrie sich einmal remis getrennt haben oder aneinander müde geworden sind. Der Weg besteht darin, die Art des Zusammenlebens von Menschen in kleinen und größeren Gemeinschaften so zu verändern, daß es auch in der BRD eines Tages möglich sein könnte, die Psychiatrie einer »Lösung auf italienisch« zuzuführen (gesetzliche Auflösung psychiatrischer Landeskrankenhäuser als Institutionen für Dauerasylierung) - ein Experiment, dessen Ausgang durchaus offen ist, an dessen Ende auch triumphales Schlüsselklappern der Reaktion stehen kann. Der Weg dahin bei uns ist lang; über den weiten Vorsprung an Menschlichkeit des Zusammenlebens in Italien sollte sich niemand Illusionen machen.

Was bei Dörner und Plog unter dem Strich herauskommt, ist also trotz allem ein »Lehrbuch der Psychiatrie«, nur - und dies ist ein radikaler Neuansatz - wird hier nicht der Patient als Objekt und Opfer unter dem Mikroskop analysiert und beschrieben, sondern Subjekt und Täter: der Arzt, Therapeut, Helfer werden gleichermaßen einbezogen und infragegestellt. Die verfremdende Kluft, das Machtgefälle zwischen Subjekt und Objekt wird, soweit dies überhaupt geht, abgebaut. Es ist in der Tat ein Buch, das der Patient lesen und sich dabei auch in der Rolle des Helfers wiederfinden kann, ebenso wie der Helfer seine Patientenproblematik entdeckt, ohne daß in einem nivellierenden Kahlschlag einer universalen Pathologisierung von allem und jedem das Wort geredet wird. Es ist wie ein Kreisel, eine Spirale, die sich immer um dasselbe dreht: die Begegnung und das Menschliche - nicht im Sinne einer Vereinspräambel, eines festrednerischen Pfingstochsen, auch nicht eines Theorems, sondern als das alltäglich sinnlich Erfahrbare, das greifbar da ist, das man riechen und anfassen kann, das in den Ohren klingelt und ebenso lästig wie präsent ist. Wenn ich mehr darüber schreibe, lande ich flugs auf der Kanzel und rede Pastorales - und würde mich damit gar nicht so sehr von manchen Passagen des Buches absetzen (pardon!). In dem immer wiederholten Verweis auf den Leser, seine Gefühle und Probleme, hat das Buch Methode, die bei Dauerlektüre zum Schema werden kann. Wie tröstlich und menschlich, daß auch das Menschliche ermüden kann.

Der Versuch, alles vorformulierte Wissen erst einmal beiseite zu schaffen, bei der Stunde Null anzusetzen vor dem Urknall der rastlos expandierenden Entfremdung durch Wissenschaft, ist nicht paradiesischer Urzustand des Wissens, sondern Anstrengung des Denkens. Dazu gehört eine parzivalleske Unbeirrbarkeit, aus der heraus dann Sätze von schlagender Einfachheit und Richtigkeit gelingen, z.B. wenn es über den Umgang mit Selbstmordgefährdeten heißt: » Trost und

Ermutigung bei einem Verzweifelten ist Verspottung«. Daß hin und wieder der Urknall ausbleibt, die Uhr nicht ingang kommt, die Anstrengung gekünstelt wirkt - was tut's. Auf S. 394 z.B. heißt es: »Psychoanalyse heißt wörtlich Seelenzergliederung« und auf den nächsten beiden Seiten folgt dann auch nicht viel mehr zu diesem Thema.

Es ist nicht ein Suchen nach obligaten kritischen Argumenten, sondern etwas, das mich gestört und stellenweise auch geärgert hat, ist die durchweg versöhnliche, im Hinblick auf Traditionalistisches nachsichtige bis kompromißbereitete, » therapeutische« Tonart des Buches. Man kann z.B. nicht ein Kapitel über die Wirkung von Psychopharmaka schreiben - über deren Wichtigkeit und Unverzichtbarkeit auch ich mir im klaren bin -, ohne ein klares und nicht nur kluges Wort zu sagen zu den ökonomischen Verflechtungen und der üblen Geschäftemacherei auf Kosten der Patienten, die in der Psychiatrie auch grassiert. Ich hätte mir hier und andernorts schärfere Töne gewünscht und klarere Positionen. Ist dieser Verzicht auf Schärfe taktisch oder weise (sollte beides gar identisch sein?)? Sollte es die Intention der Autoren gewesen sein, möglichst wenig anzuecken, dann kann ich mich trösten: Dieses Buch wird anecken; denn es ist alles andere als ohne Standpunkt.

Wer künftig Lehrbücher schreibt, muß schon viel Borniertheit besitzen, will er sich über diese Ansätze hinwegsetzen. Es gibt nicht viele Bücher (» Sachbücher«), die den Leser verändern; dieses gehört dazu - wenn ich mich nicht irre.

Dörner/Plog: »Irren ist menschlich« Psychiatrie-Verlag, Wunstorf, 1978. 483 S., 25 Mark.

Konkret-Sexualität 1979, S. 104

Hartmut Schulze

TOTE HOSE AUS SATIN

Disco - der massenhaft geplante Betrug an der Sexualität.

Städtische Realschule in Geesthacht, Kreis Herzogtum Lauenburg, Deutsch, 7. Klasse: »Bilde einen Passiv-Satz« -»Das Mädchen wird von John Travolta abgeschleckt«.

Selbst wenn die 14jährige Susanne Körner ihren Lehrer damit in pubertärer Auflehnung provozieren wollte - das Thema Travolta/Disco/Disco-Sex macht Provokationen unmöglich. Aus dem gleichen Grund, aus dem sie nie auf den Gedanken gekommen wäre, bei entsprechender Aufgabenstellung den Satz zu bilden: »Das Mädchen schleckt«, oder gar: »Ich schlecke John Travolta ab«. Das Thema läßt keine Aktiv-Sätze zu. Travolta läßt keine Aktivität zu.

Außer: Platten kaufen, Kinokarten kaufen, Poster-Zeitschriften kaufen, Disco-Mode kaufen, Eintrittskarten für die Diskothek kaufen.

Was sich in den sechziger Jahren klar abzeichnete, die Kommerzialisierung einer Jugendkultur, die Auflehnung bedeutete, obgleich Rock und Pop immer schon bloß Surrogat waren, hat seinen Endpunkt jetzt in der Disco-Kultur gefunden.

Die Verfügung über Köpfe und Körper bei dieser Musik und ihrem Ambiente ist total geworden und wird mit wissenschaftlicher Exaktheit gehandhabt. Sie kann funktionieren, weil sie an den Bedürfnissen ihrer Objekte ansetzt: am Sex und am Drang, aus monotonem Alltag, aus Isolierungen auszubrechen. Indern sie diese wirklichen Bedürfnisse entgegen ihrem Versprechen nicht einlöst, aber das Versprechen durch die Befriedigung falscher Bedürfnisse, die sie erst produziert, aufrechterhalten kann, setzt sich die Disco-Mode durch und fort.

Es gibt zum Beispiel in Hamburg keinen kälteren Ort, das Union-Kühlhaus am Hafen eingeschlossen, als die neue Super-Disco »Trinity«, in der für drei Millionen Mark und mit 5.000 Watt Frigidität produziert wird. Edelstahl, Glas, Plastik, Neon. Aber alles fragt mit Rod Stewart: »Da Ya Think I'm Sexy?« Eine Antwort kommt nicht, weil jeder nur an einem interessiert ist: selbst zu wissen, ob er sexy ist. Die zuverlässigste Auskunft gibt da also nur der Spiegel. Und vor dem wird bevorzugt getanzt.

Ja, ihr kleinen Johnny Travoltas, ihr seid sexy. Ihr gebt dafür ja auch eine Menge Geld aus. Jeder der vier Millionen Disco-Besucher hat dort im letzten Jahr durchschnittlich über 600 Mark an Eintritt und Getränken gezahlt.

Dazu kommen die Kosten für die notwendige Kleidung. Ein Turnhöschen aus Satin zum Beispiel gibt's nicht unter 35 Mark. Wer in Lederhose »in« sein will, gibt noch eine Null drauf. Leder ist gefragt. Nicht die schwere Motorrad-Kluft, sondern feines, weiches Leder, auch für T-shirts, und knalleng. Auch hier diktiert der Narzißmus: je knapper die Kleider und je schärfer das Material auf der Haut, desto intensiver die eigene Körpererfahrung.

Jemand anders stört nur dabei. Zuschauer allerdings müssen schon da sein. Denn in der Disco wird die Anerkennung und Bewunderung eingefordert, die in Berufsschule und Großraumbüro versagt bleibt. Das stundenlange Einüben von Tanzschritten und möglichst obszönen Gesten vorm Spiegel, die ganze abendliche Staffage müssen sich auszahlen. Zuschauer gibt es in den Diskotheken genug, regelmäßig mehr als Tänzer. Da aber auch für das Publikum am Rand der Tanzfläche oder auf der Balustrade Eitelkeit erste Charaktereigenschaft und Arroganz und zwanghaft geübte Selbstsicherheit oberstes Verhaltensgebot sind, bleiben sie die von den andern geforderte Bewunderung und Anerkennung schuldig. Es sei denn, ein prominentes Gesicht macht durch seine bloße Erscheinung, oder ein Mitglied des Fernsehballetts macht durch seinen Spagat jegliche Konkurrenz von vornherein aussichtslos. Dann wird auch mal ein Kreis gebildet und rhythmisch geklatscht.

Der Wunsch, vom Glanz der Sonne eines solchen Show-Prominenten, mit dem man sich ja mal auf dem Parkett Rücken an Rücken reiben könnte, etwas abzubekommen, macht einen wesentlichen Teil der Attraktivität jeder Großstadt-Disco aus. Und genährt wird dieser Wunsch durch entsprechende Berichte von Star-Besuchen, die in der Lokalpresse fast täglich erscheinen.

Wenn also Susanne Körner aus Geesthacht am Wochenende nach Tespe hinter Niedermarschacht fährt, in den »Schnuckenstall«, die nächstgelegene Disco, dann sehnt sie sich nach einem Abend im Hamburger »Trinity«. Aber dort wird sie die gleiche Frustration erleiden wie in den 2800 Dorf-Diskotheken, die es in der Bundesrepublik gibt. (Mit dem Unterschied, daß sie in Hamburg für ihren Frust 20 Mark Eintritt bezahlen muß). Denn das Publikum kommt auch hier vorwiegend aus dem Kreis Herzogtum Lauenburg, aus Winsen an der Luhe, aus Lüneburg, Pinneberg, Buxtehude und

Uelzen. Die Mittvierzigerin, die aus ihrem hautengen Tigerkleid mit Schlitz eine Brust raushängen läßt, ist vielleicht die einzige, die hier ein Gefühl bei anderen erregt: Mitleid.

Neben ihr eine Lady im weißen Trikot. Sie verlängert ihren Narzißmus mittels optischer Technik. Sie hat sich ihren eigenen Zuschauer mitgebracht, einen pummeligen Fotografen mit schütterem Haarkranz. Sein Blitzlicht ergänzt das hektische Strob-Light. Obwohl die Lady sich nur für die Foto-Linse exaltiert, bewegt sie sich nicht anders als die übrigen Disco-Gänger.

Die einzelnen Gäste vermeiden jeden Blick-Kontakt untereinander. Es könnte ja der Eindruck entstehen, man hätte ihn nötig. Körper-Kontakt ist absolut tabu. Wenn man einen Körper anfaßt, dann seinen eigenen. Neben dem Rotieren der Unterarme umeinander (»Wolle wickeln«) ist das langsame Hochstreicheln von den Oberschenkeln über Unterleib und Hüften - am eigenen Körper natürlich - die gängige Tanz-Bewegung. Tanz-Partner gibt es nicht. Auch wer zu zweit oder in der Clique gekommen ist, tanzt allein.

Trotzdem oder wohl wegen dieses Autismus ist die Atmosphäre in den großen, neuen Diskotheken hoch erotisch. Das Oberangebot an schönen Körpern (schließlich wurden sie von strengen Türhütern ausgewählt, die erste und einzige Bestätigung, die ein Disco-Besucher durch einen anderen erfährt - Dicke, Alte und Brillenträger bleiben draußen) und der selbstauferlegte Zwang, sie nicht zu begehren (aus Angst, dann selbst weniger begehrenswert zu sein), produzieren einen Emotionsstau, der sich nicht einmal im Tanz entladen kann. Denn die »richtige« Disco-Bewegung erfordert ein hohes Maß an Konzentration, die Schritte folgen rigiden Mustern und Körperbeherrschung ist oberstes Ziel. Hinzu kommt die erotisierende Wirkung der Musik, gelenkt vom Discjockey. Star dieser Branche ist die 22jährige Amerikanerin Sharon Lee (»Mit Musik haben Sie eine ungeheure Macht«), die um den Globus jettet, um DJ-Novizen zu zeigen, wie man diese Macht ausübt. Zum Beispiel mit den Bässen. Bass-Lautsprecher sind nach dem Plattenteller der wichtigste Einrichtungsgegenstand einer Diskothek. Es mag vielleicht keine chemischen Aphrodisiaka geben, - stark aufgedrehte Bässe, die den Brustkorb vibrieren lassen, sind eins. (Ich weiß nicht, warum, aber ich weiß auch nicht, warum Kühe bei Walzermusik mehr Milch geben). Sharon Lee: »Bässe in dieser Lautstärke sind erotisierend.«

Aber sollte sich der so hergestellte Sex-Stau tatsächlich mal an Ort und Stelle entladen - geschlechtliche Handlung wäre in einer Disco nur als kollektive Masturbation denkbar. Jedoch müßten dann wenigstens genügend Kleenex-Tücher bereitliegen. Die Diskothek ist aseptisch (auch morgens um sechs hat im marmorgekachelten Klo noch niemand vorbeigepinkelt), und geschwitzt wird hier schon gar nicht. Dafür sorgt, wenn das Deo versagt, die Klimaanlage, die die allgemeine Coolness sehr sinnfällig werden läßt.

Der Disco-Typ ist nicht nur sauber, er ist auch geschlechtsneutral. So wenig man beim Duett von John Travolta und Olivia Newton-John Männer- und Frauenstimme unterscheiden kann, so wenig unterscheiden sich männliche und weibliche Disco-Gänger in Kleidung, Mimik und Gestik. Dennoch ist die Disco eine Männerangelegenheit. Aber von »einer seltsam androgynen Qualität«. Das »Spiegel«-Urteil über John Travolta trifft auf den gesamten, von ihm initiierten Kult zu.

Die Disco-Queen Amanda Lear verdankt zum Beispiel ihren Erfolg dem lancierten PR-Gerücht, sie sei ein Mann. Der Disco-King Patrick Juvet dagegen singt (wie auch die »Bee Gees«, die den Disco-Sound durchgesetzt haben) im Falsett - und sieht wie Amanda Lear aus - nein, eher wie eine als Lederkerl rausgeputzte Transsexuelle.

Eine treffende Charakterisierung des sozialen Orts Diskothek, dieses asozialen Orts, liefert Ivan Nagel, der in einem ganz anderen Zusammenhang, nämlich in einer Kritik von Chéreaus Lulu-Inszenierung, geschrieben hat: »In der Zeit des ideologisch geförderten, kommerziell abgesegneten Unisex übernehmen beide Geschlechter alle narzißtische Feigheit und Wirklichkeitsverengung der Homosexualität, um dem Treffen mit dem anderen bequem auszuweichen -ohne daß sie dafür das Kreuz der Minderheit zu tragen hätten.«

Die neue Frankfurter »in«- Diskothek im Keller des Rhein-Main-Flughafens, trägt dieses Programm gleich im Namen: »Dorffan Gray«.

Die Alltags-Beschädigungen, die der Disco-Besucher fliehen will, werden also nicht nur nicht ausgeglichen, sondern noch durch weitere ergänzt. Auf Einsamkeit antwortet die Einsamkeit mit dem höhnischen und verlogenen Versprechen auf Kontakt. » Da Ya Think I'm Sexy?«.

Auf den Stenorette-Knopf im Ohr antworten 5.000-Watt-Lautsprecher mit einem höhnischen und verlogenen » Stayin Alive« (Bee Gees).

Die Plattenproduzenten zeigen, wie viel sie von den Deformationen ihrer Kunden, von ihrer entfremdeten, toten Arbeit wissen, wenn sie ihnen dieses »Alive« beständig um die Ohren knallen. Gloria Gaynor, die Mutter der Discos, singt: »I Will Survive« und, ganz oben auf den Charts, Patrick Hernandez: »Born To Be Alive«. Indem auch dieser Überlebenswille ausgebeutet wird, wird er endgültig gebrochen. Jeden Samstag-Abend von neuem. Denn ehe der Betrug durchschaut wird, ist die Jugend vorbei (55 Prozent aller Disco-Besucher sind unter 21, nur 10 Prozent sind über 25).

Hoffen auf die Erlösung von allem Übel, betrogene Hoffnung, weiter hoffen: Um auf die Parallele vom sonnabendlichen Gang in die Disco zum sonntäglichen Kirchgang zu stoßen, hätte es nicht erst eines Artikels im »Hamburger Abendblatt« bedurft. Die Springer-Zeitung berichtete kürzlich in einem ihrer täglichen »Trinity«-Reports vom Besuch einer Konfirmandengruppe aus St.Annen, einem 375-Seelen-Dorf von der Nordsee-Küste im Hamburger Musik-Tempel. Pastor Hechenleitner vergleicht die Diskothek mit dem italienischen Wallfahrtsort Loreto: »Der Magie beider Orte kann man sich wohl schlecht entziehen.« Richtig. Und noch etwas, Herr Pfarrer: Wunder gibt es weder hier noch dort. Aber die Regie stimmt.